This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die Pyrenäen.

Von

Eugen Baron Vaerſt.

Und das iſt meiner Reiſen Frucht,
Daß mir gefällt die deutſche Zucht.

Walther von der Vogelweide.

Erſter Theil.

Breslau.
Druck und Verlag von Graß, Barth und Comp.

1847.

Tant que des hommes m'inspireront plus d'intérêt que des livres, des actions plus que des récits, des affections plus que des paroles, l'Espagne me paraîtra plus curieuse à observer qu'un pays supercivilisé, comme l'Angleterre ou la France.

Custine.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Karl von Preuſſen

in tiefſter Unterthänigkeit

Baron Vaerſt.

Quellen.

Mariana, Histoire générale d'Espagne.

Geſchichte Ferdinands und Iſabellens von Prescott.

Toreno du Soulèvement, de la guerre et de la révolution d'Espagne.

Espagne sur la guerre actuelle par un Castilian.

Examen critique des Révolutions d'Espagne de 1820, 1823 et de 1836.

De la guerre civile d'Espagne par Don Evariste San Miguel.

L'Espagne en 1833 et 1834 par J. Tansky.

Essai Historique sur les Provinces Basques.

Suchet, Memoires.

Martignac, Révolution d'Espagne.

Histoire de Roussillon comprenant l'histoire du royaume de Majorque par Henry.

Fayet de Baure, Essai historiques de Bearn.

Histoire de Bearn et du Pays Basque par Mazure.

Histoire de Jeanne d'Albret Reine de Navarre par Melle. Vauvilliers.

Les Pyrénées par le Baron Tayler.
Contes et nouvelles de la Reine de Navarre.
Les chroniques de Sire Jean Froissard.
Lübemann, Züge durch die Pyrenäen.
Vogaye au Mont-Perdu par Ramond.
Genoude, l'histoire de France.
La Sentinelle, Journal des Intérêts de l'Armée.
Die Breslauer Zeitung und andere deutsche, wie spanische, englische und französische Zeitschriften und Brochüren.

I.

Reiſe nach Marſeille.

I. Reiſe nach Marſeille.

Eben die Krankheit, die meine Kraft bricht und mich zu ernſten Arbeiten untüchtig macht, verſchafft mir die nöthige Muße zu dem vertraulichen Geſpräch.

Chamiſſo, Reiſe um die Welt.

Am 26. Oktober 1844 ſaß ich früh Morgens in Breslau in meinem bequemen Reiſewagen, ohne zu wiſſen, wohin er mich führen würde. Diesmal galt die Reiſe nicht dem Vergnügen, ſondern der Linderung meiner körperlichen Leiden; ich hatte mir keinen andern Plan gemacht, als ein warmes Klima, einen heiteren Himmel aufzuſuchen, ſonſt mochte der Zufall gnädig ſorgen. Schnell ſollte es im Norden, langſam im Süden gehen!

In dieſem Jahre hatten wir in Nord-Deutſchland einen äußerſt traurigen, kalten und naſſen Sommer gehabt, ſo daß ich, trotz eines dreimonatlichen Aufenthaltes an der für mich ſonſt ſo wohlthätigen Cudowaer Heilquelle, keine Linderung mannigfacher Leiden fühlte und wenige Tage nach meiner Heimkehr in Breslau ernſtlich

erkrankte und drei Wochen Stube und Bett hüten mußte. Ich ließ den Doktor Schumann aus Reichenbach zu mir rufen, damit er mit meinem vieljährigen Freunde und Hausarzte, dem Hofrath Pulst, sich über meinen Zustand berathe. Beide waren der Meinung, daß ich für den Winter ein milderes Klima aufsuchen sollte, wozu ich um so williger war, als ich seit uralter Zeit Hippokrates Vorliebe für den Süden und die Sonne theile.

Seit einigen Jahren hatte ich die Leitung des Breslauer Theaters übernommen; ein um so ernsteres Unternehmen, als ich den Etat nach großartigem Maßstabe und so angelegt hatte, daß ich jährlich etwa 100,000 Thaler einnehmen mußte, um bestehen zu können, während früher etwa die Hälfte dieser Summe nöthig sein mochte. Dies Geschäft hatte mich nach meiner Heimkehr aus Cudowa sehr in Anspruch genommen und, was mir bei meiner großen körperlichen Schwäche besonders nachtheilig war, aufgeregt. Ohne Intriguen, ja ohne allerlei ärgerliche Scenen, die einem Theaterunternehmer gespielt werden, ist ein solches Geschäft nicht denkbar; im gesunden Zustande fühlte ich mich dem allem wohl gewachsen, aber wie es mit mir nun einmal beschaffen war, schien es gerathen, diesen Situationen für einige Zeit den Rücken zu wenden, um mit größeren Kräften den künftigjährigen Feldzug beginnen zu können.

Das Ordnen meiner Geschäfte, welches mich vor pekuniärem Verluste bei längerer Abwesenheit von Breslau schützen sollte, die Reiseanstalten, die Verabredungen mit meinem Bruder, den ich zu mir kommen ließ, um mein Testament zu machen, und besonders die schönen Oktobertage hielten mich etwas lange auf. In Berlin verlor ich noch acht Tage, um die Ehre zu haben, meinen hohen Gönner, der bei meiner Ankunft abwesend war, zu sprechen. Erst am 3. November reisete ich im schlechtesten Wetter, was sich seit vierzehn Tagen eingestellt hatte, auf der Eisenbahn nach Halle. In der vorhergehenden Nacht war der erste Schnee gefallen, der mich bis Halle begleitete und sich hinter dem Thüringer Walde verlor. Abends blieb ich in Weissenfels und fuhr am 4. bis Gotha. Meine Gesundheit nach einem achttägigen Leiden in Berlin war leidlich und wurde auch diesmal, wie jederzeit durch das Reisen, täglich besser. Meine Laune war auch deshalb die heiterste, weil mein alter Freund Holtei, dem ich die Leitung des Breslauer Theaters für die Zeit meiner Abwesenheit übergeben hatte, eben schriftlich das beste Gedeihen für die Kunstanstalt in Aussicht stellte; das mir gesendete Repertoir fand ich vortrefflich, es entsprach den gehegten Erwartungen vollkommen, auch zeigte sich gegründete Hoffnung,

daß der seit lange vorbereitete „Cortez" endlich über die Bühne gehen würde.

Am 6. November kam ich Mittags in Frankfurt am Main an und stieg im römischen Kaiser ab. Hier fand ich bereits den Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt und den Baron Rheinbaben; mit Letzterem hatte ich kurz vor meinem Abgange von Breslau eine gemeinsame Reise, vorerst nach dem südlichen Frankreich, verabredet. Hier setzten wir fest, zuerst nach Marseille zu gehen, bekamen aber bald nicht übele Lust, den Winter auf Madeira zuzubringen. Das Klima dieser Insel ist bekanntlich das herrlichste der Welt; einem Freunde des Prinzen war kürzlich ein Winteraufenthalt daselbst vortrefflich bekommen und hatte ihn von mannigfachen Leiden befreit. Leopold von Buch's Schilderung der canarischen Inseln war mir bekannt und trug nicht wenig dazu bei, mein Verlangen danach zu vermehren. In Marseille konnten wir erfahren, wie sich die Reise am zweckmäßigsten einrichten ließe.

In Frankfurt durchstrich ich vergebens mehrere Buchläden, um einige Werke über die canarischen Inseln aufzusuchen. Des Abends ging ich mit den Reisegefährten in's Theater. Es wurde „der Landwirth" von der Prinzessin Amalie von Sachsen gegeben; ich fand kein einziges Mitglied der Bühne ausgezeichnet, aber ein so durch-

aus lobenswerthes Enſemble, ein Ineinandergreifen, wie ich es leider auf meiner Bühne niemals geſehen habe. Gerade ein ſolches iſt aber vorzugsweiſe von den größeren Provinzialbühnen zu erwarten, ja zu verlangen; durch daſſelbe können ſie ſich den großen Hofbühnen gleichſtellen, ſie ſelbſt überflügeln, während dieſe, bei einer irgend verſtändigen Leitung, durch die großen ihnen zu Gebote ſtehenden Geldmittel allein im Stande ſind, die ausgezeichnetſten Mitglieder für ihre Bühnen bleibend zu gewinnen. Einem guten Enſembleſpiel, welches niemals ſeinen Eindruck verfehlt, ſtehen aber zwei Dinge entgegen. Zuerſt der verdorbene Geſchmack des großen Publikums, welches nur Neues und immer wiederum Allerneueſtes verlangt und daher bei öfteren Wiederholungen zum großen Schaden des Theaterunternehmers das Haus leer und keine Zeit zu mehrfachen Proben und gründlichem Studiren läßt; dadurch geſchieht nicht nur der Kunſtdarſtellung großer Abbruch, ſondern die Künſtler werden auch zur allerflachſten Oberflächlichkeit verleitet und dahin gebracht, die erſte Vorſtellung eines neuen Stückes gleichſam als eine Generalprobe zu betrachten, ein Uebelſtand, der in Deutſchland zur allgemeinen Unſitte geworden iſt, während er ſelbſt auf den kleineren Bühnen Frankreichs nicht geduldet wird. Das zweite Hinderniß eines Enſembleſpiels, das ſich beſonders bei

den ſogenannten Converſationsſtücken herausſtellt, ſind die neuen großen Theater, mehr auf heroiſche Opern und pomphafte Schauſtücke, als auf ein gemüthliches oder auch nur vertrautes Koſen berechnet. In einem großen Raume, wo der Schauſpieler gezwungen iſt, die Stimme zu erheben, um verſtanden zu werden, iſt der Converſationston von Hauſe aus deplacirt. Dem mag ſein, wie ihm wolle; vor 50 Jahren wurden Luſt- und Schauſpiele mit mehr Treue und größerer Sorgfalt in Deutſchland gegeben, als heutigen Tages. Göthe ſah bei der Führung des Theaters in Weimar vorzugsweiſe auf ein Enſembleſpiel; nicht nur das mäßig große Haus machte es ihm leicht, ſondern auch beſonders die Einrichtung, daß zu ſeiner Zeit nicht alle Tage in der Woche geſpielt wurde.

Am 7. November gingen wir Nachmittags mit dem Dampfwagen nach Mainz, Abends ſahen wir hier den „Brauer von Preſton", eine in jeder und aller Beziehung elende Vorſtellung. Der Tenor, Herr Sauvage, war mir dem Namen nach bekannt; ich hatte ſchon Luſt gehabt, ihm Vorſchläge zum Gaſtſpiele Behufs einer Anſtellung in Breslau zu machen, fand ihn aber ſehr unter meiner Erwartung. Am 8. gingen wir mit dem Dampfſchiffe bis Mannheim, wo wir Mittags um 1 Uhr ankamen. Da wir keine Minute verſäumen durften, um

zur rechten Zeit nach der Mühlhauſener Eiſenbahn zu kommen, was in dieſer Jahreszeit nicht immer möglich iſt, indem die ſtarken Nebel die ſchnelle Fahrt des Dampfſchiffes oft hindern, ſo riefen wir etwas ungeduldig ſchon vom Schiffe aus nach vier Pferden, um unſere Wagen zur Eiſenbahn befördern zu laſſen. Ein Kutſcher zeigte ſich mit zwei Pferden, er wollte vor jeden unſerer großen, ſchwer bepackten Reiſewagen ein Pferd ſpannen und uns damit eben ſo ſchnell, als ein anderer mit vier Pferden, zur Eiſenbahn bringen. Wir nahmen das natürlich an. Auf dem Wege fand ſich ein anderer Kutſcher an den Wagen ein und verlangte für die zwei anderen, nicht erhaltenen aber doch beſtellten und nun, wie er ſagte, auch auf unſer Verlangen angekommenen Pferde, Bezahlung. Wir ſahen aber die angeblich angekommenen Pferde nicht und verweigerten die Zahlung. Der Menſch ſchrie und tobte, rief den Himmel zum Zeugen unſers Unrechts und beſchwor die Menſchen auf der Straße, ihn dagegen zu ſchützen. Endlich nahmen ſich die Umſtehenden unſerer an, und es fand ſich, daß er der Beſitzer unſerer beiden Vorſpannpferde war und keine anderen hatte. Durch vielfache und vieljährige Reiſen in ganz Europa an allerlei Prellereien gewöhnt, ohne mich darüber, gleich Herrn Nicolai auf ſeiner italieniſchen Reiſe, zu erzürnen, war mir, ich geſtehe, dieſe grandioſe Unver-

ſchämtheit doch neu und ungewöhnlich, ſie ſchien mir bemerkenswerth. — Wir kamen zu ſpät nach Kehl, um heute nach Straßburg reiſen zu können, wir blieben über Nacht. Nach Straßburg brachen wir am 9. früh auf. Die Herren der Douane waren, wie bisher allezeit, ſehr graziös gegen mich. Die Eiſenbahn von Straßburg bis Mühlhauſen fördert mit ganz ungewöhnlicher Schnelle, ſo daß wir vom letzten Orte heute noch mit Extrapoſt Belfort erreichen konnten. Das Poſtgebäude, welches zugleich ein Gaſthaus iſt, liegt glücklicher Weiſe vor der Feſtung, die, wie das leider und unbegreiflicher Weiſe in ganz Frankreich Sitte iſt, zeitig des Abends geſchloſſen wird. Sonntag am 10. November blieben wir zu Mittag, nicht beſonders gut bewirthet, in Beaume les Dames, kamen zeitig des Abends nach Beſançon, und zwar, durch unſere Schuld, in ein ſchlechtes Gaſthaus. Wir hatten den Poſtillons geſagt, ſie möchten uns in das beſte Gaſthaus bringen, ein Befehl welcher ganz beſonders in Frankreich immer den gewünſchten Zweck verfehlt. Die Wirthe der kleinen und ſchlechten Gaſthäuſer zahlen, und das thun die der beſten niemals, dem Poſtillon in ganz Frankreich einen gewiſſen Betrag für jeden zugeführten Fremden. Auf dieſe Weiſe einquartirt, befindet man ſich wahrſcheinlich zu theuer und gewiß ſchlech-

ter bedient, als wenn man auch nur den erſten beſten guide des voyageurs zu Rathe zieht.

Am 11. gingen wir nicht über Beaufort in nächſter Richtung nach Lyon, ſondern nach Châlons sur Saone, um das Dampfſchiff zu benutzen. Seit zwei Tagen hatten wir kaltes Wetter, rauhen Nordwind, ja Sturm. Ich wurde damit, von Rechts wegen, ſehr verhöhnt, da ich unſer ſeitheriges gutes Wetter ſchon dem Süden, dem ſchönen Frankreich angerechnet wiſſen wollte. Früh Morgens brachen wir mit dem Dampfſchiffe nach Lyon auf. Die Saone war durch anhaltendes Regenwetter ſo angeſchwollen, daß unſere Wagen, die als Coupé's nicht zurückgeſchlagen werden konnten, wegen der Niedrigkeit einiger Brücken, unter denen wir paſſirten, den Weg zu Lande machen mußten. Unſere Fahrt war traurig, das Wetter fortwährend ſchlecht. Nebel, Sturm, Hagel wechſelten ab; Niemand verließ die Kajüte, und dieſe war auf eine Weiſe mit Menſchen überfüllt, wie ich es noch niemals auf Dampfſchiffen geſehen habe. Es waren vielleicht 200 Menſchen, nicht gerade die beſte Geſellſchaft, auf dem nicht zu großen Schiffe. In den Winkel, der von uns beſcheiden eingenommen worden, hatte ſich ein junger Spanier gedrängt, geſprächig, vorlaut. Er hatte den Krieg gegen die Karliſten, auf deren Seite ſein Vater gefochten hatte, mitgemacht; er war leidenſchaftlich, ab-

ſprechend, unwiſſend und that ſein Möglichſtes, um mit einem alten franzöſiſchen Offizier, den er in's Geſpräch gezogen hatte, und der offenbar einer anderen politiſchen Richtung angehörte, Händel zu bekommen; dieſer war aber deſto beſonnener. Mir war im Geſpräch, nach alter und treuer Gewohnheit, die Benennung König für Don Carlos entſchlüpft, der Spanier, gleich Feuer und Flamme, beruhigte ſich ungern, obgleich ich ihm verſicherte, daß ſein eigener Vater unbezweifelt ſich eben ſo ausgedrückt haben würde. Es war ein echter Spanier, brav, offen, heftig, charaktervoll. Mittags um 2 Uhr kamen wir endlich in Lyon an. Abends wurde im Theater „Cöleſtine", eine ſchlechte Vorſtellung, angeſehen; das weibliche Perſonal der Geſellſchaft war, was in Frankreich ſelten, ohne alle Ausnahme von einer ganz entſchiedenen Häßlichkeit.

Am 13. November machten wir Ruhetag in Lyon. Vergebens ſuchten wir nach guten Werken und Charten von den canariſchen Inſeln; hier, wie früher in Straßburg und ſpäter in Marſeille, fanden wir nur unſeres Landsmannes Buch vortreffliches Werk über die canariſchen Inſeln, was freilich über Madeira gar keine Aufſchlüſſe giebt. — Lyon hat eine Akademie, von der Voltaire ſagte: quoi qu'elle ait une académie, fille si bien élevée, qu'elle n'a jamais fait parler d'elle. — Man

fürchtet, daß durch die in neuerer Zeit so sehr geförderte Kommunikation mit China den Seidenfabriken von Lyon ein großer Schaden zugefügt werden könne. China erzeugt nicht nur eine ungeheuere Menge von Seide, sondern fabrizirt auch sehr viel Seidenwaaren; überdem ist dort der Arbeitslohn so gering, daß europäische Spekulanten schon eine große Menge von Seidenwaaren in Kanton anfertigen lassen, nach Amerika senden und nun auch beabsichtigen, Ostindien direkt von China aus damit zu versehen. Der allgemeinsten Verbreitung chinesischer Seidenstoffe steht nur die sprichwörtlich gewordene chinesische Geschmacklosigkeit entgegen, während die französischen Dessins so mannigfach als geschmackvoll sind. Die Chineſen sind aber die geschicktesten Affen der Welt, und Alles, was der raffinirte Geschmack europäischer Industrie hervorbringt, was überhaupt Menschenhände hervorgebracht haben, verstehen sie auf das Allertäuschendste nachzuahmen. So auch die französischen Dessins in den verschiedensten Seidenzeugen, so daß die Franzosen Nichts voraus haben, als die neueste Mode, was freilich bei Luxusartikeln sehr viel ist. Die französischen großen Seidenfabrikanten haben die ersten Zeichner in Paris in ihrem Solde, bezahlen sie fürstlich und halten die neuesten Zeichnungen geheim, bis nach ihnen eine große Menge Seidenstoffe angefertigt ist. Man versucht anderentheils alles

Mögliche, die neuen Deſſins vor Bearbeitung der Waare zu erhalten, um ſie möglichſt zeitig nach China zu ſenden. Mir ſind Summen angegeben worden, die für ein neues Muſter von einer berühmten Lyoner Seidenfabrik geboten wurden, und in's Unglaubliche gehen. Als Beweis der chineſiſchen Nachahmungsfähigkeit ward mir eine Anekdote erzählt, die komiſch genug iſt. Ein engliſcher Marine-Offizier wollte ſich nach der letzten Expedition in einer chineſiſchen Stadt eine neue Uniform machen laſſen. Der chineſiſche Schneider, dem dergleichen Arbeit noch nicht vorgekommen war, trug ſein Bedenken vor, aber der Engländer beſtand auf ſeinem Willen und gab dem Chineſen eine alte Uniform, mit dem Befehle, die neue ganz genau der alten gleich zu machen. Der Künſtler ließ lange auf das Meiſterſtück warten, kam aber endlich mit triumphirender Miene. Der Engländer probirte das Kleid an, es paßte, aber er fand daß es ſein altes Kleid wäre. Der Chineſe ſah in dieſer ſchmeichelhaften Aeußerung nur den Triumph ſeiner Kunſt und blieb dabei, es ſei die neu angefertigte Uniform, bis der Offizier ihm einen großen Schmutzfleck zeigte, woran er ſein altes Kleid erkennen wollte. Ja, ſagte der Schneider, dieſer Fleck hat acht Tage Zeit und Arbeit gekoſtet, aber dafür iſt er dem des anderen Rockes auch täuſchend ähnlich; kurz, der Mann hatte mit großer

Kunſt einen neuen Rock alt, befleckt und abgeſchabt gemacht, der dem Muſter ſo vollkommen glich, daß nichts weiter dagegen einzuwenden war.

Abends gingen wir in das große Theater, wo der „Poſtillon von Lonjumeau" gegeben ward. Den Poſtillon machte ein Anfänger, der eben ſo oft wegen ſeines ſchlechten Geſanges ausgelacht, als wegen ſeiner wahrhaft ausgezeichneten Stimme applaudirt wurde. Zuletzt ſiegte die Natur über die Kunſt, der Beifall ward ungeheuer und einſtimmig. Der Oper folgte noch ein mehraktiges Räuberſtück, welches natürlich in Paris ſpielte. Alle Perſonen des Stückes, aus den verſchiedenſten Klaſſen der Geſellſchaft, lebten vom Raube, Diebſtahle und Betruge; ein unerfahrener Jüngling aus der Provinz aber wurde von allen dieſen Gaunern wunderbarer Weiſe geliebt und glücklich gemacht. Man muß geſtehen, ſolche Situation iſt etwas neu in dieſer ſublunariſchen Welt. Wir warteten leider das Ende des Stückes nicht ab, der Prinz hatte ſich erkältet und war ſehr unwohl. Mir ging es auf der ganzen Reiſe faſt über Erwartung wohl.

Am 14. November waren wir früh um 5 Uhr auf das Dampfſchiff beſchieden, der Nebel aber war und blieb ſo ſtark, daß wir erſt um ½10 Uhr abfahren konnten. Während die Saone Alles weit und breit überſchwemmt hatte, Felder, Wieſen und ganze Dörfer, blieb die Rhone,

nach der Vereinigung mit ihr, in ihrem Bette, uneingedenk ihres alten Namens, denn Rhone ſoll — nach Petrarca — von dem alten Worte rhodar herkommen, welches ſoviel als reißend bedeutet. Tibull nennt ſie celer, Auſonius praeceps und Florus impiger. Ich kannte die Rhone nur aus ihrem himmelblauen Waſſer in der Schweiz, fand ſie aber in Frankreich viel ſchöner, als ich erwartet hatte. Hinter dem uralten Valence, welches 1500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung erbaut ſein ſoll, beginnt, was auch alle Reiſebücher anmerken, eine ſüdliche Vegetation. An einigen Stellen ſchienen mir die Rhone-Ufer den ſchöneren Rheingegenden nahe verwandt. Wir paſſirten gewiß ein Dutzend von Brücken. Ob wir aber gleich ein ſehr gutes und ſchnelles Dampfſchiff hatten, ſo konnten wir doch die in den Morgenſtunden verlorene Zeit nicht wieder gewinnen und blieben vor einem elenden Dorfe, etwa 15 Stunden (Lieues) vor Avignon, wohin wir eigentlich heute kommen ſollten. Die bei weitem größte Anzahl der Paſſagiere ſtieg an's Land, ſich ein ſchlechtes Nachtquartier zu ſuchen. Ich blieb in meinem, mit gutem Bette verſehenen Reiſewagen und hatte eine vortreffliche Nacht, die ſo angenehm kühl war, daß ich die Wagenfenſter herunterließ. Das Schiff war nicht ſo überladen, als das, welches uns von Chalons nach Lyon brachte, die Geſellſchaft war auch leidlicher,

als die frühere. Ein Hannoveraner von beſter Erziehung und Bildung, ein dicker Norweger, der mehrere Schiffe mit Stockfiſchen nach Neapel geſendet und ſich aus Frankfurt einen Unterhändler zum Verkauf derſelben mitgenommen hatte, ein junger franzöſiſcher Offizier, der ſich von ſeinen in Algier erhaltenen Wunden hatte heilen laſſen und nun nach Afrika zurückkehrte u. ſ. w. In der Frühe hatten wir keine Nebel mehr — ich dachte an Göthe's bekanntes Wort: „denn mir ſind weit mehr die Nebel des traurigen Norden als..... verhaßt —“: Nebel ſind hier ſchon viel ſeltener wie um Lyon. Wir fuhren um 5 Uhr bei dem allerſchönſten Wetter ab und paſſirten gegen 7 Uhr die gefürchtete Brücke von St.-Esprit, welche die alte Provence von Languedoc trennt. Jeder Brückenbogen iſt getauft und hat ſeinen beſonderen Namen: St. Nicolaus, Malepill u. ſ. w. Um 8 Uhr waren wir in Avignon, und da wir noch heute nach Marſeille wollten, wohin man mit der Poſt ſchneller als mit dem Dampfſchiffe kommt, ſo verließen wir unſer Schiff. Die Reiſe über Arles iſt ſehr langweilig, die Rhone breit und ſeicht. — Nachdem uns in Avignon das Dampfſchiff verlaſſen hatte, fanden wir keine Poſtpferde. Man erwartete ſtündlich die Ankunft des Prinzen Joinville und des Herzogs von Aumale, die zur Verheirathung des Letzteren mit der Prinzeſſin von Salerno eben nach

Neapel gehen wollten und alle Postpferde in Beschlag genommen hatten. So hatten wir Zeit, uns in Avignon umzusehen. Der Geschichtsschreiber von Avignon sagt, die Stadt sei edel durch ihr Alter, angenehm durch ihre Lage, prächtig durch ihre Mauern, lachend durch die Fruchtbarkeit ihrer Felder, lieblich durch die sanften Sitten ihrer Bewohner, prächtig durch ihr Schloß, schön durch ihre großen Straßen, wunderbar durch den Bau ihrer Brücke, reich durch ihren Handel und bekannt durch alle Welt! Wenn auch ihre prächtigen Mauern, wiewohl sie zum Theil in Ruinen liegen, an die Mauern von Dover und die Zinnen von Windsor, an Ritterthum und Mittelalter erinnern, so finde ich doch an dieser pomphaften Beschreibung allerlei auszusetzen. Das päpstliche Schloß mit seinen Mauern gleicht mehr einer Festung als einem Palast und liegt überdem zum großen Theil in Ruinen; die Straßen sind nicht nur enge und winkelig, sondern gehen auch im buchstäblichen Sinne des Wortes Treppe auf, Treppe ab; der Handel liegt darnieder, und die Ermordung des Marschalls Brune vom wild aufgeregten Pöbel im Jahre 1814 widerspricht den sanften Sitten der Bewohner. — In Avignon regierten sieben Päpste durch siebenmal zehn Jahre; es hatte sieben Hospitäler, sieben büßende Brüderschaften, sieben Männer- und sieben Frauenklöster, sieben Kirchspiele und sieben

Kirchhöfe. Das Alles und Rienzi, der römiſche Volkstribun, der hier lange gefangen war, beſchäftigte meine Gedanken weniger, als die allerliebſten Schilderungen aus Thümmel's ſüdlichem Frankreich.

Endlich nach mehrſtündigen Bemühungen, wobei mir der franzöſiſche Offizier, den und auf dem Dampfſchiffe kennen gelernt, ich nach Marſeille mitzunehmen mich erboten hatte, die beſten Dienſte leiſtete, fanden wir Lohnpferde, die uns zwei Stationen, etwa 7 Stunden, ſehr ſchnell bis nach Orgon brachten. Wir hatten eine ſehr breite Brücke über die in dieſer Zeit ſehr kleine Durance paſſirt, die oft ſehr großen Schaden thut. Gerade im Moment als wir von Avignon abfuhren, kamen die franzöſiſchen Prinzen; da ſie hier frühſtücken wollten und wir, vermöge tüchtiger Trinkgelder, ſehr ſchnell gefahren waren, ſo glaubten wir einen hinlänglichen Vorſprung gewonnen zu haben, um nicht ferner durch ſie aufgehalten zu werden. Aber ihr Courier holte uns noch ein, nahm wieder alle Poſtpferde in Beſchlag und wir mußten froh ſein, endlich nach zwei Stunden vergeblichen Wartens, für einen Wagen Pferde zu bekommen. Ich blieb zurück. Jetzt kam noch ein Reiſender mit Extrapoſt; er war eilig, und da er hörte, daß ich nicht mit Poſtpferden gekommen ſei, prätendirte er, vor mir befördert zu werden, ſobald Pferde ankämen. Denn, behauptete er, der Poſt-

meiſter habe Verpflichtungen gegen ihn, der mit der Poſt gekommen ſei, nicht aber gegen mich. Ueberdem habe ich geſetzwidrig gehandelt, weil ich mit Miethspferden zwei Stationen gefahren ſei; denn die Pferdeverleiher dürfen, wenn ſie nicht zugleich den Wagen geben, nach dem franzöſiſchen Geſetze allerdings eine ſolche Beförderung nicht unternehmen. Deshalb war, was ich aus früherer Veranlaſſung wohl wußte, der Lohnfuhrmann ſtrafbar, aber nicht ich. Nicht ohne hartnäckigen Kampf zankte ich alle dieſe Argumente zu Tode, und doch wäre der Reiſende mir vielleicht zuvorgekommen, wenn der Poſtmeiſter zu Hauſe geweſen wäre und mein Gegner die erbetene Erlaubniß, ſeine Pferde von der letzten Station noch auf die folgende zu gebrauchen, erhalten hätte. Kein Schreiber, kein Poſtſekretär, keinerlei Behörde, an den man ſich wenden konnte! Große Unordnung herrſcht auf den franzöſiſchen Poſten, beſonders an kleineren Orten; von Begleit- und Stundenzettel weiß man Nichts; bezahlt man ein großes Trinkgeld, ſo werden die Pferde zu Tode gejagt, ſonſt iſt man jeder Art der Willkür Seitens der Poſtillone unterworfen und muß, beſonders des Nachts, ſehr oft für eine längere Tour bezahlen, als man gefahren iſt, eine Prellerei, gegen die ſich der Fremde in Frankreich gar nicht ſchützen kann. Es iſt zuweilen recht gut in's Ausland zu reiſen, wäre es auch nur, um viele

treffliche Einrichtungen des Vaterlandes gehörig würdigen zu lernen. Die Unordnungen auf den französischen Eisenbahnen und die vielfach dadurch veranlaßten Unglücksfälle sind bekannt; auch auf den französischen Dampfschiffen herrscht große Liederlichkeit; das Anprallen der Schiffe an den Anhaltungs- und Landungsplätzen ist meist sehr stark, unangenehm, zuweilen sogar gefährlich. Da unsere Regierung leider kein gutes Wetter machen kann, so ist's doch schön, daß sie mehr' thut, wie manche andere, um das Leben auch unter rauhem Himmel erträglich zu machen. Kurz, da ich sah, daß es hier gar nicht auf's Recht ankam, und die Postillone über das frühere Fortkommen zu entscheiden hatten, so versprach ich 10 Franks, wenn ich zuerst befördert würde; das half. Nach stundenlangem Kampfe — immer waren noch keine Pferde da — siegte ich, selbst gegen die sehr entschiedene Gattin meines Gegners, die heftig mitgezankt hatte. Auf der nächsten Station fand ich die Reisegefährten; auch hier mußten wir stundenlang warten und waren froh, gegen Mitternacht endlich nach Aix en Provence zu kommen, wo wir im Hôtel des Princes ein gutes Unterkommen fanden. Am 16. November machten wir die kleine Tour nach Marseille. Es war ein schönerer Tag, als ich im Laufe des ganzen Sommers gesehen hatte. Felder und Fluren standen noch im lebhaftesten Grün, die

Monatsroſen blühten in allen Hecken und die Olivenernte war noch nicht vollendet, während mich vor vierzehn Tagen von Berlin bis Halle zwei Fuß tiefer Schnee und der abſcheulichſte Nordwind begleitet hatte.

II.

Die Provence.

II. Die Provence.

Die größten Uebel der Provence:
Das Parlement, der Miſtral und die Durance.
Alt-franzöſiſches Lied.

Gleich, am 16. November, nach unſerer Ankunft in der Stadt, gingen wir — Baron Rheinbaben und ich — zu unſerem Conſul, Herrn Lichtenſtein; wir fanden ihn zwar nicht zu Hauſe, aber wohl ſeinen ſehr gefälligen Compagnon, Herrn Sieveking aus Hamburg. Er gab uns erfreuliche Nachrichten über Madeira. Ein engliſches Dampfſchiff ſoll alle Monate die portugieſiſchen Depeſchen von Liſſabon nach Madeira bringen und auf dieſem Wege in Cadix anlegen, ſo daß wir uns gleich von hier einſchiffen können, ohne den Umweg nach Liſſabon zu machen, was eine mehrtägige Seereiſe erſparen wird. In den öffentlichen Blättern finden wir zwei Dampfſchiffe bereit zur Fahrt nach Cadix; da aber übermorgen der Marſchall Bugeaud aus Algier mit zahlreicher mauriſcher Begleitung erwartet wird und für denſelben Tag

die Abfahrt der beiden Dampfschiffe festgesetzt ist, so wollen wir lieber noch einige Zeit hier bleiben. Wir haben uns alle Drei gegenseitig den Kopf von den canarischen Inseln so erhitzt, daß ich fürchte, wir werden keine Ruhe haben, bis wir in Funchal angelangt sind. Nach Leopold von Buch's reizender Beschreibung verdient allein der Weg von Los Llanos in das Thal von Lavanda auf Palma die Reise. Während die Granaten und Orangen-Boskets die Luft mit Blüthenduft würzen, singen aus einem Mandelwäldchen Tausende von Canarienvögeln, zeigt sich unter Weinguirlanden versteckt ein Gebirgsdorf, und eine reiche Ebne senkt sich bis an's Meer mit den mannigfaltigsten Schönheiten.

Kurz vor Tische machte unser sehr liebenswürdiger preußischer Consul uns den Gegenbesuch; er brachte unerfreuliche Nachricht. Es sollen nämlich nur Segelschiffe von Cadix sowohl als von Lissabon nach den canarischen Inseln gehen, diese aber schlecht eingerichtet, ohne alle und jede Bequemlichkeit sein. Es ist bekannt, daß heftige Nordostwinde durch einen großen Theil des Jahres an den Küsten der canarischen Inseln wehen, daß deshalb das Ein- und Auslaufen der Schiffe oft sehr umständlich und beschwerlich und für Segelschiffe auch sehr gefährlich ist, daß deshalb sogar die Kommunikation der Inseln unter einander oft gehemmt ist, und daß man

z. B. zwar in zwei Tagen von Madeira nach Teneriffa ſchifft, aber auf der Rückkehr oft durch einen ganzen Monat ſich allen Gefahren einer beſchwerlichen Seereiſe unterwerfen muß. Unter ſolchen Umſtänden würden wir die Reiſe auf einem Segelſchiffe, trotz allem Verlangen nach dem ſchönen Klima, aufgeben, wenn der portugieſiſche und engliſche Conſul uns nicht beſſere Nachrichten geben ſollten.

Wir aßen an der Table d'hôte unſeres Gaſthauſes (Hôtel de l'Orient) ganz vortrefflich. Gegenüber von uns ſaßen drei Engländer; der jüngſte von ihnen, dem man den unbezweifelt erſten Ausflug nach dem Kontinent anſah, trank, nach diverſen Gläſern Xeres und zwei Flaſchen Bordeaux, aus einer großen Stampe zwei Flaſchen Champagner. Er wohnte, wie ich zu meinem Schaden erfuhr, dicht neben mir. Um 2 Uhr des Morgens kam er nach Hauſe, in Begleitung ſeiner beiden Tiſchnachbarn. Sie fingen auf's Neue an, zuerſt Thee, dann Champagner zu trinken und ſchrieen und lärmten eine Stunde lang. Vergebens machte ich meine Nachbarſchaft durch Huſten bemerkbar, ſie tobten ununterbrochen. Zwar wurde nach 3 Uhr Alles ſtill, aber ſchon um 7 Uhr rief der Gute wieder nach Brandy, um 11 Uhr nach Champagner. Ich werde mir eine andere Stube nehmen, und zwar um ſo mehr, da eine ſolche neben meinen Reiſegefährten und obendrein auf der Sonnenſeite offen wird.

In unserem Gasthause hatte kurze Zeit vor unserer Ankunft der Prinz Albrecht von Preußen incognito gewohnt. — Der Wagen unseres Prinzen von Schwarzburg mit dem fürstlichen Wappen und dem kaiserlichen doppelköpfigen Adler *) hatte die Leute glauben gemacht, es sei jetzt ein kaiserlicher Prinz incognito anwesend, so versicherte mir der Lohndiener. Wir hielten es deshalb gerathen, Alles zeitig mit dem Wirthe zu behandeln. Wir wohnten ganz vortrefflich, zwar für 30 Franks täglich; dafür hatten wir aber auch die besten Zimmer inne, dieselben, die vor einiger Zeit die Königin Marie Christine von Spanien bewohnte, deren Rechnung in drei Wochen nicht weniger als 28,000 Franks betragen hatte. Die Spiegel in unserem Salon, von denen selbst die kleineren mehrere Tausend Franks werth sind, dürften auch der Wohnung eines Königs Ehre machen. Besonders reinlich und schön ist der große Hof dieses Gasthauses, ein geräumiges Viereck, wie in den spanischen Klöstern ringsum von hohen Arkaden geschlossen, in der Mitte

*) Seit der Zeit Kaiser Günther's von Schwarzburg führen die Grafen und Fürsten dieses Hauses den kaiserlichen Adler im Wappen. Der Erbprinz reiste unter dem Namen eines Baron Leutenberg, was in Frankreich oft mit Leuchtenberg verwechselt wurde, und zu dem Irrthume Veranlassung gab, er sei ein Sohn Eugen's, des Vice-Königs von Italien.

ein hoher Springbrunnen, Boskets und immergrüne Sträucher und Bäume, Alles heimlich und geräuschlos.

So gut mir die ziemlich schnelle Reise bekommen war, so schlecht bekam mir die Ruhe; ich fing schon nach einigen Tagen an zu kränkeln. Am 18. November war der Held von dem Isly, Marschall Bugeaud, mit dem prächtigen Dampfschiffe Montezuma und großem Gefolge in Marseille angekommen. An demselben Abende besuchte er das große Theater, wo „die Favorite" gegeben wurde, in der Kathinka Heinefetter auftrat. Seinem Triumphzuge durch Frankreich mehr Glanz zu geben, führte er in seinem Gefolge einige Beduinen-Chefs mit sich, die ihn in's Theater begleiteten: der Aga von Constantine, der Scheik El-Garoubi, einige gelehrte Araber, welche die in der Pariser Bibliothek sich befindlichen arabischen Manuscripte studiren wollen, und vor Allen der Sohn des bekannten El-Arrack, der nach einem Siege gegen seine Glaubensgenossen dem Marschall 500 Paar eingesalzene Ohren von den Gefangenen eines Frankreich feindlichen Tribus sendete. Diese Herren, in ihrer reichen, mit Gold und Steinen besetzten orientalischen, nach Moschus auf 100 Schritte riechenden Tracht, interessirten das Publikum mehr, als die Oper. Die Araber hörten indeß dem Lärm des in südlicher Leidenschaftlichkeit tobenden Volkes mit orientalischer Ruhe zu, bis zum Ballet.

Dies aber ſchien ſie völlig zu elektriſiren. Sie ſtanden von ihren Sitzen im Balkon auf, bogen ſich über die Balluſtrade und wurden ſo lebendig, wie das Publikum. Nun ging der Lärm erſt recht los und der allgemeine Jubel ſteigerte ſich bis zu einer Art von Raſerei. — Geſtern durch den ganzen Tag wogten Tauſend und aber Tauſend Menſchen vor dem Hôtel, wo die Beduinen abgeſtiegen waren; dieſe gaben ſich der Neugier der Menge hin und hatten ſich im warmen Sonnenſcheine auf den Balkon geſetzt, wo ſie in großer Ruhe und Gemächlichkeit rauchten und ſich anſehen ließen. Abends gab die Stadt dem Marſchall und den Fremden im Theater ein Banket, dies dauerte nicht ſo ewig lange, wie ähnliche Feſtlichkeiten bei uns; von den vielen Reden ſchien mir beſonders die des Marſchalls bündig, ja zweckmäßig. Er machte die Stadt auf die Vortheile aufmerkſam, welche ihr aus der franzöſiſchen Beſitznahme der afrikaniſchen Nordküſte, von den Grenzen von Tunis bis zu denen von Marocco, ſchon geworden wären, und welche um ſo größer werden müßten, als der Hauptfeind vertrieben, der Friede geſchloſſen und die Koloniſation, welche vielfaches Leben hervorrufen werde, im Beginnen ſei. Das Feſt, welches um 7 Uhr begann, war ſchon um 9 Uhr beendet.

Nach näherer Erkundigung ſoll nun doch jeden Erſten des Monats ein engliſches Dampfſchiff von London nach Liſſabon und von hier, mit den Depeſchen des portugieſiſchen Gouvernements, nach Madeira gehen, aber nur unter Umſtänden in Cadix einlaufen. Wir blieben demnach unſerem früheren Plane getreu, die Reiſe über Liſſabon nach Madeira zu machen. Im Hafen von Marſeille lag nur ein Dampfſchiff für die Reiſe nach Portugal bereit, es war ein ſpaniſches; wir mußten es benutzen, wollten wir vor dem 1. Dezember in Liſſabon ſein. Aber ich hatte dazu gar keine Luſt, denn ich kannte die ſpaniſchen Einrichtungen und hatte namentlich von den ſchlechten und unbequem eingerichteten ſpaniſchen Dampfſchiffen auf dem mittelländiſchen Meere, ſowie von der Gefahr, ſich ihnen anzuvertrauen, viel Arges gehört. Hinzu kam noch, daß vor wenigen Tagen, am 15. November, der Keſſel des ſpaniſchen Dampfſchiffes el segundo Gaditano, welches derſelben Compagnie angehörte, wie das in Marſeille liegende, nach Spanien beſtimmte Dampfſchiff, auf offenem Meere geſprungen war, mehrere Menſchen verwundet und das Schiff genöthigt hatte, nach Marſeille zurückzukehren, anſtatt ſeiner Beſtimmung nach Barcelona zu folgen. Dennoch lobte alle Welt das im Hafen liegende Dampfſchiff; wir ließen, außerdem vom Verlangen nach Madeira angeregt, uns endlich bereden, den primer

Gaditano zu beſichtigen. Er war, obgleich ein ſpaniſches Schiff, doch mit engliſchen Maſchinen von 180 Pferdekraft verſehen, groß und bequem, trefflich eingerichtet und ſchon für den 23. d. M. bereit, in See zu gehen. Nach alledem entſchloſſen wir uns zur Reiſe, ließen uns ſogleich einſchreiben und zahlten die ganze Tour bis Liſſabon. Ich zahlte für mich 448 Franken und für meinen Kammerdiener 314 Franken. Letzteren hätte ich freilich viel billiger befördern können, wenn ich grauſam genug geweſen wäre, ihn für den dritten Platz einſchreiben zu laſſen, wo er aber auf dem Verdeck, auf einem in einen Kreis gedrehten Schiffstau hätte ſchlafen müſſen. Wir ſollten in Barcelona, Valencia, Alicante, Carthagena, Almeria, Malaga und Gibraltar landen und von hier nach Liſſabon gehen. Aber am 23. ging das Dampfſchiff nicht ab; es beeilte ſich um ſo weniger, als keine Concurrenz vorhanden und vorauszuſehen war, daß es durch einige Tage Verzögerung noch mehr Waaren und Paſſagiere zum Transport bekommen würde, — eine Verzögerung die unter dem Vorwande beſchönigt wurde, daß der ſpaniſche Konſul ſtündlich wichtige Nachrichten erwartete, die das Schiff mitnehmen ſollte. Jetzt verlangte der ſpaniſche Konſul, daß wir uns perſönlich zum Viſiren unſerer Päſſe einſtellen ſollten; mir fiel das auf, ich fürchtete, man würde mir wegen meiner früheren

Reiſe zu Don Carlos, die etwas viel zu ſprechen gemacht hatte, Schwierigkeiten wegen der Reiſe nach Spanien in den Weg legen. Ich fürchtete das um ſo mehr, als der preußiſche Konſul mir ſagte, daß die perſönliche Vorladung bei dem ſpaniſchen Konſul nicht gebräuchlich wäre. Glücklicherweiſe war meine Beſorgniß ungegründet. Ich ließ mir nun aber doch zu mehrerer Beruhigung von meinem Banquier einen Kreditbrief, wie Empfehlungsbriefe nach Cadix mitgeben. Leider verzögerte ſich unſere Abreiſe von Tage zu Tage; ſchon war es nicht mehr möglich, am 1. Dezember nach Liſſabon zu kommen. Wir hofften, das nach Madeira gehende Dampfſchiff in Cadix zu finden, wo nicht, ſo wollten wir einige Wochen in Portugal bleiben.

Es mag im jetzigen Augenblicke ſehr gefährlich ſein, nach Spanien zu reiſen, ſelbſt für den, der Nichts ob perſönlicher Verhältniſſe zu fürchten hat, aber es iſt eben deshalb, gerade jetzt bei dem Ausbruche ſo vielfacher Gährungen, ein doppelt intereſſanter Moment. Die franzöſiſchen Zeitungen aller Farben ſprechen täglich von dem neueſten vergeblichen Verſuche einer Vereinigung der Karliſten mit den Chriſtino's, aber aus dem, was ſie darüber ſagen, iſt nicht recht klug zu werden, wie aus Allem, was man über Spanien hört, wenn man ſich nicht an Ort und Stelle der Begebenheiten ſelbſt befindet. Alles,

was die französischen Blätter darüber schreiben, wird am besten bezeichnet mit dem spanischen Worte paparuchas, d. h. Erfindung unwahrer Geschichten in der wahren Absicht, die Leser zu täuschen. Da ich ein Freund von Klarheit und sehr für Spanien eingenommen bin, so thut es mir sehr leid, diesmal so flüchtig, nur tagelang, in einigen Küstenstädten verweilen zu können.

So viel steht wohl fest, daß Narvaez, der momentane Dictator Spaniens, die von den Karlisten so gut wie von den Christino's gewünschte Verschmelzung beider Parteien, für die er unter der Hand gearbeitet, öffentlich zurückgewiesen, wenigstens verleugnet hat. So sehr ich auch überzeugt bin, daß in Spanien sehr oft gerade das geschieht, was sich vernünftigerweise gar nicht erwarten läßt, so kann ich doch an eine Vereinigung dieser Parteien nicht mehr glauben; sie sind nicht nur durch Meinungen, ein Princip, sondern durch einen breiten Blutstrom getrennt. Die gegenseitigen Exzesse sind zu weit gegangen, als daß sie ein Volk mit so heißem Blute, so reger Phantasie vergessen kann. Martinez de la Rosa der gutmüthige Minister der Königin, verschmähte mit Unwillen die ihm dargebotene Hand der Exaltado's. Während dieser doppelten Zurückweisung gährt im Stillen eine neue, aus anderen Elementen hervorgegangene

Revolution, für welche Zurbano*) einen etwas vorschnellen Versuch gemacht hat. Die ministeriellen Blätter Spaniens schildern Zurbano jetzt als einen Dämon der Hölle, aber sie scheinen zu vergessen, daß dieser frühere Contrebandier und Straßenräuber von der Königin Christine vielfach gegen Don Carlos gebraucht, mit Orden und Ehren aller Art überhäuft und sogar zum General ernannt worden ist. Das Verwunderliche an dieser Sache ist nur, daß ein so schlauer Fuchs, wie der alte Contrebandier, sich so vorschnell verleiten ließ, für fremde Interessen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sein Einfall in die Thäler der reichen Riocha, den er, alter Gewohnheit treu, gleich mit Blutbefehlen begann, hat vorläufig wenig Anklang gefunden. Nachdem er das Städtchen Najera mit starker Contribution heimgesucht hat, wird seine Bande von den aus Logrono gesendeten Truppen erreicht und an den Ebro gedrängt, den sie aber glücklich passirt hat, um sich nach Navarra zu wenden.

*) Daß ich nicht nach den Ereignissen und dem tragischen Ende Zurbano's dies politische Urtheil gefällt und jetzt — Ende 1846 — zuerst niedergeschrieben habe, muß ich bevorworten. Ich sendete dasselbe Mitte November an die Breslauer Zeitung, als die spanische Regierung eben in Furcht vor Zurbano's Aufstand ernste Maßregeln ergriff. Am 7. Dezember 1844 erschien dieser Aufsatz im genannten Blatte unter dem Artikel Marseille.

Die Thäler der Borunda, von Eschauri, von Amescoa, die Berge der ganzen Sierra de Andia, die genaueste Kenntniß aller Wege und Stege bieten ihm nicht nur Tausend Schlupfwinkel, sondern auch Mittel dar, seine Bande zu reorganisiren. So scheint die Regierung wenigstens diese Angelegenheit anzusehen, denn trotz ihres ersten Sieges hat der General Jauregui am 17. November in aller Frühe Vitoria verlassen, um die Eingänge der Borunda zu besetzen, während der General Concha, General-Capitain der baskischen Provinzen, alle disponiblen Truppen in Eilmärschen über den Ebro zur Verfolgung Zurbano's gesendet hat. Ob die Befürchtungen der Regierung wahr sind, daß Espartero Anstalt mache, England zu verlassen, scheint mir bei dem gar nicht zu schnellen Entschlüssen geneigten Espartero sehr zweifelhaft. Wäre dem aber so, so dürfte gewiß auf irgend einem Punkte der Halbinsel, als Vorläufer seiner Ankunft, die Konstitution von 1837 oder vielmehr von 1812 proklamirt werden. Nach ihr würde die Königin noch vier Jahre unter Vormundschaft bleiben müssen. Wie dem auch sei, in Nord-Spanien fürchtet man eine Landung Espartero's, und es sind deshalb aus Castilien Truppen dahin in Bewegung gesetzt worden. Zugleich haben die Generäle Ramirez, Aristizabal und Espinoza Befehl erhalten, Spanien zu verlassen;

der General Lemmery, mehr, wie jene Generäle, durch die letzten Bewegungen kompromittirt, hat dieſen Befehl, oder Schlimmeres, nicht abgewartet und hat ſich heimlich, wie man ſagt, nach Portugal entfernt. In den Bergen von Ober-Aragonien hat der General Ruiz, der in Carthagena während der letzten Pronunciamento's kommandirte, ſich an die Spitze der Inſurgenten geſtellt, und der General Nogueras — der Mörder von Cabrera's Mutter — iſt in Gibraltar gelandet. In Folge deſſen ſind aus Malaga eine Menge angeſehener Leute, unter Anderen der Marquis Camponuovo, exilirt worden. In der Provinz Guipuzcoa hat der General Iturbe, der hier unter Eſpartero kommandirte, zu den Waffen gegriffen, während von Zurbano eben die Kunde kommt, daß er mächtigen Anhang im Gebirge finde. Deshalb iſt ſofort Alt-Caſtilien und Aragonien von der Regierung in Belagerungszuſtand erklärt worden. Zurbano ſoll ſich zur Zeit in den Pinaren von Soria befinden. Wenn ſich die Nachricht beſtätigt, wahrlich, dann iſt er in dieſen großen Wäldern ſicherer, als an jedem anderen Orte; in denſelben fand der alte Merino nach jeder Niederlage Zuflucht und Schutz und erſchien, immer wieder aus ihnen hervorbrechend, mit neuen Kräften. So kann ſich Zurbano von da unter anderen mit den Banden in Ober-Aragonien vereinen. Seine Proclamationen, die ich

eben erhalte, ſind mit Blut geſchrieben, er droht, wenige Umſtände mit ſeinen Gegnern zu machen. Alles, was ſeit dem Sturze Eſpartero's geſchehen, verwirft er und erkennt Nichts davon an; ſein Wille iſt, daß Jeder, bei Todesſtrafe, ſich hiernach richten ſoll. Zurbano iſt ein entſetzlicher Befreier, Blut und Geld iſt ſein Loſungswort. Sein Gegner, Don Manuel Breton, ein alter General der Glaubensarmee, jetzt General-Capitain in Aragonien, übertrifft ihn wo möglich in bluthauchenden Proclamationen; faſt Jedermann iſt einem Kriegsgericht übergeben, deſſen Urtheile im Voraus feſtſtehen; wehe dem, der dem Einen oder dem Andern in die Hände fällt! Die politiſchen Einrichtungen aller Parteien in Spanien ſind ſeit geraumer Zeit auf rohe Willkür und Gewalt baſirt und können um ſo weniger von langer Dauer, von irgend einer Gewähr ſein, als ſie nicht einmal von bedeutenden Perſönlichkeiten getragen werden.

Der Hauptſammelplatz aller in Europa aus ihrer Heimath vertriebenen, politiſch-exaltirten Köpfe iſt Barcelona. Hier ſind Emeuten, Pronunciamento's, Revolutionen an der Tagesordnung. Eben hat man die Audencia — den Juſtizpalaſt — und andere dazu geeignete Orte der Stadt befeſtigt. Der Baron de Meer, General-Capitain Catalonien's, ſendete an alle ihm beſonders verdächtig erſcheinende Perſonen in der Stadt Reiſe-

päſſe. Jeder, der einen ſolchen erhält, hat ohne allen Verzug Barcelona zu verlaſſen und befolgt dieſen originellen Wink meiſt ohne Zeitverluſt und Widerrede, da die ſpaniſchen Gewalthaber aller Provinzen gar keinen Spaß verſtehen. Wahrlich, es iſt lehrreich, bei ſolchen Gährungen ein Land zu ſehen, weil ſich die Völker, ſo gut wie die einzelnen Menſchen, am natürlichſten in den Momenten der erregten Leidenſchaften zeigen. Deshalb gehe ich in geſpannter Erwartung dieſer Tage nach dem intereſſanteſten Orte des Landes, nach Barcelona. Ich bin neugierig, ob mir Baron de Meer einen Gratis-Paß gütigſt zukommen laſſen wird.

Unterdeß blieben uns noch einige Tage, uns fleißig in Marſeille umzuſehen. Das alte Maſſalia, eine phönizíſche Kolonie, ward durch ſeine glückliche Lage bald mächtig, trotz der ſehr entſchiedenen Oppoſition aller unabhängigen und unruhigen Völker umher. Von den Lateinern ward es Marſilia, von den alten Provencalen Marſillo genannt. Die Phönizier brachten Weinreben und Olivenbäume mit. Das heutige Marſeille gleicht nicht mehr der Schilderung Vitruv's. Er ſagt, Marſilia auf Sandboden gebaut, mit Strohdächern, hölzernen Häuſern, ſpart es den Marmor für öffentliche Gebäude, wie ſelbſt die Ziegeln, die von ſo leichtem Thone ſind, daß ſie auf dem Waſſer ſchwimmen.

Marſeille hat von uralter Zeit eine leicht bewegliche, unzufriedene, oft gährende Bevölkerung. Jahrhunderte lang blieb es frei, in Mitte wilder Völker gelegen. Es behauptete ſich gegen Hannibal und blieb als die Handelsrivalin von Carthago in den puniſchen Kriegen Rom getreu, wobei es ſich um ſo beſſer befand, als es einen großen Theil des carthagiſchen Handels mit Afrika, Spanien, Groß-Griechenland und Sicilien erbte, d. i. den größten Theil des damaligen Welthandels. Auch der ganze Verkehr mit dem inneren Gallien lag in ſeinen Händen. Antipolis und Nicea — Antibes und Nizza — waren ſeine erſten Kolonien. Im 5. Jahrhunderte ſendete es viele Kolonien nach Spanien, unter andern erbauete es daſelbſt Emporia, das durch ſeinen Handel berühmt gewordene Ampurias. Aber in den bürgerlichen Kriegen nahm es Partei für Pompejus und ſtellte eine ſo große Menge von Kriegsſchiffen für ihn in's Feld, daß die Zahl derſelben die Flotte Cäſar's in Beſorgniß ſetzte. Cäſar mußte die Stadt lange belagern. Hunger und Seuchen tödteten die Einwohner; die Thürme waren eingeſtürzt; keine weitere Hilfe möglich; die Stadt war genöthigt, ſich zu ergeben. Sie mußte Waffen und Geſchütz, die große Staatskaſſe überliefern, wie ihre geſammte Flotte, dann begnadigte ſie Cäſar wegen „ihres Namens und Alterthums.“ Das Bild der Stadt wurde

in Cäſar's Triumph gegen Vercingetorix mit aufgeführt. Cicero beklagt — im zweiten Buche von den menſchlichen Pflichten — das Unglück Marſeille's als eine himmelſchreiende Mißhandlung eines Bundesgenoſſen und ſieht den Triumph über eine Stadt, ohne deren Beiſtand römiſche Feldherren in den galliſchen Kriegen nie einen Sieg erfochten haben, als einen Beweis an, daß der römiſche Staat ſeine Herrſchaft völlig verloren hat.

Die Marſeiller waren zu keiner Zeit ein ruhiges, ackerbauendes Volk, ſondern immer rauhe Schiffer, unternehmend, abenteuerlich und wehrhaft. Sie hatten in jeder Epoche alter und neuer Geſchichte, wie alle handeltreibenden Völker, eine große Vorliebe für Freiheit und Unabhängigkeit. Ob ſie gleich in den Jahren 1814 und 1815 royaliſtiſche Bewegungen zeigten, ſo lag der Grund davon bei weitem mehr in dem natürlichen Haß gegen Napoleon, als in der Liebe für die Bourbonen. Das Continentalſyſtem des Kaiſers hatte den Handel Marſeille's total zerſtört und keiner Stadt der Welt mehr als dieſer geſchadet, während gleich nach deſſen Sturz das geöffnete Meer den alten Flor in Ausſicht ſtellte. Man hat oft behauptet, daß das ſüdliche Klima, das warme Blut der Bewohner Marſeille's der Grund der häufigen Unruhen ſei. Dieſer Gemeinplatz iſt unwahr;

Aix, Toulon, Bordeaux liegen eben so südlich, aber ihnen fehlt die unruhige, oft liederliche Bevölkerung der Seestädte (Livorno ist der einzige Ort im friedlichen Toscana, der unruhiges Gesindel hat). Aix ist ackerbauend und ruhig; Toulon, als Hauptwaffenplatz der französischen Marine, hat andere ganz eigenthümliche Elemente, und Bordeaux seinen ewigen Weinhandel. Der Haupthandel Marseille's geht noch zur Zeit nach der Levante. Die Türken, Herren der reichen Küsten, sind zu faul, um sich zu fernen Handelsverbindungen herzugeben. Marseille hat sich dieses ganzen Handels bemächtigt, besonders seit die zwei großen italienischen Republiken untergegangen sind und die anderen italienischen Handelsstädte Macht und Einfluß verloren haben. Die Hauptgegenstände dieses Handels sind alle Arten von Fellen, von denen des Kaninchens und Hasens bis zum Kameelfelle, Leinewand, baumwollene Zeuge, Straußfedern, Seidenzeug, Oel, Seife, Getreide, Reis, Wachs, Tabak und Spezereien. Dazu kam noch, daß Ludwig XIV. seit dem Jahre 1699 zu Gunsten Marseille's eine Abgabe von nicht weniger als 20 Prozent auf alle fremden Schiffe legte, die aus der Levante kamen, eine Maßregel, welche sich die stumpfen Türken ohne allen Widerspruch gefallen ließen. Seit Jahrhunderten hat Marseille einen großen Theil Europa's mit Seife versorgt. Die Küsten der Provence,

wie die von Spanien und Italien, und hier vorzugsweiſe von Sicilien, produciren ungeheuer viel Oel. Man bezog die Soda aus der Fremde, die man theuer, ſelten und faſt nie unverfälſcht erhielt, weshalb die franzöſiſchen Chemiſten lange verſuchten, ſie aus dem Seeſalze, worin ſie ſich mit der Salzſäure befindet, zu gewinnen. Ludwig XVI. hatte, ohne beſondere Reſultate zu erlangen, dieſen Induſtriezweig ganz beſonders im Auge; als unter Napoleon der Krieg die Einfuhr der fremden Soda hinderte, war die Induſtrie ernſtlich bedacht, ſie in Marſeille zu erzeugen.

Während die franzöſiſche Revolution und beſonders die Continentalſperre allen auswärtigen Verkehr zerſtört hatte und Marſeille nichts geblieben war, als der elendeſte Küſtenhandel, iſt jetzt der Hafen wieder das Rendezvous aller Völker, welches die Koſtüme des Morgen- und Abendlandes, wie alle Produkte derſelben zeigt; überall iſt reges Leben; das drängt und ſtößt ſich von allen Seiten. Glücklicherweiſe erhält das ſchöne Pflaſter in der Stadt, wie am Hafen Alles trocken, ſelbſt kurze Zeit nach dem Regen. Der Lärm am Hafen iſt ungeheuer, ein immerwährender Markttag; der Hafen gleicht dem italieniſchen Karneval, wie dort ſieht man auf den Straßen türkiſche, griechiſche oder egyptiſche Koſtüme. Kolibri's, Papageyen und allerlei fremde Vögel werden aus-

gerufen oder rufen ſich ſelbſt aus, Affen ſchreien dazwiſchen, und eine ungeheuere Menge Stockfiſche, am Ufer aus- und aufgepackt, verbreitet einen wahrhaft diaboliſchen Geruch, wozu noch kommt, daß das Waſſer des Hafens überaus trübe und ſchmutzig iſt. Die Bewohner tröſten ſich aber und verſichern ganz ernſthaft, daß dies trübe, übelriechende Waſſer zur längeren Dauer der Schiffe beitrage, alſo ein weſentliches Glück für ſie, für Stadt und Hafen ſei. Ein Genuß, der uns ganz beſonders und vielfach empfohlen war, iſt ein den Marſeillern eigenthümliches Gericht, was ſie la bouille-abaisse nennen. Der Reiſende, der in Marſeille nicht bouille-abaisse gegeſſen, gleicht dem Fremden, der in Rom war, ohne den Papſt geſehen zu haben. Dies wunderliche und für mich widerliche Gericht beſteht aus Fiſch, Oel, Bouillon; es kommen ſo vielerlei Ingredienzen hinein, daß ſich hier, wie von der berühmten Salamiwurſt ſagen läßt, Gott allein weiß, was Alles dazu gehört. Die bouille-abaisse iſt dem Marſeiller dasjenige, was dem Spanier ſein Putſchero, dem Neapolitaner Macaroni, dem Polen Sauerkraut iſt.

Marſeille, von der Natur zum erſten Handelsplatz Frankreichs beſtimmt, hat ſeit dem Frieden auch an Bevölkerung ſehr gewonnen; dieſe iſt beinahe verdoppelt und fortwährend in bedeutendem Steigen. Während früher

jährlich kaum 700 Schiffe hier ankamen, lagen jetzt auf einmal über 2000 im Hafen, was, wenn man etwa fünf Wochen für Ein- und Ausladen, für Kommen und Gehen eines jeden Schiffes rechnet, jährlich ein Verkehr von 20,000 Schiffen giebt. Während sonst Nantes, Bourdeaux und Havre mit Marseille rivalisirten, betrug, wenn ich recht unterrichtet bin, die Einnahme Marseille's vom vorigen Jahre nach den Douanenregistern 45 Millionen Franks, d. i. mehr als die Einnahme jener drei Städte zusammen genommen. Vortheilhaft zwischen der Levante und dem großen Ocean gelegen, gegenüber den Küsten Algeriens, reißt Marseille allen Handel des südlichen Frankreichs an sich, steht mit Italien und Spanien im lebendigsten Verkehr und sendet seine Schiffe nach Amerika und Indien. Daß die Besitznahme von Algier diesen glücklichen Aufschwung allein, oder auch nur größtentheils bewirkt habe, ist faktisch unrichtig, schon vor derselben war der Handel blühend und alljährlich in sehr merklichem Steigen. Noch erwartet Marseille, wenn der indische Verkehr, was nicht fern sein dürfte, seinen natürlichen Weg, wenigstens zum großen Theil über Suez genommen haben wird, seine unbezweifelt glänzendste Handelsepoche!

Oft habe ich von Landsleuten, die in der Provence, wahrscheinlich nur flüchtig gewesen waren, es hören müssen,

daß die Fruchtbarkeit und beſonders die geprieſene Schönheit der Provence eine reine Dichtung und das Land traurig, nackt und kahl ſei. Ich finde es ſelbſt an ſeinen öden Stellen ſchön.

Der Himmel der Provence iſt berühmt, berühmt mit vollem Rechte; welcher Unterſchied würde denn überhaupt zwiſchen den Küſten Griechenlands und Norwegens ſein, wenn ihn nicht eben der Himmel begründete? Die Küſten Norwegens mit kaltem Gewölk, trübe beleuchtet, fand der gute Steffens allerdings ſehr ſchön, aber er ſah das Land ſeiner Väter nach langer Abweſenheit wieder, er beſchrieb aus der Erinnerung und konnte ſehr verzeihlich und natürlich die Gefühle der Jugend und des Patriotismus für die der Schönheit nehmen. Die Küſten Griechenlands und die der Provence, von einer goldenen Sonne verſchönt, hinterlaſſen einen immer heiteren Eindruck; hier fühlt man die liebliche Wahrheit von dem Ausſpruche des Anaxagoras, er ſei nur auf der Welt, um ſich von der Sonne beſcheinen zu laſſen. Selbſt die faſt baum- und quellenloſe Umgebung von Marſeille gewährt einen wahrhaft majeſtätiſchen Anblick! Das klare Blau des Himmels, die blendende Sonne, feurig rückſtrahlend von den glänzenden Meereswogen zu den weißen Kalkhügeln, zwiſchen denen kokett, halb verſteckt Marſeille liegt; die dem Nordländer fremdartige, wenn

auch ſpärliche Vegetation, und auf allen Höhen die geſchmackvollſten Landhäuſer mit einzelnen Pinien umgeben, die mit ihren dunkelgrünen, faſt ſchwarzen Kronen einen eigenen Kontraſt mit den Olivenbäumen bilden, geben ein ſchönes Bild, was gewiß um ſo charakteriſtiſcher iſt, als es eben ſeine eigenthümlichſten Schönheiten und weder die üppigen Wieſen der Lombardei, noch die hohen Buchen des ſüdlichen Holſteins hat! Die Hauptfarben ſind weiß und golden, das ſanftere Grün zeigt ſich oft dürftig und verſchwindet zuweilen ganz. Wer aber von einem großen dürren Lande ſpricht, der kennt vielleicht nur die nackten Felſen vor Toulon, Toulon ſelbſt nicht, auch nicht die Heſperidengärten von Hyères und die des ewig gleichen Klima's von Nizza mit ſeinen Palmen, am wenigſten Graſſe. Ich meine aber nicht la Graſſe, zwiſchen Perpignan und Carcaſſone, ſondern Graſſe bei Draguignan. Der Anblick und der Wohlgeruch dieſer Gärten ſpottet aller Beſchreibung. In Graſſe werden die feinen franzöſiſchen Pomaden fabricirt und in alle Welt verſendet. Weite Felder von Roſen, Reſeda, Nelken, Veilchen und Hyacinthen, in denen Bienen und durch die Tauſende und aber Tauſende von bunten Schmetterlingen ſchwärmen, von Orangenbäumen, die oft Blüthen und Früchte zugleich tragen, eingefaßt, bieten einen ſonſt nie wiederzuſehenden Anblick, erfüllen die Lüfte meilen-

weit mit balſamiſchen Wohlgerüchen und verkünden dadurch die Schönheiten des Landes, bevor ſie ſichtbar werden, gleich den gewürzreichen Molucken, deren balſamiſche Düfte weit über das Meer fliegen und die Nähe der Inſeln ahnen laſſen, lange bevor ſie ſich zeigen. Wie aber unter den prächtigſten Palmen am liebſten die giftigſten Schlangen wohnen, herrſcht nur allzuoft durch die ganze Provence der fürchterliche Miſtral *), ſchon von Strabo der ſchwarze Tod genannt, verweht nicht nur den Blüthenſtaub und knickt Bäume wie Blumen, ſondern deckt ſelbſt die Dächer ab, ſchleudert Staub und Steine und bringt Menſchen und Thieren durch Mark und Bein. Mir war er immer ſo beſchwerlich, daß er mir alle Schönheiten des Landes verbitterte. Daß man unter dem Einfluß dieſes rauhen und rohen Geſellen ſelbſt das Eine oder das Andere werden kann, begreife ich wohl, und deshalb mag auch Arago's Wort wahr ſein: Les manières du peuple du Toulon sont brutales comme le mistral, qui ravage ses vignobles.

Endlich war unſere Abreiſe feſtgeſetzt, wir ſollten uns am 27. des Morgens um ½7 Uhr am Bord einfinden. Wir ließen nicht warten. Wind und Wetter waren günſtig, das Meer ruhig, die Luft freundlich und der Himmel

*) Nizza allein iſt durch die Seealpen gegen dies entſetzliche Unheil geſchützt, deshalb ſein Klima ſo ausgezeichnet.

klar. Deſto wilder tobte und ſchrie man auf dem Schiffe durcheinander; Alles ſchien in größter Unordnung, ja rathlos; bald zeigte ſich der Grund des Tumults. Man hatte ſeit 8 Tagen immer mehr und mehr Frachtgüter an Bord genommen, das Schiff überladen; nun mußten die an ſich guten Maſchinen über die Kraft angeſtrengt werden und hörten bald ganz auf zu arbeiten. Ein engliſcher Maſchiniſt, der zu Rathe gezogen wurde, erklärte, wenn er zu beſtimmen hätte, ſo würde das Schiff gar nicht in See gehen. Wahrlich, nach dem kürzlich vorgefallenen Unglück des sejundo Gaditano, kein ſehr tröſtendes Wort! Indeß blieben alle Paſſagiere am Bord. Endlich gegen 9 Uhr war die Maſchine in Bewegung geſetzt. Es ging von dannen. Aber wohin? nicht nach Spanien, ſondern in umgekehrter Richtung, nach Toulon und Italien zu. Und warum? das ſpaniſche Gouvernement, welches dafür bekannt iſt, ſeit ſehr langer Zeit immer die wunderlichſten Projekte in's Leben zu rufen, hat, um ſeine Schifffahrt aufzumuntern, alle Abgaben für ſpaniſche Schiffe, wenn ſie aus einer gewiſſen Entfernung von den Grenzen kommen, ſehr erniedrigt. Nun liegt Marſeille noch nicht innerhalb dieſer bevorzugten Linie, und ſo mußte unſer Schiff, um jener Vortheile theilhaftig zu werden, ſeiner Beſtimmung ſchnurſtracks entgegen ziehen, und das nennen die Spanier Handel und

Schifffahrt begünſtigen! — Eine Nebeneinanderſtellung der ſich fortwährend widerſprechenden ſpaniſchen Schifffahrts- und Handelsgeſetze der letzten Jahrhunderte würde ein lehrreiches Kapitel zur Geſetzgebung und Regierungsgeſchichte dieſes unglücklichen Landes geben. Ich kann Einiges nicht unterdrücken. — Alphons V. verbot allen fremden Schiffen, in den Häfen ſeiner Beſitzungen Ladungen einzunehmen. Dieſes Schifffahrtsgeſetz ging den berühmten Verordnungen voraus, denen England ſo viel von ſeiner Handelsgröße verdankt. Das Geſetz Alphons wich jedoch von der ſcharfſinnigen Staatsklugheit der Engländer ab, welche die Ausfuhr inländiſcher Erzeugniſſe in fremde Länder — mit Ausnahme ihrer eigenen Pflanzſtaaten — keiner Einſchränkung unterwarf. — Durch eine Pragmatika vom Jahre 1500 verboten Ferdinand und Iſabella ſowohl Einheimiſchen als Fremden, Frachtgüter fremder Fahrzeuge aus einem Hafen zu verſchiffen, wo ein ſpaniſches Schiff zu haben war. Eine andere Pragmatika verbot den Verkauf von Schiffen an Fremde und eine dritte verhieß allen Schiffen von einem gewiſſen Tonnengehalt eine große Belohnung, noch andere verſprachen Seeleuten Schutz und verſchiedene Gerechtſame. Der Zweck des erſten dieſer Geſetze, wie der des berühmten engliſchen Schifffahrtgeſetzes — ſo viele Jahre ſpäter — war, wie die Einleitung darthut, die

Fremden vom Handel auszuſchließen, die anderen Geſetze hatten zur Abſicht, eine Flotte zur Beſchützung des Handels ſowohl als des Landes zu bilden. Hierbei wurden die Herrſcher durch ihre bedeutenden pflanzſtaatlichen Eroberungen begünſtigt, deren Entfernung es zweckmäßig machte, ſich Schiffe von größerer Ladungsfähigkeit zu bedienen, als man bisher gebraucht hatte. Verſchiedene zu unſerer Kenntniß gelangte Umſtände zeigen von dem Erfolge dieſer Maßregeln. Die Anzahl der Handelsfahrzeuge Spaniens zu Anfange des 16. Jahrhunderts belief ſich auf Tauſend. Wir können auf den blühenden Zuſtand der kaufmänniſchen Flotte von Spanien aus den Kriegsflotten ſchließen, welche daſſelbe zu verſchiedenen Zeiten gegen die Türken und die Seeräuber der Berberei ausſendete. Die Schiffsbedeckung, welche im Jahre 1496 die Infantin Johanna nach Flandern begleitete, beſtand aus 130 größeren und kleineren Fahrzeugen, welche eine Kriegsmacht von mehr als 20,000 Mann am Bord hatten. Eine furchtbare Ausrüſtung, nur der der weltberühmten „unbeſiegbaren Armada" nachſtehend. Im Jahre 1491 ging auf die Bitte der Bewohner der nördlichen Landſchaften eine Pragmatika durch, nach welcher Engländer und andere fremde Handeltreibende ihre Rückladungen in Früchten oder Kaufmannswaaren des Landes und nicht in Gold und Silber neh-

men ſollten. Dies Geſetz ſcheint weniger die Begünſtigung der Fabrikanten, als die Erhaltung der edlen Metalle im Lande zum Zweck gehabt zu haben. Dies war auch bei anderen Gelegenheiten der Fall, wo die Ausfuhr jener Metalle ſowohl im geprägten Zuſtande als in Barren verboten wurde. Von ſolchen Grundſätzen geht allezeit die Handelspolitik in ihrer Kindheit aus; als ob Gold und Silber, unabhängig von ihrem Werthe als Handelsmittel, in einem beſonderen Sinne den Reichthum eines Landes ausmache, und der Maßſtab des Werthes wichtiger, als die Waare ſelbſt ſei. Schon Ariſtoteles rügt dieſen argen Irrthum. Viele — ſagt er — ſetzen den Reichthum in die Menge des geprägten Geldes, weil man damit wuchert oder handelt. Das Geld iſt aber an und für ſich Tand, und ſeine Brauchbarkeit nur durch das Geſetz beſtimmt, wie es denn, wenn es außer Cours geſetzt wird, keinen Werth mehr hat, ſo daß wer reich an Geld iſt, doch des nothwendigen Unterhaltes dabei ermangeln kann. Es iſt aber abgeſchmackt zu ſagen, daß das Reichthum ſei, bei deſſen Ueberfluß man Hunger ſterben kann, wie die Fabel von jenem Midas erzählt, dem Alles, was er anrührte, zu Gold ward. Dieſer vielen Völkern in ihrer früheſten Handelsperiode eigene Irrthum, war aber Spanien ganz beſonders verderblich, da der Ertrag ſeiner Landesberg-

werke, vor der Entdeckung von Amerika, deſſen wichtigſten Handelsgegenſtand bildete. Als ſolcher hätten die edlen Metalle jede Erleichterung zum Abſatz in's Ausland, wo deren höherer Werth einen entſprechenden Gewinn gewähren mußte, genießen ſollen. — Im Jahre 1492 befahl Ferdinand der Katholiſche, die fremden Handeltreibenden ſollten ihre Rückladungen in Natur- und Kunſterzeugniſſen des Landes nehmen aber ſchon 1552 verbot Karl V. wieder die Ausfuhr inländiſcher Kunſterzeugniſſe, und es ward den fremden Handeltreibenden befohlen, gegen inländiſche Wolle einen gewiſſen Betrag von Leinen und Wollenwaaren einzuführen. Ferdinand hatte durch eine Verordnung vom Jahre 1500 die Einfuhr von Seidengeſpinnſt aus Neapel verboten, um den Seidenbau im Inlande aufzumuntern. Aber ſchon 50 Jahre ſpäter erſchien ein Geſetz, welches die Ausfuhr von Seidenwaaren verbot, dagegen jetzt wiederum die Einfuhr rohen Stoffes erlaubte. Eine Maßregel, wodurch nicht blos der Bau der Seide, ſondern auch die Bearbeitung derſelben in Caſtilien vernichtet wurde. Ferdinand und Iſabella gaben Geſetze zur Erleichterung des Verkehrs, zur Verbeſſerung von Landſtraßen, Brücken und Kanälen, zur Erbauung von Hafendämmen und Leuchtthürmen. Damals ward Spanien immer mächtiger, es war geachtet und reich; ſeine

Flotten bedeckten alle Meere, sie entdeckten eine neue Welt! Jetzt ist das Land verarmt, verschuldet, ohne Flotte, fast ohne Kolonieen; die Gesetze voll Widerspruch, ihre Handhabung willkürlich; der Handel liegt danieder, und an den spanischen Küsten fischen fremde Völker, während die Basken, nach Mariana, dasjenige Volk waren, welches zuerst auf fernem Ocean dem Wallfischfange nachging. Man muß gestehen, daß die Herrscher Spaniens und ihre Regierungen einen sehr großen Theil des traurigen Zustandes veranlaßt haben, dem das von der Natur so überaus reich ausgestattete Land hingegeben ist.

Unterdeß kamen wir Mittags um 1 Uhr auf dem halben Wege nach Toulon vor dem kleinen Hafen von Ciotat an; dies ist der Punkt, von welchem ab die Abgabenbegünstigung für spanische Schiffe anfängt. Nachdem unsere Pässe visirt, das Schiff als von Ciotat kommend deklarirt war, hatten wir die Erlaubniß, wieder hinzufahren, woher wir gekommen waren. Im Anfange fuhren wir dicht an der mit Oliven bedeckten Küste, die wir nach einer Stunde verließen, um das offene Meer zu suchen; gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem wir 10 Stunden auf dem Dampfschiffe gewesen, also einen ganzen Tag unnütz verloren hatten, kamen wir wiederum auf die Höhe von Marseille, das wir aber wegen der bedeutenden Entfernung nicht sehen konnten. Ich möchte

wohl wiſſen, wie viele Schiffe und Menſchen auf dieſer nutzloſen Hin- und Herfahrt in Sturm und wildem Wetter ſchon zu Grunde gegangen ſind, wie viel Geld in Kohlen, Abnutzung, Transportkoſten aller Art durch das weiſe Geſetz ſchon verſchleudert worden, wobei die verlorene koſtbare Zeit noch nicht eingerechnet iſt. Der größte Theil unſerer Reiſegeſellſchaft war trotz des herrlichen Wetters und des günſtigen Windes ſchon ſeekrank und krächzte ſich aus, daß es Steine hätte erbarmen können. Dabei zeichneten ſich beſonders zwei ſpaniſche Chorherren aus; wenn ich den einen länger angeſehen hätte, wäre ich ſelbſt ſeekrank geworden, was mir übrigens noch niemals begegnet iſt. Unter ſeinem großen ſchwarzen Sombrano — der runde an beiden Seiten des Kopfes aufgeſchlagene Hut der Geiſtlichen — hatte er eine weiße Serviette hängen, die ſich ſeitwärts des blaßgelben Geſichts um die Schultern ſchlug; er ſah aus wie der leibhafte Katzenjammer. — Wir begegneten ſehr wenigen Schiffen, einem einzigen Dampfſchiffe, es war der neulich in Marſeille für die Fahrt nach Barcelona pomphaft angekündigte Phénicien, der aber ſchadhaft geworden war und zur Ausbeſſerung nach Toulon kränklich ſchlich. Auch unſer Schiff wird von Liſſabon nicht mehr ſeine gewöhnliche Rückreiſe nach Marſeille machen, ſondern zur Ausbeſſerung nach London gebracht werden, denn

dahin oder nach Toulon, d. h. nach England oder Frankreich werden die schadhaften spanischen Dampfschiffe gebracht.

Die Reisegesellschaft war leidlich; die beiden schon erwähnten spanischen Chorherren, ein Spanier, der gut französisch sprach und zuerst von der ganzen Gesellschaft für einen Buchhändler angesehen wurde, aber, wie sich's zeigte, Oberst war. Er war eben in Rom, Wien und Berlin gewesen, ließ sich über viele Freundlichkeit, die ihm in unserem Vaterlande zu Theil geworden, mit Wohlgefallen aus und lobte namentlich den Kriegsminister, General von Boyen, mit dem er, ich weiß nicht in welche Berührung gekommen war. Ferner waren in unserer Kajüte ein junger Kaufmann aus Marseille und zwei Literaten. Der Jüngere, ein Journalist, war überschwanger von revolutionären Ideen bis zur größten und gröbsten Intoleranz, und es war unmöglich, mit ihm zu verkehren. Der Aeltere war ein unter dem Namen Büloz mir wohl bekannter Schriftsteller, dessen Vorfahren von Bülow hießen und von dieser bekannten deutschen Familie abstammten. Der Gesinnung nach durch und durch Franzose, hatte er auch seinen Namen französirt. Er war ein alter Napoleonide, hatte unter dessen Garde gestanden, war mit ihr in allen Hauptstädten Europas gewesen, lebte nur in diesen Erinnerungen, vergötterte den Kaiser und war im Uebrigen ein hoch ge-

bildeter, tüchtiger und ſehr gutmüthiger Mann, mit dem ſich gut leben und umgehen ließ, nur mußte man ihn nicht auf ſein Steckenpferd bringen; auf dieſem verſtand er, wie Don Quixote, keinen Spaß. Seine Begeiſterung für den großen Kaiſer, im Bunde mit ſeiner noch größeren Gutmüthigkeit, veranlaßte höchſt komiſche Scenen, und ich brachte ihn zur allgemeinen Beluſtigung der Geſellſchaft und ſeiner ſelbſt immer wieder auf ſein ganz unerſchöpfliches Lieblingsthema. Dieſer Verkehr war durchaus ergötzlich. Wir hatten uns in den Kriegsjahren von 1813 bis 1815 oft gegenüber geſtanden, der Anknüpfungspunkte gab es genug. Er nannte die Preußen undankbar gegen den großen Allerweltsbeglücker Napoleon, denn, wenn er auch im Anfange etwas ſcharf mit uns hätte verfahren müſſen — lediglich zu unſerem Beſten und um uns aus dem Schlafe zu wecken — ſo würde er doch, wenn wir ihm nur Zeit gelaſſen, weiter für uns mit väterlich zärtlicher Sorgfalt bedacht geweſen ſein. Uebrigens wollte er ein Allianz zwiſchen Frankreich und Preußen und damit die Welt erobern. Freilich verlangte er dafür, wie er ſich ausdrückte, einige kleine Opfer: die Abtretung des Großherzogthums Poſen und Weſtpreußens, welche Provinzen für den Handel Polens durchaus nothwendig ſeien, und zur Wiederherſtellung dieſes Reiches müßten wir ja, zu unſerer eigenen Sicherheit gegen

Rußland, ohnedies nothwendig und gern beitragen; Sachsen würden wir herausgeben, und endlich verstände es sich von selbst, daß wir, und dies sei das sina que non aller Allianz mit Frankreich, die Rheinprovinzen den Franzosen abtreten müßten, denn diese gehörten ihnen, und wir hätten gegen alle Menschen- und Völkerrechte und den heiligsten Verträgen zuwider diese unserem Alliirten Ludwig XVIII. geraubt. Großmüthig gab er uns zuletzt Hannover als Entschädigung, — es waren die alten französischen Marotten. Umsonst bot ich Frieden und Freundschaft; die großen Vortheile, die für Alle aus einem so ungeheueren Zollverbande entstehen würden, waren ihm mundgerecht, aber vor der Freundschaft mit uns wollte er zuerst, wie er meinte, einige kleine Rechnungen abschließen, die er aus alter Zeit noch abzumachen hätte. Es war ihm so ernst mit dem Allem, daß er, wenn er die Herren Preußen nur erst in einem halben Dutzend Schlachten nach Herzenslust hätte strafen und ihnen dann allenfalls großmüthig die Hand bieten können, gewiß so gern und freudig sein Leben hingegeben hätte und so zufrieden gewesen wäre, wie Epaminondas nach seinem größten Siege!

Der Mittagstisch war ganz gut; es war spanische Küche, also gab es zuerst einen Putchero mit der bekannten Knoblauchwurst obenauf. Alles war reichlich und

auch gut, wenn man das ſpaniſche Oel ausnimmt, was durchaus einen ranzigen Nachgeſchmack haben muß, weil es die Spanier ſonſt unſchmackhaft und nicht pikant finden.

In der Nacht wurde mir und den meiſten Reiſenden in den Betten zu heiß, wir legten uns auf die Sophas der Kajüte, in der zwar die Spanier den Verſuch machten zu rauchen, den aber glücklicherweiſe der Kapitän nicht geſtattete und auf die Inſchrift an der Wand zeigte: non se permite fumar abajo. Obgleich die Thüre der Kajüte durch die ganze Nacht weit geöffnet blieb, ſo war es doch ſo warm, daß ich auch die letzte Decke abwarf. In der Nacht hatte ſich der Wind erhoben, die Bewegungen des Schiffes wurden ſtärker und unangenehmer, die üblen Folgen blieben für den größten Theil der Paſſagiere nicht aus; ich ſchlief trotz der Doppelmuſik vom Winde und den Folgen der diverſen Uebelkeiten ſanft und gut. Am frühen Morgen war das Meer ſo eben, wie ich noch nie geſehen, das Wetter begünſtigte uns fortwährend. Mein muthwilliger Kampf mit Büloz war ſchon bei der allgemeinen Morgentoilette wieder ausgebrochen. Als Jedermann im engen Raume beſchäftigt war, ſeine Decken, Mäntel und allerlei Sachen zuſammenzupacken, ein Aufwärter ausfegte, alles an- und durcheinander lief, das Schiff ſchaukelte und Büloz leidenſchaft-

lich deklamirte, hatte derſelbe, während er in der Kajüte auf- und abging, ſich zu raſiren angefangen und fuhr damit unter lebhaftem Geſpräche fort. Jemand bemerkte, jetzt bekäme er wirklich Reſpekt vor dem Manne; man mußte in die Bemerkung einſtimmen, denn die Operation ſah ſehr gefährlich aus.

Die Franzoſen haben ſeit dem Independenzkriege große Vorurtheile gegen die Spanier, beſonders ſehen die alten Militärs, die dieſen Krieg mitgemacht haben, einen großen Theil der ganzen Nation als Mörder und Giftmiſcher an, denn damals wurden allerdings Mord und Gift als dem Himmel wohlgefällige Mittel zur Vernichtung des Erzfeindes von allen Kanzeln empfohlen. Die große Anzahl verbannter Spanier, die man über ganz Frankreich, vorzugsweiſe das ſüdliche, verbreitet findet, ſtimmen gern in dieſe Geſchichten ein. Unzufrieden mit Allem, was in ihrem Vaterlande vorgeht, ſchildern ſie den Zuſtand deſſelben noch trauriger, als er ohnedem ſchon iſt, und malen, wie die meiſten Unglücklichen, immer ſchwarz und ſchwärzer. Das erinnert mich an den Wald von Sombref, am 18. Juni 1815, als ein Theil der preußiſchen Armee, mit aller Macht vorwärtsſtrebend, den Kanonendonner von Waterloo immer näher kommen hörte. Verwundete, Verſprengte, Marodeure, Troßknechte kamen uns entgegen; nach ihnen war Alles längſt ver-

loren, und keine Hoffnung auf Wiederherſtellung der Schlacht vorhanden. Wir aber drängten eifrig vor, fanden, als wir die lisière des Waldes einmal erreicht, die wohlgeordnete Schlachtlinie und entſchieden den Kampf!

Ein Theil unſerer Seekranken wurde durch den ſchönen Morgen auf dem Verdeck geſund; die Zeit verſtrich im anmuthigſten Geſpräche. Büloz, der Neigung für mich gewonnen hatte, vertraute mir, daß er an der Spitze einer franzöſiſchen Kompagnie zur Bearbeitung ſpaniſcher Bergwerke, und zwar für Gewinnung edler Metalle, ſtehe und deshalb einen großen Theil von Spanien zu durchreiſen gedenke. Es iſt bekannt, daß Spanien, deſſen Reichthum an edlen Metallen jetzt größtentheils unberührt liegt, vor der Entdeckung von Amerika für das übrige Europa das war, was ihm ſeine Kolonien ſeitdem geworden ſind, die große Quelle von Metallreichthum. Schon die Phönizier und Carthager und nachher die Römer bezogen regelmäßig aus Spanien große Maſſen edler Metalle; dieſe hatten ihren Markt auf allen Plätzen Roms und Griechenlands. Auf den baleariſchen Inſeln ging, nach Diodor, die Sage, daß Herkules Spanien wegen ſeiner Schätze von Gold und Silber bekriegt habe, weshalb es verboten war, ſich dieſer Metalle zu bedienen, um vor Eroberern geſichert zu ſein. Die Bergwerke der Phönizier lagen im ſüdlichſten

Spanien; dort fanden die Phönizier so viel Silber, daß sie nicht nur ihre Schiffe damit anfüllten, sondern alle möglichen Geräthschaften, die Anker nicht ausgenommen, davon verfertigten. Ihre Nachfolger, die Carthager, betrieben den Bergbau Spaniens mit noch mehr Nachdruck. Hannibal eröffnete mehrere neue Gold- und Silberbergwerke, die man die Brunnen Hannibal's nannte; aus dem Bergwerke von Bebelus gewann er täglich nicht weniger, als 300 Pfund Silber. Die Carthager gewannen auch Eisen und Zinn. Alle diese Metalle bezeichnet schon der Prophet Ezechiel — 27, 12 — als Ertrag spanischer Bergwerke. Nach Plinius brachten den Römern drei Landschaften jährlich die unglaubliche Menge von 60,000 Pfund Gold; wir finden bei diesem Schriftsteller das Verzeichniß des Gewichts von Gold und Silber, welches die Konsuln aus Spanien nach Rom sendeten, nebenbei hatten sich aber auch viele Feldherren in Spanien bereichert. Der Konsul Licinius Crassus brachte nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Spanien so viel Schätze nach Rom, daß sein Sohn der reichste Mann der Erde genannt wurde. Strabo sagt, daß ein Theil Spaniens solche Schätze an Silber besitze, daß selbst die Pferdekrippen von diesem Metalle wären. Im Jahre 200 unserer Zeitrechnung kam eine große Dürre über Spanien, Erdbeben folgten ihr, die Erde öffnete

sich und in den weiten Spalten der Pyrenäen zeigte sich eine große Menge Gold und Silber, die seit dem großen Waldbrande in den Pyrenäen bedeckt gewesen war. Noch im 10. und 11. Jahrhunderte wurden Gold- und Silbergeschirre, auf das Zierlichste gearbeitet, in großer Menge aus Spanien ausgeführt. Namentlich wurden viele Kirchengefäße, Leuchter, Kruzifixe, Monstranzen, Meßgewänder, reich mit Steinen geschmückt, für das In- und und Ausland gearbeitet. Die goldene Stirnbinde des Papstes, mit den kostbarsten Steinen ausgelegt, führt den Namen Spano clista. Seit der Entdeckung von Amerika blieben die spanischen Bergwerke liegen. Peru und Mexico boten ihre Schätze, und wenn auch nicht zugegeben werden kann, daß die amerikanischen Bergwerke Amerika entvölkert haben*), so haben sie doch Spanien,

*) Dieser Glaube, nebenbei sei es bemerkt, ist auch eines der alten unzerstörbaren Vorurtheile, einer der unzähligen Irrthümer, die über Alt- und Neu-Spanien verbreitet sind. Humboldt bemerkt, daß man den schlechten Zustand der Kultur und der Entvölkerung in dem ehemaligen spanischen Amerika mit Unrecht der Bearbeitung der Bergwerke zuschreibt. Er ist aber der Meinung, daß diese Bearbeitung wohlthätig auf die Bevölkerung eingewirkt habe, indem deshalb viele Orte angebauet worden seien, die sonst unfruchtbar geblieben wären. Wenn auf dem kahlen Kamme der Kordilleren eine Ader geöffnet wird, können die Kolonisten die zu ihrem Unterhalte nöthigen Mittel blos aus weiter Ferne herbeischaffen. Mangel erweckt bald Industrie, und in kurzer Zeit erheben sich in der Nachbarschaft Meie-

wie längſt bekannt, verarmt. Noch iſt die Induſtrie Spaniens nicht wieder erwacht und der fremde Spekulationsgeiſt ſucht die ſpaniſchen Bergwerke wieder zu öffnen. Reich ſind ſie gewiß; noch unlängſt ſoll ein gewiſſer Caſtillo in der Nähe von Granada ſeine Familie durch eine Arbeit von nur zwei Stunden täglich, durch das Waſchen des Goldſandes aus dem Duero, ernährt haben.

Am 28. November Nachmittags ½6 Uhr liefen wir glücklich in den Hafen von Barcelona ein, aber das fanden die Douaniers zu ſpät zur Viſitation, und wir mußten noch eine Nacht auf dem Schiffe zubringen. Das war

reien. Der hohe Preis, in welchem die Lebensmittel ſtehen, entſchädigt den Anſiedler für das mühſelige, arbeitsvolle Leben. Schluchten und Thäler umher werden bald in tragbares Land umgewandelt. Sind aber mit der Zeit die mineraliſchen Schätze erſchöpft, ſo wandern die Bergleute zwar aus, allein die Landanbauer bleiben, weil ſie der Boden feſſelt. Die Indianer ziehen es überdies vor, in der Einſamkeit der Berge zu leben, entfernt von den Weißen, ein Umſtand, der zur Vermehrung der Bewohnerzahl in ſolchen Diſtrikten beiträgt. Freilich war die Umgebung der Hauptſtadt Mexico zu Cortez Zeit volkreicher, nicht aber das ganze mexicaniſche Reich. Wenn aber dieſe Gegenden dem Europäer ſehr menſchenleer erſcheinen, ſo ſind ſie es doch nicht. Wenige Bananenbäume ernähren eine ganze Familie, und etwa 1000 Quadratruthen erhalten 30 bis 40 ſolcher Bäume, welche jährlich über 4400 Pfund nahrhafte Subſtanz tragen. Die Ergiebigkeit der Bananen, ſelbſt im Verhältniſſe zum Weizen, iſt wie 133 zu 1. Eine Getreideart, die nach mittlerem Ertrage in Frankreich etwa das fünfte Korn bringt, trägt im tropiſchen Theile von Mexico nicht weniger als das 25. Korn.

hart, das hätte die französische und keine Douane der Welt gethan, das war für uns die letzte Schifffahrts-Begünstigung dieser Regierung. — Die Nacht verging nicht so leicht, wie die vorige. Die Kranken waren, da das Schiff keine Bewegung machte und ruhig vor Anker lag, bald gesund und plauderten und lärmten, aßen und tranken durch die ganze Nacht. Die Geistlichen hielten des Abends durch eine Stunde laute Gebete, eben so lange lasen sie des Morgens laut aus ihren Gebetbüchern. Einer der Herren, der mich mit großem Zutrauen beehrte, weil ich Napoleon gegen Büloz nicht hatte gelten lassen, und weil er gehört hatte, daß ich ein alter Anhänger von Don Carlos wäre, schilderte mir das herrliche Leben der Mönche des an der Küste Cataloniens, nordwärts von Barcelona, vor uns liegenden Klosters am Berge Montserrat — der Zersägte, d. i. mit Gipfeln oder Zacken, die den Zähnen einer Säge ähnlich sind, gen Himmel steigende Berg. Sein Kloster, seine Einsiedeleien sind, wie seine Naturschönheiten, durch viele begeisterte Schilderungen weit bekannt. Der Geistliche hoffte zu meinem Seelenheile mich in dies weltberühmte Kloster zu bringen. In diesem Kloster legte Ignaz von Loyola, der letzte ritterliche Apostel der Kirche, sein Schwert nieder, als er die Waffen der Erde mit denen des Himmels vertauschte. In der geräuschlosen Stille

dieſer Berge, dieſer klöſterlichen Mauern bereitete er ſich durch Enthaltſamkeit und Gebete für den Beruf vor, den er mit frommer und unwiderſtehlicher Gewalt in ſeiner Seele tiefſtem Innern fühlte. Der heilige Ignaz, ein Zeitgenoſſe Luther's, ſtützte für Jahrhunderte mit feſter Hand das durch den deutſchen Reformator wankend gewordene Gebäude der römiſchen Curie. Beherrſcht vom lebendigen Glauben, gehörte er zu den wenigen bevorzugten Menſchen, die für eine Idee alle Güter des Lebens, das Leben ſelbſt freudig einſetzen. Nur von ſolchen Menſchen iſt Alles ausgegangen, was erhaben iſt in Kunſt und Wiſſenſchaft und beglückend für heute wie für ein kommendes Geſchlecht!

Ob ich armes Weltkind gleich gar keinen Beruf für das Kloſterleben in mir ſpürte, ſo mußte ich doch dem Geiſtlichen danken, der es gut mit mir meinte und erſt nach langem Harren den günſtigen Moment gefunden hatte, mir unter vier Augen dieſen Vorſchlag zu machen.

Endlich um ½9 Uhr des Morgens kam die Sanita, ſich nach dem Geſundheitszuſtande des Gaditano umzuſehen; eine halbe Stunde ſpäter kamen die Douaniers. Da wir nur ſehr kurze Zeit in Barcelona zu bleiben hatten, ſo nahmen wir, um der Viſitation zu entgehen (die Bagage des Schiffes blieb ununterſucht), vorſichtig nur unſere Nachtſäcke an's Land. Unſer Schiff war von

einer großen Zahl kleiner Barken umgeben, aus denen wilde Kerle mit nackten Beinen, unter die mit bunten Bändern die Alpergatos gebunden waren, in rothen Mützen, bunte Decken über den Schultern, schreiend, viel toller als es selbst in Italien bei solcher Gelegenheit der Fall, uns ihre Dienste zu den abnormsten Preisen anboten. Wir waren wohl unterrichtet und wußten, daß der Preis, eine Person mit allen Sachen an's Land zu bringen, eine Piecette, d. i. nach französischem Gelde, was überall gilt, 1 Franken und 1 Sous beträgt. Am Lande begann ein neuer Kampf; die Fuhrleute zankten sich, um der Passagiere habhaft zu werden, und fluchten, schimpften und prügelten sich beinahe um uns. Hunderte von Händen griffen ungebeten an unsere Sachen; wir verbaten uns dies, denn unsere spanischen Reisegefährten hatten uns gesagt, daß Jeder, der Etwas angefaßt habe, bezahlt sein wolle und müsse, und daß Derjenige, der auch nur eine Hutschachtel ergriffen habe, sich für belastet genug erachte und, um seinen Kameraden auch Etwas zu gönnen, Nichts weiter tragen wolle. Während des Lärmens und Kampfes fand sich ein französischer Lohndiener aus dem uns empfohlenen Hôtel ein. Nun ging das Handeln über den Einspänner los, der unsere wenigen Sachen fahren sollte, denn wehe dem Unvorsichtigen, der hier zu Lande nicht im Voraus accordirt, er

iſt jeder Willkür preisgegeben. Der Offizier der Douane auf dem Schiffe war beſcheiden, zuvorkommend, und da er unſer weniges Gepäck ſah, welches wir an's Land nehmen wollten, befahl er, daß wir blos am Stadtthore viſitirt werden ſollten. Froh fuhren wir von dannen. Aber 200 Schritte davon nahmen uns die Aduaneros (Douanen) des Hafens in Empfang. Umſonſt verſicherten wir und der Lohndiener, daß ihr Offizier befohlen habe, wir ſollten nicht viſitirt werden; die Herren begannen eine Kontrolle, wie ich ſie bei meiner großen Reiſepraxis noch nicht erlebt habe. Alle Bücher wurden konfiszirt, die Landkarten, alle offenen Briefe, ſogar die Kreditbriefe, jedes geſchriebene und gedruckte Stückchen Papier, auch alte Zeitungen, worein mein Kammerdiener Bürſten, Stiefeln u. ſ. w. gewickelt hatte. Endlich kam ein Unteroffizier, wir appellirten, es war umſonſt; unſer Lohndiener, der jenen artigen Offizier zu unſerer Hilfe hatte aufſuchen ſollen, kam zurück, ohne denſelben gefunden zu haben. Nun fielen die Douaniers über den Prinzen und fingen an ihn am Leibe zu viſitiren; ich wollte denn doch dagegen opponiren; mit verſtändiger Ruhe legte er ſich dazwiſchen und ließ ſich in großer Beſonnenheit das Unvermeidliche gefallen. Fürwahr, welche Genugthuung hätten wir im Streite mit dieſer Bande uns verſchaffen können? Nun kam zum Glück unſer

Reiſegefährte, der ſpaniſche Oberſt; er nahm ſich mit allem Erfolge unſerer an; wir wären alle drei Titulos, d. i. der Grandezza angehörend, und ſo erhielten wir eben ſo ſchnell alle unſere in Beſchlag genommenen Gegenſtände zurück. Was das ſtärkſte war, daß die Herren nun ihre Hände aufmachten, um ihr Trinkgeld in Empfang zu nehmen, aber die Hände blieben leer. Am Thore — Puerta del Mar — verſuchten die Douanen Aehnliches; nun gerieth aber unſer Kutſcher gegen die Anſtürmenden in ſolche unſinnige Wuth, wie ich ſie ſelten geſehen habe, und das half wieder. — Unſere Bedienten, die in kurzer Zeit ſo viele Willkürlichkeiten und Leidenſchaften, dabei die heftigen Geſtikulationen, die den ſüdlicheren Nationen eigen ſind, die feurigen Augen, langen ſchwarzen Haare, die gelbe Geſichtsfarbe und lebendige Phyſiognomie bemerkt hatten, ließen die Flügel hängen, während wir in fröhlicher Laune unſeren Einzug hielten in das ſchöne Barcelona und in die Locanda de las Cuatro naciones.

III.

Catalonien.

III. Catalonien.

Die höflichen Catalonier ſind von feuriger Gemüthsart, furchtbar im Kriege und ſanft im Frieden, zugleich von den feinſten Sitten. Dieſe Eigenſchaften machen ſie geachtet und gefürchtet und erheben ſie über alle Nationen der Welt.

Cervantes,
Leiden des Perſiles und der Sigismunda.

Der Anblick vom Hafen Barcelona's auf die Stadt und die berühmte Citadelle von Montjouy iſt äußerſt impoſant. Die lange und breite, gegen 50 Fuß hohe Mauer, die vom Hafen gegen das Meer nach Nordoſt gezogen iſt, bildet eine der ſchönſten und eigenthümlichſten Promenaden. Unſer Hôtel, das beſte der Stadt, iſt an der Rambla gelegen, einer der prächtigſten Promenaden, die ich kenne. Zwar hatte uns unſer ſpaniſche Oberſt etwas gar zu patriotiſch verſichert, die cuatro naciones wären nach dem Muſter der erſten Hôtels in Paris eingerichtet, aber das Ameublement widerſprach ſolchem Lobe auf das Beſtimmteſte. Ein plumper Tiſch, ein Paar Stroh-

ſchemmel vom allergewöhnlichſten Holze, ohne Politur, gar keine Gardinen, der Fußboden mit Ziegelſteinen gepflaſtert und das Ganze in Staub und bedenklichem Schmutz; ſo war meine Stube beſchaffen, die wohl nur wegen des Kontraſtes an die eines Pariſer Gaſthauſes erinnerte. Relativ aber und in Vergleich mit den ſpaniſchen Wirthshäuſern im Allgemeinen, ſind die cuatro naciones vortrefflich, und Einiges iſt es in jeder Beziehung, namentlich die große Mittagstafel — al comedor. — Nach dem etwas breiartigen Putchero gab es vielerlei Geflügel, ſo ſaftig, als wenn es aus der Normandie käme, ſüße Speiſen und delikate, auf dem Roſte gebratene Schweinefüße, ein in Spanien beliebtes Gericht, von Natur ſaftig genug, alſo nicht durch den widerlich ſcharfen Oelgeſchmack verdorben. Um dieſen weniger vorſchmeckend zu haben, wird man hier zu Lande wohlthun, eine von den immer bereit liegenden Limonien zur Hand zu nehmen; da dieſelben viel milderen Saft haben, als die zu uns kommenden und vielleicht erſt eben vom Baume gepflückt ſind, ſo verträgt der Magen ihren Saft leicht, ſie verderben keine, beſſern faſt jede Speiſe. Nun kamen Maſſen von allerlei Wildbraten, am Spieß auf das Sorgfältigſte gebraten, ein Hummerſalat und endlich ein Deſſert ohne Ende, mit wunderlich geſtalteten, getrockneten, amerikaniſchen Früchten, von denen mir viele

ganz unbekannt waren, frischen Datteln u. s. w., Alles in solcher Ueberfülle, daß man eher glauben konnte, man sei zu einem festlichen Mahle geladen, als daß man Platz an einer Wirthshaustafel genommen, wo die Portionen oft weniger zugemessen als zugewogen scheinen. Der Fremde wird aber wohlthun, den spanischen Rothwein, der hier à discretion vorgesetzt wird, stark mit Wasser zu mischen, am Zweckmäßigsten nach der altrömischen Vorschrift: bibe quinque et duas partes.

Nach Tische lustwandelten wir auf der Rambla, die sich nur mit den Boulevards in Paris und der Promenade unter den Linden in Berlin vergleichen läßt und beiden in Nichts nachsteht. Häuser und Bäume sind hoch und prächtig, die ersteren zeigen gleich, daß man sich in einer großen, volkreichen Stadt befindet. Bei dem schönen Wetter nach Untergang der Sonne lustwandelt, Alt und Jung, Vornehm und Gering bis tief in die Nacht auf der Rambla. Mit dem ersten Schritte, den der Fremde macht, kann er leicht auf den Glauben kommen, daß durch irgend eine Völkerwanderung eine afrikanische Nation in die Mitte Europa's geführt worden sei. Gelbe Gesichter, feurige Augen, lange Haare, ein ganz fremdartiges Kostüm! Der Landmann hat, in Ermangelung des Mantels, eine bunte, wollene Decke — Manta — mit langen Franjen über die Schulter geworfen, die er

bald als Kleidungsſtück, bald als Bett benutzt, was auf ein vagabondirendes Leben ſchließen läßt, und an das Zelt der Wüſte, an Arabien erinnert. Selbſt der Vornehmere, nach unſerem Zuſchnitt Gekleidete erſcheint mit ſeinem bedeutungsvoll lebendigen Geſichtsausdruck, in ſeinen leidenſchaftlichen Geſtikulationen ſo fremd, als ob ich mich mit Turban und Kaphtan bekleidet hätte und auf eine Maskerade gehen wollte; ſeine ganze Perſönlichkeit paßt nicht zu unſerem nüchternen, faden, geſchmackloſen Frack. So ſcharf gezeichnete Phyſiognomieen, ſo ausdrucksvolle, wie hier überall, findet man in Frankreich nur in Toulon und Breſt auf dem Bagno, in Deutſchland in den diverſen Zuchthäuſern, womit ich aber keineswegs der ſpaniſchen Phyſiognomie etwas Unhöfliches, Nachtheiliges geſagt haben, ſondern nur die Meinung ausſprechen will, daß dieſelbe keine Allerwelts- und Alltagsphyſiognomie iſt, und daß die ausdrucksvollen Züge dieſer Kernmenſchen für uns durchaus etwas Fremdartiges haben. Die Señoras, deren Augen, nach Balzac's Ausdruck, aus Feuer und Sammet beſtehen, mit ihren unter der Mantille halb verſteckten Geſichtern, erinnern auch, wie ſo Vieles, an den Orient, an die verſchleierten Frauen der Muhamedaner, und was bei dieſen die Blumenſprache iſt, das iſt bei der Spanierin die Fächerſprache. Aus der Art und Weiſe, wie ſie den Fächer

auf- und zumacht, ſich Kühlung fächelt und ihn in ſteter Bewegung zu halten weiß, lieſt der Freund eben ſo viel, als aus einem vier Seiten langen Liebesbriefe. Der ewige und unentbehrliche Fächer — abanico — iſt der ſtete Begleiter der Frauen und Mädchen. Die Frauentracht iſt ſchon nach Lord Byron zugleich myſtiſch und fröhlich — mystical and gay. — Selbſt auf die Bäuerinnen paßt der Ausdruck. In Ermangelung der Mantilla tragen ſie bunte Tücher über dem Kopfe und einem Theile des Geſichts. Die Bauern haben ihre jaquetta — Nationaljacke — über die Schultern geworfen und zeigen den nervigen Arm entblößt. Der Ciudano — Bürger — iſt in einen weiten braunen Mantel gehüllt, den er ſo geſchickt und graziös um ſich ſchlägt, wie es nächſt ihm nur der Italiener verſteht. Das eine Ende des ſpaniſchen Mantels — Embozarse genannt — werfen ſie über die Schulter und verhüllen ſich damit das halbe Geſicht. Wer das thut, heißt daher ein Embozado. In einem Lande, wo es ſo viele Menſchen giebt, die alle Urſache haben ſich unkenntlich zu machen, eine ſehr zweckdienliche Mode. Das gefürchtete lange Meſſer — Cuchillo, — ohne welches bis in die neueſten Zeiten kein Catalonier ging, iſt ſeit dem Aufſtande gegen das jetzige Miniſterium verſchwunden, und ſo ſtrenge iſt der General-Capitän Baron de Meer, daß ſelbſt Stöcke von eini-

gem Umfange verboten und nur leichte Badinen zu tragen erlaubt sind.

So klein und winkelig meine Stube ist, so scheint doch die Sonne warm herein. Vom Balkon habe ich die schönste Aussicht auf die Rambla, hier „sitzt es sich" sehr angenehm spazieren. An vielen Häusern zeigen sich noch die Spuren der Zerstörung vom letzten Bombardement, viele große öffentliche Gebäude sind noch verpallisadirt. Das zerstörte Inquisitionsgebäude ist ein großer Schutthaufen; mehrere Klöster sind in Kasernen verwandelt, andere liegen in Ruinen. Aber überall wird auch an den zerstörten und zerschossenen Gebäuden wieder ausgebessert, andere werden neu aufgebaut; Alles zeigt Thätigkeit, Industrie, Reichthum. Die Stadt ist besiegt, ein schwerer Druck lastet auf ihr, aber ihre Bewohner sind stolz und ungedemüthigt.

Barcelona hat, weil es eben so oft von Fremden als von den eigenen Landsleuten eingeäschert und schnell wieder aufgebaut wurde, ein elegantes Aussehen, was es freilich zu billigeren Preisen hätte haben können. Im Jahre 1821 herrschte hier, zum Schrecken von ganz Europa, noch zum Ueberfluß das gelbe Fieber. — Wir ließen uns über die Esplanade, zwischen der Stadt und Montjouy, führen; auch die Stadtmauern waren an verschiedenen Stellen eingerissen, aber beinahe vollständig

wieder aufgebaut. Von hier aus zeigte ſich uns eine ſchöne Ausſicht über Barcelona's reiche Veja — Feldmark, — namentlich ſind die ſogenannten Immediacones — die nächſten Umgebungen der Stadt — reich und fruchtbar. Stundenlang um Barcelona liegen, beſonders auf dem Wege nach Madrid, vor dem Thore San-Antonia, ſtolze Torres (Landhäuſer). Die Landſchaft war noch mit lebhaftem Grün bedeckt; Alles hatte einen ſüdlichen Charakter; Artiſchoken ſtanden in großen Maſſen in vielen Beeten. Auf der Esplanade exerzirte die reitende Artillerie in gelben Jacken, auf Mauleſeln, die nach Landesſitte auf dem ganzen Oberleibe beſchoren waren; dieſe Mauleſel wurden mit Kappzäumen zugeritten. Die Infanterie hatte noch Gewehre ohne Perkuſſionsſchlöſſer und mit ſpitzen Ladeſtöcken (keine Cylinder), die beim Laden umgedreht werden müſſen, — eine Einrichtung, die bekanntlich vor länger als 100 Jahren im Preußiſchen durch den alten Deſſauer abgeſchafft wurde. — Abends ſahen wir im Theater eine ganz ſchlechte Oper. Die Einrichtung des Orcheſters fand ich ſonderbar. Der Muſikdirektor ſtand nicht gleich hinter dem Souffleurkaſten, ſondern zunächſt der erſten Bank der Sperrſitze, und da natürlich alle Orcheſtermitglieder nach ihm gewendet ſein müſſen, d. i. den Sängern den Rücken zukehren, ſo ging ein guter Theil des Tones aus der Streichinſtrumenten ver-

loren. Das Orcheſter war zahlreich beſetzt und gut; das war aber auch das einzig Gute, daher wir denn nicht lange aushielten, da wir überdem in den beiden letzten Nächten nur die halbe Ruhe genoſſen hatten.

Am 30. November, nach trefflichem Schlaf, wurde Chokolade gefrühſtückt. Geſtern, weil alle Welt verſicherte, daß in unſerem Gaſthauſe Alles franzöſiſch eingerichtet ſei, hatte ich thörichterweiſe Weiſe Kaffee zum Frühſtück gefordert; er war abſcheulich, man hatte Butter dazu ſervirt, ihr Geruch verpeſtete im buchſtäblichen Sinne des Wortes die Stube. Heute war ich zu meiner alten guten Gewohnheit zurückgekehrt, überall die herrſchenden Gebräuche mitzumachen. Ich erhielt ſo vortreffliche Chokolade, wie überall in Spaniens elendeſtem Hauſe, und obenein nicht in ſo winzig kleinen Taſſen, wie es ſonſt Landesſitte iſt; die Taſſen ſind gewöhnlich ſo klein, wie die holländiſchen Theetaſſen, mehr Appetit erregend, als ſtillend. Wir hatten bei dem Baron de Meer ſchriftlich die Erlaubniß nachgeſucht, Montjouy zu zu beſehen, dieſe war uns geworden. Die Calesa — halber Wagen — war durch den Lohnbedienten beſtellt, wir wollten ſie aber, was nicht Gebrauch iſt, heruntergeſchlagen haben. Der diebiſche Lohndiener verſicherte uns, er habe zwar nach großer Mühe einen Kutſcher gefunden, der ſeinen Wagen zurückſchlagen wolle, dies ſei

indeß ſehr ſchwierig. So krauſe Rede kam uns denn doch bedenklich vor; wir frugen nach dem Preiſe. Wir ſollten für die halbe Stunde 30 Piecetten zahlen; das war uns denn doch zu viel, und ſo nahmen wir die erſte beſte Tartane, wie dergleichen überall bereit ſtehen, in Beſchlag, ein Fuhrwerk, das ſich, nach der Verſicherung des Lohnbedienten, für uns gar nicht ſchickte. Wir zahlten dafür — der gute Lohndiener hatte ſchon wieder die Hände im Spiele, ohne ihn wären wir noch Einmal ſo billig fortgekommen — 8 Piecetten. Die Tartane iſt eben kein bequemes Fuhrwerk; ſie hat nach ihrer Länge zwei Bänke (jede für vier Perſonen), die gewöhnlich mit rothem Tuche beſchlagen ſind und auf den Axen — ohne Federn — ruhen; man ſteigt hinter den Rädern ein. Die Tartane wird von einem Maulthiere gezogen, weil der Weg zur Citadelle aber ſteil und im Zickzack geht, ward vor das eine Maulthier noch ein zweites geſpannt. Die Straße war leidlich unterhalten, rechts und links mit ſteinernen Geländern verſehen und mit Aloen bepflanzt. Oben führte uns der wachthabende Offizier zu dem Gouverneur, der Brigadier war und der uns Begleitung zur Beſichtigung der Werke mitgab. Montjouy iſt eine der ſchönſten, ſtärkſten und wohlunterhaltenſten Citadellen, die ich kenne. Sie möchte faſt unnehmbar zu nennen ſein, da ihr auch das Waſſer nicht abgeſchnitten werden

kann, weil sie tiefe, in Felsen gehauene Brunnen hat. Die Wälle sind aus Quadersteinen, zum Theil mit Granitbekleidung; sie beherrschen von einer mächtigen Höhe Hafen und Stadt, die von keiner anderen Höhe dominirt wird. Sie hat jetzt nur 150 Mann Garnison, ist aber so groß, daß ich der Meinung bin, sie bedürfe 3000 Mann in Kriegszeiten. Es lagen Hunderte von metallenen Kanonen, meist 24 Pfünder, eben so zahlreiche Mörser und ihre Laffetten, wie reiche Munition auf und unter den Wällen. Alles sah proper, wohlerhalten und ordentlich aus. Barcelona's Geschick liegt in der Hand des Gouverneurs von Montjouy. Die Aussicht von dieser Höhe ist prächtig; eine Bergkette läuft längs der Küste; in der Ferne, von der warmen Sonne belebt, scheinen die Felsen von Amethist. Der Weg nach Madrid führt durch eine reiche Ebene, die aber wegen des Mangels an Bäumen, besonders nach Süden, trotz der vielen Dörfer und Landhäuser, einen melancholischen Charakter hat. Der Landmann Spaniens hegt ein ganz entschiedenes Vorurtheil gegen die Bäume und pflegt nur Fruchtbäume. Er behauptet, daß die Bäume die Vögel herbeiziehen, die darin wohnen und nisten, und daß die Vögel Weintrauben, Obst und Getreide verzehren.

Barcelona hat viele Manufakturen; ich zählte im nächsten Theile der Stadt einige 40 Dampfmaschinen.

Kein einziger Thurm der Stadt ſchien vom letzten Bombardement unbeſchädigt geblieben. In der Entfernung eines mäßigen Spazierganges von der Stadt, jenſeits derſelben, ſahen wir den bedeutenden Flecken Garcia mit ſeinen großen Maſchinenſpinnereien. Der Hafen iſt ſicher, mäßig groß, aber nicht tief genug für Kriegsſchiffe, die jenſeits des Leuchtthurms vor Anker bleiben müſſen. — Auf dem Heimwege, Berg ab, hielten wir es denn doch in der Tartane nicht aus, die Bewegungen waren zu unangenehm. Oben in der Citadelle hatte ein kalter Wind geweht; zu Hauſe angekommen, ſchrieb ich das eben Geſehene am offenen Fenſter auf, ſo warm war die Luft.

Sonntag am 1. Dezember früh um ½6 Uhr waren wir auf unſerem Dampfſchiffe zur Reiſe nach Valencia; das Wetter war wieder ſehr ſchön und der Meeresſpiegel in vollkommener Ruhe. Auf der Höhe von Tarragona ſtockten die Räder, und nachdem vor 14 Tagen der Dampfkeſſel des zweiten Schiffes der Kompagnie, die uns befördern ſollte, geſprungen war, fand ſich heute auf offenem Meere das erſte Dampfſchiff derſelben außer Stande ſeine Reiſe fortzuſetzen; wir waren ein Spiel der Winde und Wellen, und da unſere zwei kleinen erbärmlichen Segel des großen ſchwer beladenen Schiffes nicht Herr werden konnten, ſo mußte jeder vom Meere kommende

Wind uns rettungslos an die hohen Felsen des Strandes werfen. So lagen wir still und erwarteten irgend eine Katastrophe. In dieser Noth traf uns gegen Abend eine englische Galeotte und brachte uns Hilfe. Leicht, graziös und kokett, daß es eine Freude anzusehen war, fuhr sie um unser Fahrzeug, warf dem Boote das Schlepptau zu und führte uns von dannen. Aber unserem Capitän war nichts daran gelegen, in Barcelona einzulaufen, er wollte uns vielmehr gleich nach Marseille führen und dort die Maschinen des Schiffes in Stand bringen lassen. Das wäre eine langweilige Fahrt geworden. Wir baten, uns in Barcelona einlaufen zu lassen, und da das nichts half, schimpften und drohten wir, ihn zu verklagen; nun behauptete der Capitän, den Engländer verhindere der Wind am Einlaufen im Hafen, wir ließen aber nicht ab, ihm zuzusetzen, und so gab er endlich, wiewohl mit großem Widerwillen, nach, und versprach uns, nach Barcelona zu führen, dessen Hafen wir gegen Morgen in der Entfernung von einer Stunde vor uns sahen. Der Engländer, weil ihm das Einlaufen in Barcelona große Unkosten gemacht hätte, verließ uns hier und verfolgte seine Richtung, wir mußten daher Hilfe aus dem Hafen suchen. Man zögerte lange damit, und um nur Etwas zu thun, uns dem Ziele zu nähern, fing der Capitän nach vier verlorenen Stunden an, den Anker in ein Boot zu

werfen und damit, ſoweit das längſte Tau reichte, vorwärts fahren, den Anker auswerfen und uns am Taue nachziehen zu laſſen. Wir hätten, wäre dies langſame Manöver früher begonnen worden, wohl noch am Abende den Hafen erreichen können. Die Wahrſcheinlichkeit, noch eine Nacht in der bedenklichen Lage zubringen zu müſſen, war eine trübe Ausſicht. Nachmittag 2 Uhr nahte ſich endlich der Delphin, ein uns aus Barcelona entgegen geſendetes ſpaniſches Dampfſchiff. Schon eine Stunde vorher, als unſer Capitän den erſten aufſteigenden Rauch des Dampfſchiffes wahrgenommen hatte, befahl er nach zeitvertrödelnder ſpaniſcher Weiſe, das ſichere, wenn auch langſam fördernde Manöver einzuſtellen. So war der Delphin unſere einzige Hoffnung; langſam kam und näherte er ſich uns, aber im Augenblicke, als er ſich an unſere Seite legen wollte, um uns in Schlepptau zu nehmen, brach ſein Steuerruder und eine Anſtrengung von einer Stunde, um das Schiff zu wenden, blieb erfolglos. Dies neue Kunſtſtück ſpaniſcher Schifffahrtskunſt brachte uns zu dem Entſchluß, jede Reiſe auf ſpaniſchen Dampfſchiffen aufzugeben. Wir nahmen ſofort ein vierruderiges Boot und kamen damit in einer Stunde in den Hafen. Noch des Abends gingen wir zu unſerem Konſul, den wir um Vermittelung der Rückzahlung des Paſſagiergeldes anſprachen, für die er alle Verſuche zu machen

uns zusicherte. Da kein Dampfschiff auf dem Wege nach Cadix am Platze und die Jahreszeit zu weit vorgerückt war, um lange zu warten, mußten wir unsere Reise nach Madeira aufgeben und einen Entschluß für den sich nahenden Winter fassen. Nach gemeinsamer Berathung beschlossen wir, über die Pyrenäen zu gehen und am diesseitigen Fuß derselben zu bleiben. Pau schien uns wegen seines bekannten trefflichen Klima's der geeignetste Ort dazu. Gleich Dienstag am 3. Dezember sendeten wir Graner, den Kammerdiener des Prinzen, der etwas französisch versteht, mit dem Dampfschiffe Balear nach Marseille, damit er von dort unsere Wagen und zurückgelassenen Effekten bald möglichst nach Pau brächte. Den Balear überfiel auf der Tour ein fürchterlicher Sturm, er sah sich genöthigt in einer kleinen elenden Bucht vier Tage und Nächte zu bleiben. Traf dieses Unwetter 48 Stunden früher, so waren wir unrettbar verloren.

Unser Konsul hatte uns versichert, daß, trotz alles hier zu Lande nicht ungewöhnlichen Raubes und Mordes, der Landweg über Gerona und Figueras nach Frankreich vollkommen sicher und seit einem Jahre der Fall eines Angriffes auf eine Diligence nicht vorgekommen sei.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß in keinem anderen Lande Europa's Raub und Mord so häufig sind, als in Spanien. Nach zuverläßigen statistischen Anga-

ben verhalten ſich die Mordverſuche in Spanien zu denen in Frankreich, wie 45 zu 1 und zu denen in England, wie 25 zu 1. Im Laufe dieſes Jahres ward ein Straßenräuber arretirt, der wegen nicht weniger als 117 Mordthaten angeklagt wurde. Man glaubte den in ganz Spanien gefürchteten Pardon, dem man, weil er nie Pardon gab, dieſen Spottnamen beigelegt hatte, in den Bergen von Toledo, als einer ſeiner Gefährten anzeigte, daß derſelbe unter angenommenem Namen, um ſich von einer gefährlichen Wunde heilen zu laſſen, in einem öffentlichen Hoſpitale ſich befinde, — und ſo war es, aber es wurde ſchwer, ſeine Identität zu beweiſen, bis man das Glück hatte ſeine Familie zu finden. Die Zahl der Mordthaten während des letzten Bürgerkrieges geht in's Unglaubliche. So wurden in Barcelona der General Baſſa, der Oberſt O'Donnell, der Advokat Belmos, 94 Geiſtliche und ſämmtliche Gefangene der Citadelle ermordet; in Bilbao Bial; in Ciudad Rodrigo der General Latre; in Alicante ein Richter erſter Klaſſe; in Malaga der Brigadier St. Juſt, der politiſche Chef Donadio; auf Majorca der General Aymerich; in Madrid 90 Geiſtliche, der General Canterac, die Kommandanten (Majors) Calvet und Baſetti und der General Queſeda; in Valencia der General Froïlan Mendez-Vigo, der Pfarrer der St. Katharinenkirche,

der Adjutant Albacete; in Pampelona der General Saarsfield; in Vittoria der Gouverneur Liborio Gonzalez, der Kommandant Lopez; in Saragoſſa der General Eſteller; bei der Armee die Generale Ceballos und Escalera und der Brigadier Mendivils; bei dem Aufſtande von Anſo zwei Offiziere und ein Geiſtlicher. Zum Tode verurtheilt und erſchoſſen wurden die Generale Diego Leon und Borſo di Carminati, der Miniſter Montes de Oca, die Brigadiers Fulgoſio, Quiroga und Frias, der General Concha u. ſ. w.; Mord- und Vergiftungsverſuche wurden gemacht an dem Miniſter Martinez de la Roſa, den Generalen Narvaez, Baron de Meer, Roncali, Armero, Schelly, Montes, Caminero, den Oberſten Queſeda und Primo de Rivera, dem Brigadier Cordova und dem politiſchen Chef Ordonez.

In dem ganz kürzlich in den Cortes zur Sprache gebrachten Geſetze wegen Unterdrückung der Landſtreicher ward durch polizeiliche Unterſuchung nachgewieſen, daß das ſämmtliche dazu gehörige Geſindel in 14 Klaſſen getheilt ſei; eine ſehr merkwürdige Nomenclatur. Ladrones del trun, o salleadores de caminos, Räuber auf offener Heerſtraße. Espadistas, Diebe, die vermittelſt Nachſchlüſſel „arbeiten.“ Santeros, die den Dieben an-

geben, wo Etwas und wie es zu ſtehlen iſt. Estampistas, Diebe, welche die Schlüſſel in Wachs abdrücken. Ladrones de la mecha, Weiber, die unter dem Vorwande zu kaufen in den öffentlichen Läden ſtehlen. Viandanlas, Weiber niedrigen Standes, die auf den Straßen die Bekanntſchaften von Männern ſuchen und ſie an Orte führen, wo ſie leicht beſtohlen werden können. Persistas, die Hehler. Ladrones del atraco, die durch Ueberraſchung oder Gewalt rauben. Ladrones de la sociedad secreta, die Theil an den Diebſtählen nehmen, ohne ſelbſt zu ſtehlen, und ſich den Schutz, den ſie den Dieben gewähren, mit einem Theil der Beute, und ſcheint er ihnen zu gering, unter Bedrohung des Angebens bezahlen laſſen. Ladrones a tomadores del dos, Diebe, die im Volksgedränge durch Geſchicklichkeit Uhren und Börſen ſtehlen. Pastelleros, die falſche Ringe und Ketten und vergoldete Uhren für ächte verkaufen. Petardistas, Gauner und Beutelſchneider. Monederos falsos, die Falſchmünzer. Falsificadores y expendedores de documentos de Estado, Verfälſcher von Dokumenten, Urkunden und Diplomen.

Von allen ſind die Ladrones del dos die geſchickteſten. In kleine Banden getheilt „arbeiten" ſie an den Ein- und Ausgängen der Theater und Stiergefechte, ihre Haupternten halten ſie in den Kirchen, wenn die Hoſtie erhoben wird und die Andächtigen betend auf den Knieen

liegen, besonders vor dem Cirio*). Die von ihnen gestohlenen Gegenstände gehen schnell von Hand zu Hand; es ist dem Besitzer, und wird er den Moment der Beraubung gewahr, unmöglich, sein Eigenthum auch nur zu reclamiren, oder gar den Dieb zur Verantwortung zu ziehen. Die Persistas zahlen, nach allgemein ausgeübter Regel, nur ⅓ des Werths des geraubten Guts, sie taxiren nach Gerechtigkeit, aber sie müssen den bedürftigen Dieben großen Kredit geben, wofür sie 5 Realen für den Duero Interessen bekommen**). Die Persistas schmelzen zugleich alle Gegenstände von edlen Metallen in Barren und verkaufen sie öffentlich an die Goldschmiede und Juweliere, ja an die königliche Münze. In Madrid giebt es 120 Häuser, die den Persistas gehören. Jede der 14 Klassen hat ihre besondern Paßzeichen, wodurch ihr der Eingang in diese Höhlen, die zum Theil ein elegantes Aussehen haben, geöffnet wird.

Die Räuber der Heerstraße sind eine allein stehende Klasse, die sich mit keiner andern vermischt, sie sind stolz auf ihr Gewerbe, tapfer, oft menschlich; sie bilden gleichsam die Grandezza aller dieser gesellschaftlichen und wohl-

*) Der Cirio ist eine geweihte Kerze von kolossaler Größe, die mehrere Centner wiegt; sie wird am Osterheiligenabend angezündet und brennt während 40 Tagen.

**) Der Duero beträgt nach unserm Gelde 1 Thaler 13 Silbergroschen 5 Pfennige, der Real 2 Silbergroschen 2 Pfennige.

organiſirten Vereine. Sie haben ihre regelmäßige Organiſation, ihre Militärverfaſſung, Juſtiz und Polizei. In einigen Provinzen, namentlich Süd-Spaniens, ziehen dieſe Banden, aus 12, 30 und 50 Mann beſtehend, öffentlich umher, ſie erheben Abgaben aus den Dörfern, einzeln ſtehenden Häuſern und beſonders von den Quintas — Ritterſitzen; die Behörden ſehen dieſem grauenvollen Weſen durch die Finger, haben auch ſelten die Mittel zur Unterdrückung deſſelben. Der wahre Caballista — Ehrenname, den ſich die Chefs dieſer Banden beilegen — iſt wohl unterrichtet und weiß, wann und wo ihm Gefahr droht. Er kennt das Vermögen der Kapitaliſten und deren finanzielle Operationen, um ſie gelegentlich nach Verhältniß zu beſteuern. Er ſchließt einen regelmäßigen Vertrag mit den Beſitzern der Diligencen, mit den Arrieros — Maulthiertreibern, — den Beförderern der Kaufmannsgüter, wie mit den erſten Fabrikanten und Handelshäuſern, und läßt ſie und ihre Perſonen und Waaren gegen eine gewiſſe Abgabe frei. Der Caballista hat oft eine genauere Kenntniß des Handels und Wandels der Provinz, in der er arbeitet, als die Regierung; damit man ihn nicht hintergehe, hält er Kontroleure und wahre Finanzbeamte. Dieſe, in Städte und Dörfer vertheilt, unterhalten ſich in den geſuchteſten Gaſthäuſern mit Fremden und Reiſenden und kontroliren ſie auf die

artigſte Weiſe. Dabei iſt der Caballista der entſchiedenſte Gegner aller kleinen Diebe, beſonders der ſogenannten Rateros, die den einzelnen Reiſenden überfallen und oft mißhandeln, was der Caballista nur thut, wenn man ihm Widerſtand leiſtet. Wird der Caballista reich, ſo zieht er ſich zurück, treibt etwa Contrebande im Großen, oder ſucht ſeinen Pardon nach, der ihm gern bewilligt wird, damit er ſeine ehemaligen Freunde verderbe.

Es iſt ſonderbar, aber es iſt eine Thatſache, daß ſich Straßenräuber am liebſten die Gegenden zu ihren Unternehmungen ausſuchen, wo nicht nur der Ueberfluß herrſcht, ſondern wo auch die Natur lebhaft zu Aug' und Herzen ſpricht. Sie wollen einen heitern Himmel, romantiſche Höhen, pittoreske Thäler, lachende Ebnen, Palmen und duftende Orangenhaine, eine ſchwärmeriſche reizende Geliebte mit dunkler Geſichtsfarbe, ſchwarzem Haar und hellem glänzenden Auge. Deshalb finden wir ſie am zahlreichſten in den ſchönſten Gegenden Italiens und in dem von der Natur ſo herrlich ausgeſtatteten Spanien, welches nach einem 25jährigen Kriege mehr Spuren von Reichthum zeigt, als von Verwüſtung. Man erzählt, Friedrich der Große habe gefragt, welches Land das reichſte der Erde ſei; man habe Chili und Peru genannt, der König aber habe geſagt, Spanien ſei das reichſte, denn ſeit 300 Jahren habe ſich die Regierung alle mög-

liche Mühe gegeben, daſſelbe zu ruiniren, es ſei ihr damit aber noch immer nicht geglückt.

In den Provinzen der Halbinſel, deren ſegensreiche Fruchtbarkeit den Fremden vorzugsweiſe überraſcht, wo dem Landmann für geringe Mühe jährlich eine dreifache Ernte reift, findet man die meiſten und die entſchloſſenſten Räuber, deren Blut ſo feurig iſt, als die Sonne über ihrem Haupte, wo das glückliche Volk drei Viertel des Tages im far niente*) ſich von leichter Arbeit erholt und glaubt, der Menſch ſei nur geſchaffen, um im Müßiggange zu leben. In der reichſten Provinz Spaniens, in Catalonien, wie an den öffentlichen Orten und vorzugsweiſe in den Straßen, auf den öffentlichen Spaziergängen Barcelona's, in den Kirchen (es beſaß deren früher 82), wo noch Gottesdienſt gehalten wird, ſtößt man überall auf Phyſiognomien, die unbezweifelt einer der eben beſchriebenen Klaſſen von Räubern und Dieben angehören. Dieſelben Erſcheinungen zeigen ſich in Valencia, dem Garten des alten Iberiens; in Andaluſien, deſſen Frauen ſprichwörtlich ſind wegen ihrer Schönheit; in Granada, dieſer reichen Stadt, die ſonſt aus drei mauriſchen Königreichen beſtand; in Cordua, deſſen Glanz

*) Quand l'habitude de ne rien faire passera ici pour un vice, ce sera vraiment alors qu'on pourra dire: il n' y a plus de Pyrénées: l'Espagne deviendra tout européenne. Custin.

und Pracht früher den aller Städte Spaniens überstrahlte, dem Sitze aller Künste und Wissenschaften, dem Athen des Mittelalters, dessen Straßen 332 Jahre früher, als die von Paris gepflastert waren; in dem von Herkules oder den Phöniziern — ich überlasse den Historikern die Entscheidung dieser Frage — gegründeten Sevilla, dessen Bewohnerinnen sich den Fremden so verführerisch zeigen, vom feurigen Auge bis zum kleinen Fuße, mit ihren glücklichen Formen, ihrer Lebendigkeit und Grazie, überall finden wir diese markanten Physiognomien, die nur diesen von der Natur so beglückten Himmelsstrichen angehören.

Hier die Zeichnung eines dieser Helden, der einer der bekanntesten der ganzen Halbinsel ist, der, nachdem er durch eine lange Reihe von Jahren der Schrecken von ganz Andalusien war, erst kürzlich nach Verdienst am Galgen endete. Der berüchtigte Navarro, dessen Andenken in hundert von Volksgesängen lebt, weil er zu den ausgezeichnetsten „Caballeros“ Spaniens gehörte, und dessen Thaten in den sogenannten Saïnettes — kleinen, populären, meist einaktigen Theaterstücken — in allen Städten Spaniens, ich weiß nicht ob zur Nachahmung, vorgestellt werden, war ein Mann von Talent und nicht ohne Bildung, er liebte nicht einmal den Luxus seiner Gefährten und zeichnete sich im Aeußern nur dadurch

vortheilhaft aus, daß er auf dem schönsten Pferde Andalusiens ritt. Geboren in Lucena, war er der Wohlthäter der Armen, der Schrecken der Reichen. An diese sendete er oft einen Botschafter mit dem Befehl, ihm 30 oder 50000 Realen — denn mit weniger begnügte sich dieser große Herr nicht — zu überweisen; dem Befehle war die Drohung des Todes oder der Verbrennung ihrer Häuser, Scheuern und Ställe beigefügt, wenn in gegebener Frist das Verlangte nicht herbeigeschafft wäre; es war selten, das nicht Folge geleistet wurde. Ein andermal dringt er mit zahlreichem Gefolge in ein Sitio, eine Quinta, und gleich, trotz aller Angst, welche die Gesellschaft einflößt, beeilt man sich, allen seinen Wünschen entgegen zu kommen; ein Fest wird den liebenswürdigen Gästen bereitet, ein Dutzend Hühner an die Spieße gesteckt. Der Señor Capitän speißt in einer Stube allein, wo man ihm ein Huhn, nicht mit Trüffeln, aber mit Quadrupeln gefüllt, vorsetzt; findet er den Inhalt zu mager, so verlangt er ein zweites und verläßt Haus und Hof nicht eher in Frieden, bis er zur Genüge hat. Die spanischen Brigands achten aber, gleich den italienischen, Berühmtheiten aller Art und behandeln Künstler mit Auszeichnung. Man erzählt, daß unser große Navarro einen Juwelier, der von der Messe kam, überfiel und bei ihm die Summe von 4000 Franken fand. Auf

die Frage, ob er nicht Juwelen bei sich trage, antwortet der Juwelier: ja, aber er habe sie in seine Kleider genäht, nicht, um sich gegen Cabellero's zu schützen, sondern gegen das Gesindel der Rateros. Er brachte seine Schätze zum Vorschein, und auch seine Maulthiere ließ er, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, abpacken und zeigte ein kunstreich gearbeitetes Silberservice. Dies fand Navarro besonders nach seinem Geschmack und sagte, darauf wolle er künftig mit seinen Soldaten (denn er giebt sich jederzeit das Ansehen eines Militär-Chefs) essen, er habe sich seit lange ein solches Service gewünscht. Nun forderte er von dem unglücklichen Juwelier ein Glas Wein, fand aber den dargereichten nicht nach seinem Geschmack. „Du bist ein Geizhals," redete er ihn zornig an, „du verdienst nicht deine Schätze, führst Gold und Silber in Menge bei dir und trinkst schlechten Landwein, gleich dem Bauer." — „Ach, lieber Herr," gab der Geängstigte zur Antwort, „ich bin ein armer Mann, nähre mich ärmlich und kümmerlich, habe 8 Kinder, gar kein Vermögen, nur das Vertrauen meiner Mitbürger, und was ihr an Werth bei mir gefunden, gehörte nicht mir." — „Sergeant," rief Navarro, „gieb dem Herrn und seinen Begleitern von unserm besten Malaga, und nun ward ein Schlauch des köstlichsten Nektars zum Besten gegeben, und während sich die Gesellschaft daran

labte, wendete ſich unſer großer Cabalista zu dem Goldſchmied. „Sieh hier," ſagte er, „die Liſte deiner verſteckten Juwelen, die mir mein letzter Courier von der Meſſe vor 3 Tagen zugeſendet hat. Wäreſt du weniger ehrlich geweſen, hätteſt du auch nur einen deiner Steine verſteckt, ſo würde es dir ſchlecht ergangen ſein. Von ſo braven Künſtlern, ſo ehrlichen Männer, wie du biſt, nehme ich Nichts; packe deine Sachen zuſammen, nimm dieſe Sicherheitskarte, grüße Frau und Kind von Navarro, und wenn du unterwegs beſtohlen wirſt, ſo ſuche mich auf und laß mich für das Weitere ſorgen."

Es iſt zu hoffen, daß das zahlreiche Corps der Carabiniers, welches eben jetzt nach dem Muſter der franzöſiſchen Gensdarmen in Spanien errichtet wird, ſich der Regierung ergeben und tapfer zeigen wird, um das Land von dieſen Geſellen für immer zu ſäubern. So viel iſt gewiß, ſeit vielleicht 20 Jahren konnte man in Catalonien nie ſo ſicher reiſen, als ſeit etwa 8 Monaten, und deshalb beſchloſſen wir auch, die Landreiſe mit der Diligence nach Frankreich zu wagen. Wir nahmen für uns drei die Berlina (das Coupé) der Diligence bis Figueras, à Perſon für 90 Realen — die Plätze im Innern des Wagens koſten nur 60 Realen — in Beſchlag. Nachmittags durchſtrichen wir die Stadt. Das ſchönſte Gebäude unter den vielen prächtigen Bauwerken

iſt unbezweifelt der Juſtizpalaſt — Audencia-Real, — ein ungeheures gothiſches Gebäude, aber vollendet bis in die kleinſten Details, mit wunderbar ſchönen Skulpturen. Der Eingang dieſes prächtigen Gebäudes war mit Palliſaden und plumpem Mauerwerk umzogen, mit Schießſcharten verſehen und zur Vertheidigung eingerichtet. In einem ganz andern Stile — im Rénaiſſance-Stile — iſt das Palais des reichen Herzogs von Medina-Celi, und zwar ganz von weißem Marmor erbaut. Das Innere deſſelben iſt bei einem der neuern Volksaufſtände geplündert und großentheils zerſtört worden. Wir beſahen den kleinlichen, unnütz bekannten Garten der Königin, der nach den eben empfangenen großartigen Eindrücken mir kindiſch vorkam; er enthält wenige ſeltene Pflanzen und Thiere. Unter den letzteren befanden ſich zwiſchen allerlei Federvieh ein Paar gewöhnliche Gänſe. Ich liebe es zwar nicht, meine Weisheit in der Fremde von dem Lohnbedienten zu holen, aber ſonderbar erſchien es mir doch, daß dieſer die ehrlichen Gänſe ſelten und theuer nannte. Das Stück, meinte er, wurde mit 1 Louisd'or bezahlt; ich erinnere mich in der That nicht, jemals in Spanien dieſen ſeltenen Vogel auf der Schüſſel appretirt geſehen zu haben. Dagegen erinnere ich mich, daß ſchon Humboldt, indem er von der großen Mannigfaltigkeit des Federviehs in den ſpaniſchen Kolonien

ſpricht, bemerkt, daß die Gans dort nirgends zu finden ſei. Wir fuhren nach dem nahe gelegenen Dorfe Garcia, wo viele Fabriken angelegt ſind, namentlich ſehr bedeutende Baumwollenſpinnereien. Auch heute, wo wir gehofft hatten nach Almeira zu kommen, hätte uns das Wetter wieder ſehr begünſtigt. So nahe an Sevilla, Granada, Cadix, auf dem Wege nach Liſſabon und Madeira — und das alles wegen der liederlichen Wirthſchaft aufgeben zu müſſen, iſt ein niederſchlagendes Gefühl!

Auf dem Rückwege begegneten wir, von einem Detachement Kavalerie begleitet, dem eben ſo gefürchteten als allgemein gehaßten General-Capitän Catalonien's, Baron de Meer; er regiert mit eiſerner Hand, ſeine Maßregeln ſind gewaltſamſter Art. Es iſt ihm aber ſeit Kurzem geglückt, eine regelmäßigere Verwaltung in der Provinz einzuführen, Ruhe und Ordnung und die langgefährdete Sicherheit der Landſtraßen herzuſtellen. Barcelona, der Hauptſitz aller Revolutionen, hat eine ſehr ſtarke Garniſon, wie alle großen Städte der Provinz; die Polizei wird mit größter Strenge gehandhabt. Ueberdem wird die Stadt von einer Seite von der Citadelle, von der andern von Montjouy eingeſchloſſen; ſie hat breite und lange Straßen, nach der Schnur gezogen, und große Plätze; viele große Gebäude ſind verſchanzt und ſtark beſetzt. Um der Stadt noch leichter Herr bleiben

zu können, läßt de Meer, zum großen Aerger der Bewohner und nach vergeblicher Opposition des Magistrats, so eben mehrere Straßen durchbrechen; er gewinnt dadurch lange Linien zum Bestreichen durch Kanonenfeuer. Die Unzufriedenheit mit der Regierung ist in keiner Provinz Spaniens so stark, als in Catalonien, und man muß der Wahrheit gemäß gestehn, diese Unzufriedenheit hat ihre guten Gründe. Catalonien, wenn nicht die einzige industrielle Provinz des Landes, doch wenigstens die industriellste, leidet unendlich durch die Allianz Englands und Spaniens. Alle spanischen Seehäfen, welche im Jahre 1836 die Konstitution proklamirten, wurden sofort mit englischen Fabrikwaaren überschwemmt; die überall gebildeten Junten beeilten sich, die Einfuhr derselben gegen eine mäßige Abgabe zu erlauben, während sie bis dahin prohibirt, oder nur gegen sehr bedeutenden Impost gestattet waren. Man sagt, daß während der Zeit, als über die großen Begünstigungen der englischen Fabrikate öffentlich unterhandelt wurde, die sogenannten Patrioten, welche an der Spitze der Junten standen, die Waaren aus England einschmuggelten und sich zum Theil kolossales Vermögen erwarben. Die Allianz Englands ward auch diesmal theuer erkauft, und die fortwährende Einfuhr englischer Fabrikate unter dem begünstigenden Steuertarif drückt Cataloniens Manufakturen und wird die

ohnedem große Unzufriedenheit der Provinz noch lange nähren.

Die ganze Verwaltung Cataloniens, sowohl Militär- als Civilverwaltung, steht nach altspanischer Sitte noch unter dem General-Capitän, der demnach eine Art Vice-König ist. Eine Einrichtung, die sich gar nicht mit dem Konstitutions-Wesen und der Central-Verwaltung verträgt. Das Ministerium, welches dem Baron de Meer viel verdankt und ihn hoch achtet, fühlt das Unbequeme dieser Lage und hätte den unbeugsamen General, der sich sehr oft seinen Befehlen widersetzt, längst abberufen, wenn es nicht andern Theils die allezeit unruhigen Catalonier und den revolutionären Geist Barcelonas, den nur ein Mann, wie Meer, zu zügeln im Stände ist, fürchtete. Noch im Laufe dieses Winters, als sich die Provinz etwas beruhigt sah, wurde indeß de Meer, wie längst zu erwarten stand, zwar unter ehrenvollem Vorwand, nach Madrid gerufen, aber er kam nicht mehr in dieselbe zurück. Die Ruhe in den Provinzen Spaniens muß nicht nach unserm Maßstabe gemessen werden, sie läßt immer noch viel zu wünschen übrig. So bemerkten die öffentlichen Blätter Barcelona's, daß im Januar 1845 in dieser Stadt 62 Personen durch gewaltsamen Tod das Leben verloren hatten, darunter waren 51 ermordet, 5 hingerichtet und 6 waren Selbstmörder.

Barcelona hat ſeit Jahrhunderten eine unruhige Bevölkerung. Der große durch den Handel erworbene Reichthum erhielt den Geiſt der Unabhängigkeit; die erſten Grafen von Barcelona ſahen ſich genöthigt, der reichen Stadt noch größere Privilegien zu geben, als dieſelbe ſchon aus den Zeiten der Gothen beſaß. Jeder Verſuch, dieſe Privilegien zu beſchränken, erzeugte anhaltenden Widerſpruch, offene Empörung, und die neueſte Zeit hat dieſen Geiſt gewiß nicht für immer gebändigt. Hierher flüchteten ſich viele Anhänger der aus Italien vertriebenen Carbonari, viele aus den verſchiedenen Ländern vertriebene Revolutionäre. Das junge Deutſchland, Italien, Europa hatte hier ſeine Comité's; hier bildete ſich die berüchtigte Geſellſchaft les vengeurs d'Alibaud; Alibaud ſelbſt lebte hier und ging von hier nur nach Paris, um den Verſuch des Königsmordes zu machen.

Barcelona iſt von den Carthagern erbaut; ſie gaben der Stadt den Namen Hamilcar-Barcas. Schon die Weſtgothen, die im dritten Jahrhundert die Halbinſel überſchwemmten, brachten dieſelben freiſinnigen Regierungsgrundſätze mit, durch welche ſich ihre deutſchen Brüder auszeichneten. Nach der Eroberung Spaniens ſtellten ſie das Princip auf, ſich ihre Fürſten wählen zu dürfen, und die Kirche beſtätigte daſſelbe. Das vierte Concilium von Toledo hatte im 75. Canon feſtgeſetzt, daß nach dem

Tode des Königs der Primas im Verein mit der Geiſtlichkeit dem Herrſcher einen Nachfolger wählen ſollte, und der 3. Canon des fünften Conciliums in derſelben Stadt belegte ſogar den mit dem Anathema, der die Krone ohne den Willen der Nation und ohne rechtliche Wahl in Beſitz nehmen würde. (Labbei concil. tom. V.) Als Karl Martell und ſein Sohn den Mauren Catalonien entriſſen, ließen ſie der Provinz das alte Recht, ſich Herrſcher zu wählen, ohne alle Rückſicht auf Erbfolge. Der Sieger, in verſtändiger Berückſichtigung des freiheitsliebenden Sinnes der Catalonier, ließ dieſen ihre alten Privilegien. Die Catalonier haben zu aller Zeit behauptet, daß ihre alten Grafen nie unumſchränkt regiert, ſondern von den Cortes der Provinz abgehangen hätten, und wenn der Sohn oft auf den Vater gefolgt, ſo ſei dies ein Gebrauch der alten Gothen, kein Geſetz. Auch ſeien die Grafen von Barcelona niemals eher, als bis ſie die alten Freiheiten beſchworen hätten, als ſolche anerkannt worden, daß endlich dieſer Schwur faktiſch den Grundſatz der Wahl ausgeſprochen habe. Aber dies Wahlrecht war nach der Vereinigung der Kronen von Aragonien und Caſtilien mit Recht vom Madrider Hofe beſtritten worden. Catalonien war ein integrirender Theil vom Königreich Aragonien und dieſes ſelbſt mit der ſpaniſchen Monarchie vereinigt, die allerdings aus kleinen

Königreichen beſtand, welche aber bloße Provinzen des Reichs geworden waren. Dieſe Provinzen, alſo auch Catalonien, mußten ſich nothwendig der allgemeinen Erhaltung des Staats unterwerfen. Was würde aus einem Staate werden, worin jede Provinz einen eigenen König wählen könnte? würde nicht jeder Regierungswechſel neue Kriege herbeiführen? Was nicht vereinbar mit dem Glück Aller, konnte kein Privilegium der einzelnen Provinz ſein, ein Privilegium, welches den Grund der Monarchie erſchüttert. Catalonien wollte ſich als ein unabhängiges Fürſtenthum anſehen, welches ſich freiwillig unter den Schutz, und blos unter den Schutz Spaniens, begeben habe. Aber die Catalonier hatten ſelbſt während der langen Herrſchaft unter der Krone Aragoniens, als dieſe noch nicht zu Caſtilien gehörte, niemals Unabhängigkeit genoſſen, und die Könige von Aragonien hatten von dieſer ſpäten Forderung keine Ahnung. Dieſe Forderung war illegal; Catalonien war dem Zepter Spaniens unterworfen, ſo gut wie jede andere Provinz und mehr wie einige dieſer Provinzen, namentlich die baskiſchen. So war auch Catalonien von der Zeit an, als ein Graf von Barcelona den Thron Aragoniens beſtiegen hatte, immer als ein integrirender und unveräußerlicher Theil der aragoniſchen Krone betrachtet worden, und war, von dieſem Geſichtspunkt aus, in demſelben

Verhältniß, wie Valencia, Rouſſillon und Majorca. Alphons III. hatte 1289 bei der Vereinigung der Baleariſchen Inſeln mit ſeinem Reiche den Cortes angezeigt, daß dieſelben niemals von ſeinen andern Staaten — Catalonien iſt ausdrücklich genannt — getrennt werden könnten, (Const. de Catal.) und kein Widerſpruch hatte ſich gegen die Vereinigung verſchiedener Elemente in einen Staatsbund erhoben. Sein Nachfolger Jayme II. verordnete ausdrücklich, daß die Kronen von Catalonien, Aragonien und Valencia niemals getrennt werden ſollten. Es iſt demnach erwieſen, daß die Krone von Aragonien immer Catalonien als einen erblichen Beſitz betrachtet hatte. Ueberdem ſprach Catalonien das Recht, ſich ſelbſt einen Herrſcher zu wählen, als ein alt gothiſches an, aber die Cortes von Barcelona vom Jahre 1251 hatten die gothiſchen und römiſchen Rechte abgeſchafft. Demnächſt waren die nach ſo vielen Jahrhunderten abgeſchafften und nach einer ſiebenhundertjährigen Vererbung in Vergeſſenheit gekommenen Geſetze, auf welche unter Philipp IV. die Catalonier ihre Anmaßungen ſtützten, nichts als grundloſe Behauptungen, um eine offene Empörung und den verſuchten Anſchluß an Frankreich zu rechtfertigen, mindeſtens zu beſchönigen. Gewiſſe Privilegien und Rechte waren den Cataloniern allerdings eingeräumt, aber ſeit der uralten Begründung derſelben war

Alles verändert. Die cataloniſchen Vorrechte waren mit einem Worte nicht mehr in Harmonie mit den übrigen ſpaniſchen Geſetzen und der Verfaſſung des ganzen Staates; ja noch mehr, ſie waren den andern Theilen der Monarchie eine Laſt, denn Catalonien entzog ſich in Folge derſelben mancher allgemeinen Abgabe. Die Regierung hatte das Recht, durch zeitgemäße Geſetze einen allgemeinen Wohlſtand für alle Theile der Monarchie herbeizuführen. Die Art und Weiſe aber, wie ein übermüthiges Miniſterium hinterliſtig die Catalonier reizte, um ſie zum Widerſtande zu verleiten und daraus ein Recht zu gewinnen, alle Privilegien gewaltſam zu vernichten, war ſo unwürdig, wie unüberlegt und thöricht, hatte nicht blos für Catalonien, ſondern für das ganze Reich die traurigſten Folgen und führte den Verluſt von Rouſſillon an die Krone Frankreich herbei. Erſt König Philipp V. durfte Catalonien als eine eroberte Provinz behandeln; er raubte ihr, als ſie nach langem vergeblichem Kampfe für das Haus Oeſterreich, in und nach dem ſpaniſchen Succeſſionskriege, ſeinen Waffen unterlag, alle ihre Privilegien und pflanzte eben dadurch die tiefen Keime fortwährender Unzufriedenheit, deren Folgen auch in allerneueſter Zeit ſichtbar geworden und noch überall lebendig ſind. Das Volk Cataloniens iſt zu ſtolz, zu ſehr an Unabhängigkeit gewöhnt, hat ſich zu lange großer

Privilegien zu erfreuen gehabt, als daß es durch ein Machtwort zur ruhigen Unterwerfung gebracht werden kann.

Als die drei Reiche, welche die Krone Aragonien bildeten — Aragonien, Catalonien und Valencia — durch das Gesetz vom Jahre 1319 zu einem Staate verbunden wurden, behielten die Großen das alte Vorrecht, bei Verletzung des Grundvertrages der Krone dem Herrscher den Gehorsam zu verweigern, und konnten nach dem kühnen Ausdruck des Gesetzes irgend ein anderes Regierungshaupt an seine Stelle setzen, selbst einen „Heiden, wenn sie Lust hätten." Die bekannte Formel aus dem Huldigungseide: Nos que valemos tanto come vos, wird von vielen Geschichtsschreibern erwähnt. Die maurischen Könige hörten in Aragonien in Mitte des 13. Jahrhunderts auf. Der aufrührerische Geist des Adels wendete sich, statt, wie in Castilien, in den auswärtigen Unternehmungen einen Ausweg zu finden, nach dem Innern. Hochmüthig durch das Bewußtsein ihrer Vorrechte, betrachteten sich die aragonischen Freiherren mehr als Nebenbuhler ihrer Landesherren, denn als deren Untergebene. Verschanzt in ihren Bergfesten, boten sie ihren Fürsten meist offenen Trotz. Endlich machte Pedro IV.—1348— nach blutiger siegreicher Fehde gegen den Adel, den vielfachen Empörungen ein Ende und zerschnitt mit seinem

Dolch die alten Gnadenbriefe. Als er ſich bei dieſer Gelegenheit die Hand verwundete, ſagte er: ein Geſetz, das ſoviel Blut gekoſtet, ſoll mit dem Blute eines Königs ausgeſtrichen werden. Aber weiſer, als ſeine Nachfolger ſpäter Jahrhunderte, hielt er die alten Privilegien aufrecht, ja er mehrte ſie, und erſt ſeit dieſer Zeit kann man ſagen, Aragonien ſei im Beſitz verfaſſungsmäßiger Freiheit, denn die Gewalt zügelloſer Freiheit verdient nicht dieſen Namen.

Die Cortes vollzogen die höchſten ſtaatsdienſtlichen Verrichtungen, und kein Geſetz hatte Giltigkeit, keine Abgabe durfte erhoben werden ohne ihre Einwilligung. Dieſe Geſetzgeber behaupteten mit Recht, daß ihre Freiheiten der Armuth des Volkes und der Unfruchtbarkeit des Bodens mehr als das Gleichgewicht hielten. Die Stadt Barcelona hatte aber nach ihrer Vereinigung mit Aragonien im 12. Jahrhunderte eine noch freiſinnigere Geſetzgebung erhalten, ſo daß dieſe Stadt im 13. Jahrhunderte einen Grad von Handelswohlfahrt*) erreichte, welcher mit der der italieniſchen Freiſtaaten wetteiferte. Bei dieſen Staatseinrichtungen entfalteten Barcelona's Einwohner, durch ihre günſtige

*) Copmany's vortreffliche Urkunden über Barcelona's Handel kenne ich nicht und habe ſie trotz aller Mühe nicht zu Geſichte bekommen.

Lage noch mehr dazu aufgefordert, einen ungewöhnlichen Grad von geiſtiger und moraliſcher Kraft. Der Reichthum Barcelona's zeigte ſich in der großen Zahl ſeiner öffentlichen Gebäude, Schiffswerfte, Waarenſpeicher u. ſ. w. Unter ſo glücklichen Einflüſſen maßten ſich die Bürger aber allzu bald ein hochmüthigeres Benehmen an, als die andern Bewohner der Halbinſel. Das Alles, wie ihre durch See-Abenteuer erworbene kriegeriſche Verwegenheit machte ſie nicht nur gegen jeden Druck empfindlich, ſondern auch zu Widerſtand geneigt. Navagiero, der venetianiſche Geſandte in Spanien zu Anfang des 17. Jahrhunderts, obgleich ſelbſt Bürger eines Freiſtaates, ſagt: die Freiheit der Barcelonier ſollte eher Frechheit genannt werden. Barcelona empörte ſich und ward zweimal belagert unter Johann II., einmal unter Philipp IV. und ſeinem Miniſter Olivares. Die ſpaniſchen Truppen wurden aus der Stadt geworfen, die 1640 von der Citadelle beſchoſſen wurde. Erſt 1651 eroberte es Juan von Oeſterreich, der Sohn Philipps IV., nach hartnäckiger Belagerung. Zweimal empörte es ſich auf's Neue unter Karl II. und zweimal unter Philipp V. Das Letztemal — 1713 — 1714 — leiſtete es noch nach dem Utrechter Frieden den vereinten Kräften Spaniens und Frankreichs unter dem Marſchall von Berwick Widerſtand. Es empörte ſich

unter Ferdinand VII. und unter Esparteros Regentschaft.

Der Wille der Beherrscher Aragoniens galt, mit einem Worte, niemals als Gesetz, und die castilische Regel „tal la ley qual el rey“ — Gesetz ist was der König will — galt nicht auf catalonischer Erde. Zwar waren auch Castiliens Herrscher mancherlei Beschränkungen unterworfen und selbst ihr letzter Wille, obwohl ihm das Volk große Wichtigkeit beilegte, wurde niemals als streng verbindlich betrachtet, zuweilen sogar unbeachtet gelassen — wie dies mit den Testamenten von Alfons, von Leon und Alfons dem Weisen im 13. Jahrhunderte, und dem von Pedro dem Grausamen im 14. Jahrhunderte der Fall war, — wenn die gesetzgebende Versammlung ihn für verfassungswidrig, oder auch nur für unpassend erklärte. Noch Ferdinand der Katholische wußte, daß er in Aragonien durch seinen letzten Willen die Thronfolge seiner einzigen Tochter nicht sichern würde. Er suchte dies daher durch die Cortes im Jahre 1498 in Barcelona zu bewirken, aber er fand entschiedenen Widerstand; man erklärte, die Thronfolge sei durch wiederholte Verfügungen und Testamente der Herrscher auf die männliche Nachkommenschaft beschränkt. Erfahrung und Meinung hätten auch so sehr dafür gesprochen, daß die von Pedro IV. zu Gunsten seiner Tochter verur-

ſachte Uebertretung dieſer Regel einen Bürgerkrieg veranlaßt habe — gleich dem dieſer Tage aus gleichem Grunde — und ſelbſt das Teſtament Johann's II, des Vaters Ferdinand's, habe erſt in allerneueſter Zeit die weibliche Linie ausgeſchloſſen. Erſt 1502 ward Johanna, Tochter Ferdinand's des Katholiſchen und Mutter Kaiſer Karl's V., auf nochmalige Vorſtellung ihres Vaters als Thronerbin von Aragonien anerkannt. Es iſt das erſte und letzte Beiſpiel von der parlamentariſchen Anerkennung eines weiblichen Thronfolgers in der aragoniſchen Geſchichte, denn Petronilla, die einzige Frau, welche jemals in Folge ihres eigenen Rechtes den Thron Aragoniens eingenommen hat, empfing niemals die Huldigung der Cortes als Thronerbin, da dieſer Gebrauch damals — in der Mitte des 12. Jahrhunderts — nicht eingeführt war. (Zurita, Annales V. lib. V. cap. 5.)

Ich ſchließe dieſe geſchichtlichen Notizen mit der Bemerkung, daß die alte Grafſchaft Barcelona zeitig eine höhere Bildungsſtufe erreicht, als Aragonien und Catalonien, und daß ſie ſich durch freiſinnige Staatseinrichtungen eben ſo ausgezeichnet hat. Es ſcheint, als ſeien die Küſtenländer der natürliche Sitz der Freiheit. Mit einem gründlicheren Bewußtſein ihres Reichthums, ihrer weitverzweigten Handelsverbindungen und ihrer Macht,

als die Bewohner des innern Landes, die ſich in einem beſchränkteren Kreiſe bewegen, zu erreichen im Stande ſind, erweitern ſie ihre Anſichten und erheben ihr Unabhängigkeitsgefühl.

Mittwoch am 4. Dezember, Morgens 3 Uhr, reiſten wir ab; gleich am Thore mußten wir eine volle Stunde warten, da daſſelbe erſt um 4 Uhr geöffnet wird. Vor dem Thore, es war in der Stadt Markttag, ſtand eine große Menge Getreide (Mais-) Wagen; die Führer hatten verſchiedene Strohfeuer auf der Landſtraße angelegt, die Maulthiere wollten nicht durch, es gab großen Lärm und nochmaligen Aufenthalt. Einmal in Bewegung, ging es deſto ſchneller, nicht auf dem beſten Wege, raſch über Stock und Stein; wir fühlten den Unterſchied zwiſchen ſolchem Fuhrwerk und unſern bequemen Reiſewagen um ſo mehr, als das Coupé ſehr eng und kurz war, wir ſaßen wie in einer Zwangsjacke. Der Weg führte uns durch ein reich bebautes Land dicht am felſigen Meeresufer durch Weinberge, Maisfelder, Olivengebüſche, grüne Gemüſegärten, unter andern waren noch blühende Erbſen- und Wickenfelder bemerklich, Cactus und Aloehecken, womit ſelbſt die Chauſſee-Gräben bepflanzt waren, Johannisbrotbäume, Pinien, Lorbeerbäume und einzelne Palmenbäume, Erika's von allen Farben. Wir kamen, immer das Meer zur Rechten, durch Badalone,

einem kleinen Hafen; die Citadelle auf einer Anhöhe blieb uns zur linken Hand. Bald ſahen wir noch ein kleines, wohl befeſtigtes Schloß und auf den grünen Höhen, zu beiden Seiten des Weges, überall prächtige Landhäuſer, von Orangengebüſchen umgeben. Mataro iſt ein Fabrikort am Meere, den wir durchſchnitten; dieſer Ort iſt in neueſter Zeit ſo lebhaft geworden, daß man hier ſo eben die erſte Eiſenbahn Spaniens projektirt hat. Die Bewohner haben ſich ſeit 20 Jahren verdoppelt, man zählt 30,000. Der Ort liegt in einer kleinen, aber fruchtbaren Ebene, von bebuſchten Anhöhen und dem Meere, worauf Hunderte von Fiſcherbarken die Küſten bedeckten, eingeſchloſſen. Man ſagt, Mataro ſei das alte Illuro des Pomponius Mela.

Wenn man den Spaniern im Allgemeinen mit Recht den Mangel aller Induſtrie zum Vorwurf macht, ſo ſollte man die Bewohner Catalonien's ausnehmen. Die ſterilſten Berge ſind bis hoch hinauf bebaut, überall zeigt ſich Thätigkeit. Handel und Ackerbau blühen, und ſelbſt während der letzten Kriegsjahre entſtanden neue Fabriken, beſonders für Tuch und Seide.

Wir wurden theils mit Pferden, theils mit Maulthieren expedirt und haben heute und morgen neun ſpaniſche Poſtſtationen und eine franzöſiſche zu machen. Die ſpaniſche Maulthierpoſt iſt die luſtigſte Komödie der Welt.

Der Majoral — Kondukteur — regiert in ſtolzer Ruhe und hat nur die zwei Zügel in der Hand, mit denen er acht oder zwölf Maulthiere führt. Der Zagal, Poſtillon, iſt dagegen in ſteter Bewegung, ſchweigt keine Minute, iſt immer auf dem Sprunge. Er unterhält ſich mit ſeinen Maulthieren, lobt, ſchilt, ſchimpft, prügelt mit einem kurzen Knüppel darauf los und ſpringt und klettert von ſeinem Sitze auf und nieder, mit eben ſo großer Behendigkeit als Sicherheit. Die Maulthiere bleiben im Galopp. Man fürchtet, ungewohnt mit dem halsbrechenden Manöver, der Poſtillon würde nächſtens unter die Räder und Maulthiere gerathen; bald gewöhnt man ſich jedoch an dieſe Manipulationen und bewundert die kühnen Sprünge. Unſer erſter Zagal war ein Anhänger der Königin Chriſtine und ſang Lieder zu ihren Ehren, wenn er ſich nicht mit den Maulthieren unterhielt; einige Verſe lauteten:

Pronte sera nuestra España
Abondante y florecida,
Llena de honor y de cienca
Que la gobierne Christina.

(Unſer Spanien würde bald
Blühend ſein und glücklich;
Voll von Ehren, reich an Wiſſen,
Wenn Chriſtine es regierte).

Nun ſang er das Volkslied: Yo soy Contrabandista — Ich bin Contrebandier — und ſchrie dazwiſchen ein zehnfaches tiro! tiro! tiro! zu den Maulthieren, und dann: beim heiligen Gebeine Mahomed's*)! ich will dich tanzen lehren, faule Valeroſa, erſt dich umtaufen mit dem Knüppel und dann hängen; der heilige Antonio von Padua hat nie einen fauleren Eſel geſehen! Nun lief er in unnachahmlicher Schnelle ſich athemlos neben der armen Valeroſa und ſchrie ſich heiſer und prügelte und lobte, und was das Wunderlichſte war, die Thiere ſchienen ihn zu verſtehen, ſie zeigten Furcht oder Freude und waren nicht unempfindlich für Lob und Tadel. Jedes Maulthier hat ſeinen eigenen Namen, ſpitzt gleich die langen Ohren, wenn der Zagal es mit demſelben anredet, und zeigt in der ſchnelleren Bewegung, daß es wohl weiß, was es für Trägheit zu erwarten hat. Manuela, Luna, Juſta, Generala, Valeroſa, Caſilda und Pilar — der Zagal liebt ſie alle und koſt und plaudert lieber mit ihnen, als er ſchilt und ſtraft. Die Pferde in Frankreich ſind gewiß deshalb zum Theil ſo ſchlecht, weil kein Volk der Welt gefühlloſer mit Thie-

*) El santo zancarron, eine von den Mauren entlehnte Redensart; ſie war nach Vertreibung der Moresken hoch gefährlich, weil ein Schwur bei „Mahomed" bei der Inquiſition den Verdacht der Anhänglichkeit an den verbotenen Glauben zuzog.

ren, beſonders mit Pferden umgeht, als die Franzoſen. Ein großer Theil der Fuhrmannspferde iſt blind von den Peitſchenhieben, die ſie in die Augen erhalten; die Poſtillone ſtoßen ihre Pferde ſchon beim Einſpannen mit Fußtritten in die Seiten, und die armen Thiere zittern, wenn ſich ihr Tyrann ihnen nur naht. Schimpfen, Fluchen, Prügeln ſind an der Tagesordnung. Der Araber liebkoſt ſein edles Pferd, und der Koſack ſorgt zuerſt für ſein Pferd und dann erſt für ſich.

Abends 5 Uhr kamen wir elend, zerſtoßen in Gerona an. Gerona iſt befeſtigt und hat eine ſtarke Citadelle. Sie leiſtete im Independenzkriege den Franzoſen bedeutenden Widerſtand. Ohne den Schutz der heiligen Narciſſa, behaupten die Spanier, hätte ſich die Feſtung nicht ſo lange halten können. Sie iſt die Schutzpatronin von Gerona, hier begraben und ihre Statue wurde während der Belagerung mit einem Federhut bekleidet, ſie ſelbſt zum Generaliſſimus ernannt. Die Belagerung von Gerona vom Jahre 1808 iſt wohl nach der von Saragoſſa die hartnäckigſte des ganzen Independenzkrieges. Der Gouverneur der Stadt, der berühmte Don Mariano Alvarez, hatte wenig Lebensmittel und eine ſehr zahlreiche Garniſon, die er daher nicht ſchonte. Er that in immer erneueten Ausfällen den Franzoſen namhaften Abbruch. Einem Offizier, der zu gefahrvollem Unterneh-

men befehligt war und ihn etwas beſorglich fragte, wohin er ſich zurückziehen ſolle, gab er zur Antwort: auf den Kirchhof. Nachdem eine Maus mit 5 und eine Katze mit 30 Realen bezahlt wurde und die Noth auf's Höchſte geſtiegen war und Jemand von Kapitulation ſprach, drohete er, ihn ſchlachten und einſalzen zu laſſen, ihn und die ſeiner Art, um dann zu thun, was Gott gefallen würde. Nach 9 Monaten fortwährender Kämpfe mußte ſich die Feſtung, aus Mangel an allen Lebensmitteln, dennoch ergeben. Die Garniſon war von 15,000 Mann bis auf 4000 geſchmolzen, und dieſe nur zum kleinen Theile noch waffenfähig. Die merkwürdige Belagerung verdient in Toreno's Geſchichte des Independenzkrieges nachgeleſen zu werden.

Donnerſtag, am 5. Dezember, brachen wir wieder eben ſo früh auf; zum Glück waren wir die einzigen Paſſagiere der Diligence; ich legte mich, drei Plätze in der mittelſten Abtheilung des Wagens, der hinten noch eine ſogenannte Rotonde hat, einnehmend, ſehr bequem nieder, nahm ein Kopfkiſſen und eine Decke und verſchlief das ſchlechte Wetter durch die beiden Stationen bis Figueras, wo ich wohler ausſtieg, als ich des Morgens nach der geſtrigen anſtrengenden Reiſe eingeſtiegen war. Auch die Gefährten hatten ſich bequemer einrichten können. In Figueras heiterte ſich das Wetter auf, es hatte

seit gestern Abend theils geregnet, theils geschneit; indeß war es so warm, daß der Schnee nur auf den Bergen liegen geblieben war. Diesen kamen wir immer näher; die Orangen, die Cactus wurden immer seltener, nur die ewigen Aloehecken begleiteten uns noch; die Korkbäume, von ihrer Rinde entblößt, grünten kümmerlich. — Nachdem Figueras im Independenzkriege von den Franzosen eingenommen worden war, überrumpelten es die Spanier 1811 durch Einverständniß, indem sie durch einen unterirdischen Gang in der Nacht eindrangen. Der Marschall Suchet mußte es auf's Neue belagern. Die nach Frankreich liegende Citadelle de San Fernando ist eine der stärksten Spanien's und kann 15,000 Mann aufnehmen. Sie ward in den Kriegen mit Frankreich mehrfach genommen und wieder erobert, endlich definitiv nach fünfmonatlicher Belagerung von den Franzosen occupirt. Die Stadt Figueras ist unbedeutend und verdankt ihren Ruf nur den hochwichtigen Festungswerken; diese sind das letzte Monument spanischer Größe und von bewundernswürdiger Konstruktion, jedoch unvollendet und schlecht situirt, weshalb, ich weiß nicht welcher Kenner von Fortifikationswerken, sagte, daß man den Maurer der Festung hätte dekoriren und den Ingenieur auspeitschen sollen. Wir blieben einige Stunden hier und fanden, wie gestern, ein leidliches Unterkommen. Freilich fehlen den spanischen

Gasthäusern die allergewöhnlichsten Bequemlichkeiten; nach den gemachten Schilderungen hätten wir es aber noch viel ärger erwartet. In Spanien giebt es dreierlei Gasthäuser mit sehr verschiedenen, aber ganz bestimmten Einrichtungen. Die Fondas, wo man alles Nöthige erhält, wie z. B. in den Cuatro naciones. Die Posadas, wo man nur Obdach und Nachtlager findet, sich alles Andere selbst kaufen, das Essen auch selbst bereiten lassen muß. Die Ventas, die auch nicht viel besser, wenigstens nicht viel reinlicher sind, wo man aber Lebensmittel kaufen kann. — Fast alle Fenster in ganz Spanien, selbst die Dorffenster haben eiserne Balkons — miradores, — die nach maurischer Sitte bei den häufigen festlichen Gelegenheiten von den Reicheren mit Teppichen und Fahnen von den Aermeren mit esteras — Strohmatten — bunten Bändern und Blumen geschmückt werden, was den Häusern ein heiteres Aussehen giebt.

Wir wechselten in Figueras seit Barcelona zum erstenmale den Wagen; mehrere Passagiere gesellten sich zu uns; ich nahm also meinen Platz im Coupé wieder ein, welches räumlicher war. Da der Weg bedeutend besser war, so wurde die Reise weniger beschwerlich. Wir gelangten, sobald wir die Stadt verlassen hatten, durch eine reiche und bedeutende Ebene am Fuße der Pyrenäen; Nußbäume wechselten mit Oliven. Nach zwei

Stunden kamen wir an die Ufer des Llobregat, eines reißenden Bergſtromes, der zur Zeit wenig Waſſer hatte und den wir, weil er in vielen Schlangenlinien zum Meere geht, wohl ein halb Dutzend Male paſſirten. Wir ſtiegen fortwährend bergauf, rechts und links an Abgründen vorbei. Dicht an der Grenze haben die Franzoſen unter Ludwig XIV. das Fort Bellegarde erbaut, welches die Spanier bei dem Ausbruche des erſten Revolutionskrieges 1793 eben ſo ſchnell nahmen, als verloren. Vauban, der Bellegarde erbauete, zerſtörte an dieſer Stelle ein altrömiſches Gebäude, welches von den Gothen zur Vertheidigung eingerichtet und wahrſcheinlich die Trophäe war, die Pompejus nach ſeinem Siege gegen Sertorius errichten ließ und der bei Strabo Erwähnung geſchieht. In Boulou war die Viſitation der franzöſiſchen Douaniers leidlich. Auf meine artige Bemerkung, daß wir hofften und wünſchten, uns mit Frankreich über kurz oder lang über die Zölle zu verſtändigen, antwortete der Beamte, der unterdeß aus meinem Paſſe erſehen, daß er es mit einem Preußen zu thun hatte: „Frankreich wünſchte das auch, aber freilich müßten wir vorher ihnen ihre natürliche Grenze wieder herausgeben, wir könnten uns ja an Oeſterreich, unſerem natürlichen Feinde, ſchadlos halten.“ Dieſe unglückliche Idee der Rheingrenze, die ſo feſt in allen franzöſiſchen Köpfen wurzelt, wird doch noch

zuletzt Blut koſten! — Wir waren bisher immer berg=auf geſtiegen; da aber der Höhenzug der Pyrenäen, faſt ohne Ausnahme auf der ganzen Linie, von einem Meere an das andere die Grenze bildet, ſo ging es von Boulou immer bergab. In den letzten Stunden war mir die Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Gegend und den baskiſchen Provinzen aufgefallen; jetzt nahm das Land, die ewigen Olivenbäume etwa ausgenommen, einen deutſchen Cha=rakter an. Aber auch dieſe ſind mit ihrem faden Grün, ſelbſt in geringer Entfernung, unſern Weidenbäumen nicht unähnlich.

Die Grafſchaft Rouſſillon iſt ein geſegnetes, glückli=ches Ländchen. Wir begegneten vielen Wagen mit Hüh=nern, die nach Spanien transportirt wurden. In engen Hühnerſtällen waren die unglücklichen Thiere zuſammen=gepreßt; ſo denke ich mir die Sklavenſchiffe; wenigſtens gehen die Sklaven, wie dieſe Hühner, auf dem Wege nach ihrer Beſtimmung vielfach zu Grunde. Der Ge=ſtank um dieſe Wagen war peſtilenzialiſch. Zur Ermun=terung der gemarterten Thiere wird ab und zu mit einem langen Stocke unter dieſelben geſtochen; ich dachte, der Fuhrmann wollte einigen kranken Thieren, todte lagen überall auf dem Wege, vollends den Garaus machen, aber die Maßregel diente nur dazu, die der freien Luft am nächſten ſitzenden Hühner zurück zu drängen, damit

die in der Mitte sich befindenden, wieder für einige Zeit Luft schöpfen und sich erholen könnten.

Beim Uebergange über das kleine Flüßchen Tech sahen wir eine mächtige zerstörte Brücke; die Chaussée war an vielen Stellen weggeschwemmt; der Fluß hatte im Sommer furchtbare Zerstörung angerichtet, jetzt war er ganz ausgetrocknet. Um 5 Uhr kamen wir in Perpignan an, stiegen im Hôtel de petit Paris ab und setzten uns sofort an die Table d'hôte, an der wir eine zahlreiche Gesellschaft fanden. Ein deutscher, hier seit einiger Zeit sich aufhaltender und, wie es mir schien, praktizirender Arzt machte sich mit uns zu thun und suchte uns auf alle Weise zu überzeugen, daß das Klima von Perpignan weit gesunder und beständiger sei, als das von Pau, und wir besser thäten, hier, statt dort, zu bleiben; unsere Wagen und Sachen könnten wir jedenfalls von Carcassonne, welchen Ort dieselben von Marseille aus berühren müßten, hieher befördern lassen.

Freitag, am 6. Dezember, blieben wir in Perpignan und besahen den von unserem Landsmanne als bedeutend geschilderten botanischen Garten, den wir aber kaum dieser Mühe werth fanden, wenn wir allerlei bekannte tropische Gewächse, die hier im Freien, blos durch eine schützende Mauer vor dem Winde gedeckt, fortkommen und daher ein südliches Klima bekunden, etwa ausneh-

men wollen. In den Ebenen Rouſſillons iſt der Winter allerdings mild und der Schnee ſelten; ein Geſchichtsſchreiber bemerkt es als ein außerordentliches Ereigniß, daß am 5. Februar 1603 in Perpignan, wo ſelten zwei Zoll Schnee fällt, derſelbe 4½ Fuß hoch in den Straßen lag. Dagegen iſt aber die Hitze des Sommers unerträglich, man kennt keinen Frühling. Die Unbeſtändigkeit des Winters verlängert ſich ohne Unterbrechung bis in den Sommer; dieſe Periode des Jahres iſt ſo veränderlich, wie das Aprilwetter in Norddeutſchland. Der Herbſt bis in die Mitte des Dezembers iſt ſehr angenehm und äußerſt mild. Ein ſolches Klima mag ſeine mannigfachen Annehmlichkeiten bieten, aber es iſt gewiß Nervenkranken nicht zu empfehlen. Ein ganzer Winter mit Aprilwetter! — und doch, dagegen kann man ſich ſchützen und die beſſeren Momente genießen, aber gegen den brüsken Uebergang vom Winter zum Sommer weiß ich keine Mittel, als in der Stube bleiben; das iſt aber das ſchlimmſte Uebel für Nervenleidende. Ein berühmter franzöſiſcher Arzt, der Doktor Fuſter, bemerkt, daß man nie ungeſtraft von einer entgegengeſetzten Jahreszeit — wie z. B. vom Winter zum Sommer — in die andere ſpringe, daß man der verbindenden Brücke der intermediären Jahreszeiten — Frühling und Herbſt — bedürfe, die dazu da wären, die Extreme zu mildern und uns durch einen

ſanften Abhang oder eine mäßige Steigung in das Thal oder auf die Berge zu bringen. Sehr oft hängt die Geſundheit eines ganzen Jahres von der Weiſe ab, wie man ſich gegen die unregelmäßige und ſchnell wechſelnde Witterung der Zwiſchen-Jahreszeiten — Frühling und Herbſt — ſchützt und dieſe Uebergangsperioden vermittelt. Es iſt, um ſich vor vielen Leiden, namentlich Nervenleiden, zu bewahren, die ich an mir ſelbſt hinlänglich zu ſtudiren Gelegenheit hatte, gar nicht nöthig, allezeit ängſtlich auf ſich zu achten; genug, wenn man weiß, was nützt und ſchadet, und moraliſche Kraft genug hat, das Eine zu meiden und das Andere zu ſuchen. Was das Klima Rouſſillons noch bedenklicher macht, iſt, daß deſſen Ebenen durch denſelben wilden Nordwind heimgeſucht werden, der in der Provence Miſtral heißt und hier Tramontana — transmontanus — genannt wird, wie denn überhaupt Rouſſillon das Klima der Provence hat und dieſelbe Produktion, wie die Gegenden zwiſchen der Rhone und Var: Mais, Wein, Oliven und Orangen; die Aloe bildet mit dem Cactus überall die natürlichen Mauern.

Perpignan iſt ſehr feſt; der Donjon der Citadelle ſteht auf der Höhe, wo Jayme I., König von Majorca, im 14. Jahrhundert ſein Reſidenzſchloß erbaut hat. An der Bruſtwehr einer Baſtion von Perpignan ſieht man noch einen aus Stein gehauenen Arm; die Hand daran

hielt ſonſt einen Degen, über dem das Wappen Kaiſer Karl's V. eingegraben war. Man erzählt, der Kaiſer habe in der Nacht hier eine Schildwache im Schlafe gefunden, ſie ſofort erſtochen und in den Graben geworfen, und dann ſo lange ſelbſt Schildwache geſtanden, bis die Ablöſung gekommen ſei.

Die Gitanos — Zigeuner — von Rouſſillon haben einen eigenen König, der in Saragoſſa wohnt und nur bei wichtigen Veranlaſſungen nach Perpignan kommt. Das Oberhaupt aller ſpaniſchen Zigeuner, zu denen ſich auch die von Rouſſillon zählen, für die es keinen pyrenäiſchen Frieden giebt und die ſich deshalb Spanier nennen, wohnt in Triana, einer Vorſtadt von Sevilla; hier werden in letzter Inſtanz ihre Streitigkeiten geſchlichtet.

IV.

Geschichte von Roussillon.

IV. Geſchichte von Rouſſillon.

Après les émotions, l'histoire; elle a aussi son intérêt et son drama.

J. Arago.

Die Geſchichte Rouſſillon's beginnt mit der Begründung römiſcher Kolonien. Zweimal ward es von den Cimbern verheert und trotz des Einſpruches Rom's von Hannibal durchzogen. Die Gallier, von den römiſchen Geſandten aufgefordert, ſich mit bewaffneter Hand Hannibal's Durchzug zu widerſetzen, antworteten, daß ſie eben ſo wenig Wohlthaten von denen erhalten, die ſie abgeſendet hätten, als Beleidigungen von Hannibal, daher ſie nicht die Waffen für den Einen zur Unterdrückung des Andern ergreifen wollten, und zwar um ſo weniger, als die Römer die Gallier in Italien bekriegt hätten. In den erſten Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung ward Rouſſillon von den Barbaren vielfach heimgeſucht. Im Jahre 408 durchzogen es die Vandalen

auf ihrem Wege nach Spanien. Nach der Niederlage der Gothen drangen von jenseits der Pyrenäen die Sarazenen unter Alahar über die Berge. Die mauriſchen Schriftſteller laſſen dieſen Kriegszug bis nach Nimes vordringen. Karl Martell ſchlug endlich 736 bei Poitiers die Sarazenen ſo total, daß ſie dieſſeits der Pyrenäen nur noch Narbonne behielten, was erſt nach 7jähriger hartnäckiger Belagerung fiel. Nun drangen die Franken über die Pyrenäen und eroberten Catalonien. Mehrere arabiſche Häuptlinge unterwarfen ſich Karl dem Großen. Der Emir Jbn-el-Arabi, Herr von Aragonien, zog ſogar bis Paderborn, um Karl zu huldigen. Dieſer ging im Jahre 778 über Rouſſillon nach Navarra und eroberte Saragoſſa; die Niederlage bei Ronceval endigte den Siegeslauf.

Karl der Große ſetzte Lehnsgrafen über Rouſſillon, unter ihnen ward zu Anfang des 10. Jahrhunderts Perpignan erbaut. Der letzte Graf von Rouſſillon vermachte 1173 ſehr unpolitiſch ſein Land an Alphons II., König von Aragonien, und die franzöſiſchen Herrſcher waren zu ſchwach, ſich dieſer Eigenmächtigkeit eines Vaſallen zu widerſetzen; ein Unglück für beide Kronen, wie für Rouſſillon die Veranlaſſung zu vielen blutigen Kriegen, die nicht eher endigten, als bis Rouſſillon, ſeiner natürlichen Lage gemäß, wieder an Frankreich fiel, wohin

es vor jener unglücklichen Schenkung jeder Zeit gehört hatte.

König Alphons erklärte nach der Besitznahme Rouſſillons daſſelbe ſofort für unabhängig von der franzöſiſchen Oberherrſchaft, und auch dieſen Gewaltſtreich ließ ſich Frankreich gefallen. Alphons gab weiſe Geſetze, beſonders gegen die Willkür der Großen. Septimanien war um dieſe Zeit durch den erſten Religionskrieg ein Raub wilder Verheerungen und rohſter Willkürlichkeiten von Seiten beider Religionsparteien. Viele Stellen der Bibel, deren Sinn offenbar allegoriſch, erzeugten die Meinung, daß der ganze Inhalt der heiligen Schrift myſteriös wäre und einer weit hergeholten Auslegung bedürfte. In einem großen Theile von Septimanien und Aquitanien war am Ende des 12. Jahrhunderts der einfach natürliche Sinn der Bibel als gar Nichts geachtet*). Der römiſche Hof, im Bunde mit Frankreich,

*) Die ſcholaſtiſche Schule und nach ihr auch die älteſten Kirchenväter und viele Heilige der römiſchen Kirche mochten dieſe ſpitzfindigen Verirrungen zuerſt hervorgerufen und veranlaßt haben. So ſagt ſchon die heilige Irene, daß es vier Hauptwinde giebt, weil Gott ſich auf die vier Erzengel ſtützt, die viererlei Geſtalten haben. Der heilige Hieronymus fügt in ſeiner Einleitung des Evangeliums Marcus als Grund, weshalb gerade vier Evangelien, nicht mehr noch weniger, nothwendig ſeien, zu jenen vier Hauptwinden noch die vier Ringe hinzu, welche den Stöcken dienten, an denen die Bundeslade getragen wurde. Theophilus von Antiochien beweiſt, daß,

ſuchte der Wuth der Gnoſtiker Einhalt zu thun. Papſt Innocent III. veranlaßte einen Kreuzzug gegen dieſelben und entzündete den erſten Scheiterhaufen gegen die Irrthümer des Glaubens, welche nach dem Geiſte der Schrift und noch mehr nach dem geſunden Menſchenverſtande durch Aufklärung und Unterricht, durch Ueberredung und Milde behoben werden konnten. So entſtand der langdauernde blutige Vernichtungskrieg gegen die Albigenſer. König Alphons, bekanntlich ſelbſt Troubadour, war ſanft und menſchlich und widerſtand lange den päpſtlichen Aufforderungen zu blutigen Verfolgungen. Leider war ſein Sohn Pedro II. weniger gebildet und verſtändig, und ſo wurden auch in Rouſſillon jene Unglücklichen hart bedrängt. Die erſten Verfolgungen der Albigenſer wurden mit mehr und mehr Grauſamkeit fortgeſetzt. Die Kirche beraubte die Ketzer aller Eigenthumsrechte, und die Fürſten unterſtützten dieſen Raub, indem ſie ihn mit der Kirche theilten. Durch Heirath erhielt Pedro II. die Seigneurie von Montpellier, die ſich ſomit, gleich Rouſſillon, von Frankreich trennte, er

da Lazarus vier Tage vor ſeiner Wiederbelebung todt blieb, man wohl nicht füglich weniger als vier Evangelien annehmen könnte, und der heilige Cyprian beweiſt daſſelbe durch die vier Flüſſe, welche das Paradies bewäſſerten. — Die Dinge, die der berühmte Guillaume de Nangis über Chriſtus und beſonders über die Mutter Maria ſagt, will ich nicht nacherzählen.

blieb indeß in einem Kampfe gegen die Albigenſer, einem Kampf, dem auch des Königs Schwager, Graf Raymund VI. von Toulouſe, beiwohnte. Jaime I., der Sohn Pedro's, folgte ihm, noch minderjährig, in der Regierung. Er eroberte das Königreich Valencia und die baleariſchen Inſeln von den Mauren; man gab ihm den Namen des Großen und des Eroberers. Er ſtarb 1276 und theilte ſehr unpolitiſch, aus Haß gegen ſeinen älteſten Sohn, ſeine Lande. Pedro III. erhielt Aragonien, Valencia und Catalonien; Don Jaime das Königreich Majorca, die Grafſchaft Rouſſillon, die Seigneurie Montpellier, wie die Grafſchaften Cerdagne und Conflent. Eine Theilung, in welche die Stände niemals einwilligten.

Der neue König von Majorca nahm in Perpignan ſeine Reſidenz und that alles Mögliche, dieſelbe zu verſchönern und zu vergrößern. Seine Beſitzungen, die aus verſchiedenen fremdartigen und getrennten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt waren und kaum den achten Theil des wohlgeordneten Königreichs von Aragonien ausmachten, ſahen ſich von ſeinem Bruder bedroht. Zwar rüſtete ſich Jaime auf's Beſte und baute das wohl gelegene Schloß von Perpignan, welches die Stadt beherrſchte; als aber Pedro in Einſtimmung mit ſeinen Großen gegen die Theilung des väterlichen Erbes proteſtirte und ſeinen

Bruder ernſtlich mit Krieg bedrohte, zog es dieſer vor, ihm für alle ſeine Beſitzungen den Lehnseid zu leiſten. Dieſen Schimpf im Herzen tragend, ergriff er die willkommene Gelegenheit eines Krieges zwiſchen ſeinem Bruder und der Krone Frankreich und ſchloß ſich dieſer an.

Pedro von Aragonien, vom ſterbenden Conradin auf dem Blutgerüſt zum Erben der Krone von Neapel eingeſetzt, wollte ſeine Rechte gegen Karl von Anjou mit gewaffneter Hand geltend machen, aber Papſt Martin IV., ein Franzoſe von Geburt, nahm ſich Karl's an, excommunicirte den König von Aragonien und ſchenkte ſein Königreich dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich. Philipp der Kühne von Frankreich, der ſich ſchon längſt der Grafſchaft Rouſſillon und Montpelliers hatte bemächtigen wollen, ordnete nun 1284 einen Kreuzzug gegen Pedro von Aragonien und zog, unterſtützt von einer großen Flotte, mit ungeheurer Heeresmacht gegen denſelben. Soll man den gleichzeitigen Geſchichtsſchreibern glauben, ſo beſtand das franzöſiſche Heer mit ſeinem zahlreichen Gefolge aus dreimal hundert tauſend Menſchen, unter denen ſich allein 18600 Ritter befunden haben ſollen. In Genua und Marſeille wurden 180 Galeeren ausgerüſtet, und der König ſelbſt mit ſeinen Söhnen, Philipp dem Schönen und Karl, ſtellten ſich an die Spitze des Heeres und der Erſten des König-

reichs, denen die Oriflamme vorgetragen wurde. Die Königin von Frankreich und der Kardinal Johann Cholet, der päpſtliche Legat, waren im Gefolge des franzöſiſchen Königs. Der König von Majorca, der es hätte verſuchen ſollen, zwiſchen beiden kriegführenden Monarchen neutral zu bleiben, war ſo ſehr von Groll gegen ſeinen Bruder erfüllt, daß er erklärte, der päpſtliche Bann habe ihn von allen Vaſallenpflichten gegen denſelben befreit; er vereinigte ſeine Streitkräfte mit denen Frankreichs. Der excommunicirte König von Aragonien, dem der römiſche Hof den Königstitel verweigert hatte, gab ſich nun aus Spott gegen die Bulle des Papſtes den Titel: aragoniſcher Krieger, Vater zweier Könige und Beherrſcher des Meeres, ließ den Muth nicht ſinken und unterhielt im Geheim in Rouſſillon vielfaches Einverſtändniß. Auf Nebenwegen, die Städte vermeidend, näherte er ſich plötzlich, nur von wenigen hundert auserleſenen Rittern begleitet, Perpignan, überrumpelte die Stadt und das zur Vertheidigung noch nicht vollendete Schloß, nahm die Krone, den König von Majorca ſelbſt ſammt deſſen Frau und Kindern gefangen und ſetzte ſich in Beſitz des reichen Schatzes. Jayme fand zwar Mittel, aus der Gefangenſchaft ſeines Bruders zu entfliehen, alles Andere blieb aber im Beſitz von Pedro, der ſich ſchnell, der ungeheuern Uebermacht weichend, bei

Ankunft des französischen Heeres in die Engpässe der Pyrenäen zog. Die französische Armee plünderte und sengte die Städte und Dörfer Roussillons und tödtete auf ausdrücklichen Befehl des päpstlichen Legaten die Einwohner*). Dies war, wie Nangis sagt, die von dem Legaten einem Volke mit Gerechtigkeit auferlegte Strafe, welches es versuchte, den mit dem Bann der heiligen Kirche Verfolgten zu beschützen. Zugleich forderte der Legat und der übermüthige König von Frankreich den König von Aragonien auf, seine Krone auszuliefern. Don Pedro antwortete königlich. Diejenigen, die so freigebig über seine Krone verfügen wollten, kennten den Werth derselben nicht, seine Vorfahren hätten sie mit Blut erkauft, und wer sie haben wollte, müßte sie durch Blut erobern! — Seit 20 Tagen war die französische Armee in Roussillon, als sie sich im Anfange Juni nach den Pyrenäen in Bewegung setzte. Die Almogavaren**) hielten alle Höhen besetzt, sie rollten den Kommenden Steine, Felsen und Bäume entgegen und erschlugen Menschen und Pferde. Aber von Mönchen geführt, gewannen die Franzosen in der Nacht einen un-

*) Ex chronica sancti Bertini, apud Martene Thes. anecdot. Tom. II.

**) Vom arabischen Worte al-mogaouar — Bewohner. — Die Organisation der National-Bewaffnung war noch arabischen Ursprungs.

besetzten Paß; nun war dem Heere, welches vier Tage zum Durchzuge brauchte, der Weg offen. Pedro, der alle Schlösser in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, vermied, nach wie vor, den Kampf im offenen Felde gegen den überlegnen Gegner, indem er nach altspanischer Weise sich damit begnügte, überall die Nachzügler aufzuheben und dem Heere die Transportmittel abzuschneiden.

Der aragonische Admiral Royer de Lauria hatte schon 1283 die Galeeren der Provence vor Malta, später vor Messina geschlagen und im letzten Kampfe sogar den Sohn Karls von Anjou gefangen genommen; er gewann in diesem Jahre — 1284 — neue Vortheile über die französische Flotte vor Livorno. Während nun die gesammte französische Armee bereits vor Gerona stand, dessen Mauern auch in später Zeit den Franzosen verderblich waren, und diese Festung belagerte, fing der Mangel aller Zufuhr von der Landseite an sehr empfindlich zu werden, nur das Meer war den Franzosen offen, als sich ganz unvermuthet 10 aragonische Galeeren vor dem nahe gelegenen Hafen von Rosas zeigten. Johann Scot, der französische Admiral, im Glauben, daß das die ganze feindliche Flotte wäre, machte Jagd auf sie und fand sich plötzlich dem gefürchteten Lauria gegenüber, der ihn angriff und total schlug, gegen 100 Transportschiffe, die an der Küste und im Hafen von Rosas

lagen (der einzige Hafen, von dem die Armee vor Gerona Zufuhr erwarten konnte), wurde zerstört. Lauria eroberte darauf Rosas und ließ es befestigen. Nun sah sich der König von Frankreich ohne Lebensmittel. Eine ansteckende Seuche brach in Gerona unter der französischen Armee aus. Die Hitze war ungeheuer und vermehrte das Uebel. Die Unordnung des Heeres, dem eine große Anzahl liederlichen Gesindels gefolgt war, machte das Elend allgemein. Im engsten Raume lagen und erlagen so viele Menschen und Thiere, daß es bald unmöglich wurde, sie zu beerdigen; der pestilenzialische Geruch der Verwesung, der Mangel an Nahrung verbreitete Angst und Schrecken, und ob sich gleich Gerona ergab, so konnte dies doch den Untergang des Heeres nicht verhindern. — Der Vicomte von Cordua hatte die Stadt auf das heldenmüthigste vertheidigt, während des Königs leichte Truppen das Lager umschwärmten und dasselbe noch mehr beunruhigt haben würden, wäre bei einer dieser Gelegenheiten nicht der König von Aragonien verwundet worden. Die Franzosen schonten nach der Besitznahme der Stadt weder Weiber noch Kinder, weder Klöster noch Kirchen; was aber die Aragonier am meisten erbitterte, war die Profanation des Grabes der heiligen Narcissa. Die Aragonesen sahen die Seuche und alles Elend des Feindes als ein Wunder an, welches

ihre Schutzpatronin, die heilige Narciſſa, zu ihrer Befreiung gethan. Der König von Frankreich, von Todten und Sterbenden umgeben, befahl zwiſchen den Ruinen von Peralade, welches Don Pedro ſelbſt, bevor er es verließ, hatte in Brand ſtecken laſſen, den Rückzug des Heeres. Nach Zurita blieben den Franzoſen von ihren 40,000 Pferden kaum 3000. Der Legat hätte, wie Muntaner boshaft bemerkt, den König von Aragonien gern vom Banne und allen Folgen deſſelben erlöſt, wenn dieſer ihm die freie Heimkehr bewilligt hätte. Das Blutbad, welches die Aragoneſen unter den ſich kaum Wehrenden anrichteten — die allgemeine Flucht war ein Seitenſtück zu der Niederlage von Ronceval — hörte nicht eher auf, als bis die Feinde ſelbſt vom Metzeln ermüdet waren. Philipp der Kühne war ſelbſt der Seuche erlegen. Die Reſte des franzöſiſchen Heeres flohen nach Frankreich, verfolgt, zerſtreut, waffenlos. Die alten Chronikſchreiber ſagen, daß der Lärm, den die geängſtigten Fliehenden machten, meilenweit von Berg zu Berg wiederklungen habe. Waffen, Wagen, Bagage aller Art, todte Menſchen und Pferde bedeckten den ganzen Weg von Gerona bis Perpignan. Philipp der Schöne erhielt zuletzt auf ſeine Bitte und unter dem Vorwande, daß die Franzoſen Nichts mehr hätten, als die ſterblichen Ueberreſte ihres Königs, die Erlaubniß des freien Ab-

zuges. Der König von Aragonien gestattete dem ganz unschädlich gewordenen Gegner wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem französischen Königshause den Rückzug und antwortete, daß er der Sänfte mit dem Leichnam des Königs, der Oriflamme und Allem, was diese zunächst umgeben, den freien Abzug gestatten wolle, nicht so dem Reste des zerstreuten Heeres. König Philipp, umgeben von seinen Baronen, bildete die Avantgarde desselben, sie bestand nur aus 500 Pferden; der König selbst befand sich mit seinem Bruder, dem Leichnam seines Vaters und dem Kardinal-Legaten dicht hinter der Oriflamme. Ihnen folgte die Bagage, die Infanterie, die Traineure und der große Troß in wilder Unordnung. Die Arrieregarde bildeten 1500 Reiter. Der König von Aragonien verbot zuletzt, vom allgemeinen Elend ergriffen, bei Todesstrafe den Angriff und leistete das Ersinnlichste, die wüthenden Aragonesen, die mit wildem Kriegs- und Siegsgeschrei jeden Augenblick auf die sichere Beute loszubrechen drohten, zurückzuhalten. Nach dem Abzuge des französischen Königs waren die wilden Bergvölker nicht mehr zu bändigen, sie warfen sich auf alles Nachfolgende, und es entstand ein fürchterliches Blutbad, so daß nur eine geringe Anzahl der Fliehenden, und zwar im traurigsten Zustande, nach Perpignan kam. An der heutigen Grenze Spaniens und Frankreichs, auf der

Höhe, wo gegenwärtig das Fort Bellegarde errichtet ist, hielten die Könige von Aragonien und Frankreich eine Zusammenkunft, die den baldigen Frieden zur Folge hatte.

Pedro III. starb (am 8. November) etwa 4 Wochen nach dem Tode des Königs von Frankreich. Ihm folgte Alphons III., der den Krieg gegen Jayme, König von Majorca, fortsetzte und sogleich die balearischen Inseln eroberte. Der Papst Nikolaus IV., der Nachfolger Martin's, sah sich genöthigt, dem Könige von Aragonien die Krone zuzusprechen, die er ihm nicht entreißen konnte, der Friede kam 1290 zu Stande, der unglückliche König von Majorca erhielt auf des Papstes Verwendung die Inseln zurück. Jayme starb 1311, ihm folgte sein zweiter Sohn Sancho, (der älteste wurde Mönch), und diesem Jayme II., der die Tochter Alphons IV. heirathete, die Schwester Pedro's IV. von Aragonien. Pedro suchte seinen Schwager, der sein Lehn Montpellier von der französischen Krone frei machen wollte, in einen Krieg mit Frankreich, wozu er demselben Hilfe versprach, zu verwickeln. Als der König von Majorca im Begriff war, den Krieg zu beginnen, berief Pedro ihn als seinen Vasallen nach Barcelona, wohin er natürlich in dem kritischen Momente nicht kommen konnte, eine Feinheit, die wie Zurita bemerkt, eines Königs unwürdig war. Zugleich beschuldigte er seinen Schwager der Ver-

fälſchung der Münze und griff ihn ob dieſer und ähnlicher unzulänglichen Gründe zu Lande und zu Waſſer im Jahre 1343 an. König Jayme ſah ſich von aller Welt, außer vom Papſte, der ſeinem Gegner umſonſt Vorſtellungen zur Billigkeit machen ließ, verlaſſen. Er hatte Frankreich gereizt, und die Könige von Navarra und Caſtilien, in deren Intereſſe es lag, das mächtige Aragonien nicht zu verſtärken, blieben ruhige Zuſchauer des ungleichen Kampfes. Nach hoffte Jayme, der in Perpignan eng eingeſchloſſen war, durch eine gütliche Unterwerfung ſeine Staaten zu retten, und übergab deshalb Stadt und Schloß. Aber Pedro vereinigte ſofort die Staaten ſeines Schwagers mit der Krone Aragoniens, und ein Verſuch Jayme's, Majorca wieder zu erobern, koſtete ihm 1349 das Leben; das Königreich Majorca hatte für immer ſeine Exiſtenz verloren. Der Gegner des dritten und letzten Königs von Majorca war auch zugleich der Geſchichtsſchreiber deſſelben und that alles Mögliche, um ihn ſo blutdürſtig und verabſcheuungswürdig, als nur möglich, zu ſchildern; die ſpätern Geſchichtsſchreiber haben ihm mit Unrecht Glauben geſchenkt. War Jayme in den letzten Jahren ſeiner Regierung grauſam, ſo iſt wohl zu beachten, daß er von den Plänen ſeines Gegners und von deſſen Einverſtändniſſen im Lande unterrichtet war. Mit Recht bemerkt

Zurita nach Aufzählung aller dem vertriebenen Könige zugeschriebenen Verbrechen, daß dieselbe viele Uebertreibungen enthalte; der König von Aragonien wollte sein eigenes Betragen rechtfertigen. Zu den aufgezählten Uebelthaten gehört unter anderen auch, daß er goldene Gefäße aus seiner Kapelle in Perpignan habe einschmelzen lassen, um daraus Geld zum Kriege gegen den König von Aragonien zu prägen. Der König Pedro ließ nach der Einnahme der Staaten seines Schwagers dessen Unthaten öffentlich bekannt machen, zu einer Zeit, als es gefährlich gewesen wäre, den Niedergedrückten zu vertheidigen. Aber der mit den schwärzesten Farben Geschilderte, hatte sehr gute Gesetze gegeben; so verbot er die Folter vor dem Urtheile, während früher oft der leiseste Verdacht dazu hinreichend war. Vaissette — in seiner Geschichte von Languedoc — sagt, daß seine Handlungen nur von Gerechtigkeit zeigten. Sein Hauptfehler, die Fehler seines Zeitalters abgerechnet, war unbezweifelt der, daß sein Schutzherr die früher von seiner Krone abgerissenen Theile wieder haben wollte und daß dieser dazu jedes Mittel gut und recht fand. Don Pedro hatte seine Regierung damit begonnen, seiner Mutter das Wittthum, seinen Brüdern die Apanage zu entziehen; dann beraubte er seinen Schwager des Königreichs und endigte damit, seinem Schwiegersohne die Domainen und seinem ältesten Sohne

die Rechte seiner Geburt zu nehmen. Zurita sagt von ihm, daß er so sehr von bösen Geistern besessen und so abscheulich gewesen sei, daß er nie mehr Thätigkeit bewiesen habe, als in der Verfolgung der Mitglieder seiner eigenen Familie. Er war aber gerecht gegen seine Unterthanen, ein weiser Regent für sie, die ihm den Beinamen des Großen beilegten, ein würdiges Vorbild Ludwig's XI. Ihm folgte Don Juan I., der zwar nach Mariana sehr sanfter Natur gewesen sein soll, der aber, als sein Vater kaum die Augen geschlossen hatte, seine Stiefmutter in ein enges Gefängniß werfen und foltern ließ. Er starb 1395; ihm folgte sein Bruder Martin.

Nach dem Tode dieses Königs, 1410, erwählte ein Ausschuß von Richtern Ferdinand, Regenten von Castilien, während der Minderjährigkeit seines Neffen Don Juan II., und so ging das Scepter, nachdem es mehr als 200 Jahre in der Familie von Barcelona gewesen, an die nämliche uneheliche Linie von Trastamara über, die sich mit dem Schwerte in der Hand bereits des castilianischen Thrones bemächtigt hatte. Die Ansprüche Ferdinand's gründeten sich nicht auf die gewöhnlichen Erbfolgegesetze. Unter Ferdinand's Regierung kam der Kaiser Sigismund nach Perpignan, in der Absicht, den Gegenpapst Benedikt XIII., der daselbst residirte, zur

Abdikation zu bewegen, wozu dieſer aber, trotz ſeiner vielen Zuſagen, weder jetzt noch in der Folge zu bewegen war. Alphons V., der Sohn Ferdinand's, folgte ſeinem Vater in der Regierung; er führte den Namen des Weiſen. Sein Grundſatz war, daß ein unwiſſender Fürſt Nichts ſei, als ein gekrönter Eſel; er ſagte, er zöge ſein weniges Wiſſen dem Beſitze ſeiner Kronen bei Weitem vor. Alphons hielt ſich, um Neapel zu erobern, faſt immer entfernt von ſeinen Erbſtaaten.

Die Könige von Aragonien und Frankreich ſuchten vom 12. bis in das 16. Jahrhundert den Beſitz des ſo fern gelegenen Neapels. Unter Alphons Regierung verwaltete deſſen Gattin Maria, Tochter König Heinrich's von Caſtilien, während eines Zeitraums von 15 Jahren mit großer Einſicht Aragonien. Alphons ſagte, in einer guten Ehe müſſe der Mann taub und die Frau blind ſein; er ſtarb 1458. Sein Bruder Juan II., der durch ſeine Frau bereits König von Navarra war, folgte ihm in der Regierung.

Um dieſe Zeit hatten die Engländer einen großen Theil von Frankreich inne; ſchon wollte ihnen Karl VII. alle Provinzen im Norden überlaſſen, als ſein Muth durch drei Frauen belebt wurde: durch die fromme Gattin dieſes Fürſten, Maria von Anjou, durch die ſchöne Agnes Sorel und Johanna, das Hirtenmädchen, die zur ewigen Schande Englands und Frankreichs auf einem Schei-

terhaufen endigte. Die Regierung des neuen Königs von Aragonien zeigte einen langen Wettſtreit der Hinterliſt, Intrigue und jeder Gattung des Truges zwiſchen ihm und Ludwig XI. Der Charakter dieſes Königs iſt hinlänglich gekannt; der des Königs von Aragonien hatte ſehr viel Aehnlichkeit mit demſelben. Juan II. hatte Blanche von Navarra, einzige Tochter König Karl's II. von Navarra, geheirathet, mit der er einen Sohn, den Prinzen von Viane, erzeugte. Nach dem Tode von Blanche ſollte demnach das Königreich Navarra an dieſen fallen, aber ſein Vater behielt ihm dies Land vor; ein Familienkrieg war die Folge davon. Die Cortes von Aragonien, ganz Navarra nahmen die Partei des Prinzen, der plötzlich, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung, ſtarb, nachdem er vorher die Prinzeſſin Blanca, ſeine Schweſter, zur Erbin von Navarra ernannt hatte. Zwiſchen den Anſprüchen dieſer und denen des Königs von Aragonien ſollte Ludwig XI. friedlich vermitteln. Dieſer beauftragte Gaſton von Foix, Herrn von Bearn, den Schwiegerſohn des Königs von Aragonien, mit dieſem Geſchäfte und ſendete ihn an den Hof von Barcelona. Ludwig XI. bot dem Könige Juan Hilfsvölker und reiche Subſidien, für deren Rückzahlung die Revenüen von Rouſſillon und Cerdagne verpfändet werden ſollten. Der Unterhändler Gaſton hatte ſich aber

ſelbſt nicht vergeſſen. Blanca, die Erbin von Navarra, war der Gegenſtand vielfacher Eiferſucht, ſowohl für ihren Vater, den Inhaber Navarra's, als für ihre Schweſter Eleonore und deren Gatten, den Unterhändler Gaſton. Der Sohn Gaſton's hatte eine Schweſter Ludwig's XI. geheirathet, und da auf dieſe Weiſe alle Parteien in der Unterdrückung von Blanca ihren Vortheil fanden, ſo ward dieſe geopfert. Dadurch blieb, wenigſtens vorläufig, Juan in dem Beſitze Navarra's; der König von Frankreich hoffte es ſpäter für ſeinen Schwiegerſohn zu gewinnen, welcher der eigene Sohn Gaſton's war. In Folge ſo unwürdiger Intriguen lieferte der König von Aragonien ſeine eigene Tochter, die unglückliche Blanca, Navarra's rechtmäßige Erbin, ſeinem Schwiegerſohne Gaſton aus, dem an ihrer Nichtverheirathung Alles gelegen war. Gaſton hielt ſie in enger Verwahrung zu Schloß Ortes in Bearn, wo ſie, 1464, nach zweijähriger Gefangenſchaft, wie man allgemein ſagt, auf den Befehl ihrer eigenen Schweſter vergiftet wurde.

Die Verpfändung Rouſſillon's an Frankreich, ohne die Bewilligung der Cortes, im Widerſpruche mit der Verfaſſung, hatte die Stände Catalonien's, die ſchon durch den verdächtigen Tod des allgemein geliebten Prinzen von Viana ſehr unzufrieden waren, noch mehr gereizt. Sie riefen Heinrich, König von Caſtilien, zum Herrn

und Grafen von Barcelona aus. Enger schloß sich nun der König von Aragonien an den König von Frankreich; beide belagerten gemeinschaftlich Barcelona.

Ludwig XI., der schon im Besitze von Roussillon war, zeigte selbst Absichten auf Barcelona, die aber der König von Aragonien durchschaute. Mißhelligkeiten, die unter diesen Umständen zwischen den beiden Königen ausbrachen, machten die Belagerung scheitern; Jeder von ihnen führte den Krieg für eigene Rechnung. — Als aber der Graf von Barcelona gestorben war, glückte es dem Könige von Aragonien, die Unzufriedenheit zu dämpfen und sich in Besitz der Stadt zu setzen. Obgleich ihn die übermüthigen Barceloner für den Feind „ihres Freistaates" erklärt hatten, so mußte Juan nun doch nach endlichem Vergleiche die Empörer öffentlich für gute, getreue und ergebene Unterthanen erkennen. Nach der Beruhigung Catalonien's suchte der König auch Roussillon wieder zu gewinnen; Ludwig XI. aber, der gerecht war, wenn Gerechtigkeit ihm nützlich erschien, hatte die französische Herrschaft beliebt gemacht, und der erste Versuch des Königs von Aragonien zur Besitznahme Roussillon's scheiterte. Bald darauf aber durchzog er unverhofft auf Nebenwegen die Pyrenäen, überfiel in der Nacht am 1. Februar 1473 Perpignan, setzte sich durch Einverständniß in der Stadt in den Besitz derselben und

warf sich selbst, obgleich 73 Jahre alt, zur Vertheidigung in die Stadt. Nun kam ein Vergleich beider Parteien zu Stande, in welchem Don Juan versprach, die vorgestreckten Summen zurückzuzahlen und für seine Person Perpignan zu verlassen; er that dies, konnte oder wollte aber jenes nicht leisten. Ueberhaupt meinte es keine Partei ehrlich. Der König von Aragonien wußte, daß der König von Frankreich von dem Herzoge von Burgund mit Krieg bedroht war, er wollte Zeit gewinnen und Ludwig wollte den König von Aragonien aus Perpignan entfernen. Man muß gestehen, daß Ludwig überhaupt stets wußte, was er wollte, und wenn man seine Mittel tadeln muß, so wird man ihm doch die Anerkennung nicht versagen können, daß er seine Zwecke meist zu erreichen wußte.

Sobald der König von Aragonien Perpignan verlassen hatte, that Ludwig alles Mögliche, um den Platz einzuschließen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Juan fehlte es, wie oft, an Geldmitteln, um ein Heer zum Ersatz zu sammeln; er konnte nicht einmal die Maulthiertreiber, die seine Bagage führten, bezahlen, und der greise König, dessen Sohn bald nachher sagte, daß die Sonne in seinem Reiche nie untergehe, sah sich genöthigt bei strengem Winter, im Januar 1475, sein eigenes Kleid zu verkaufen. Perpignan vertheidigte sich auf's

Aeußerſte, obgleich die Noth ſo groß war, daß ſelbſt Leichen gegeſſen wurden. Eine Mutter, ſagt man, habe ihr zweites Kind mit dem Fleiſche des erſten genährt, welches vor Hunger geſtorben war. Am 10. März kapitulirte endlich die Stadt unter möglichſt vortheilhaften Bedingungen; alle Forderungen wurden ihr zugeſtanden. Die franzöſiſchen Befehlshaber ſchwuren bei ewiger Verdammniß und weiheten ihre Seelen allen Teufeln, wenn nicht alle Kapitulations-Bedingungen gehalten würden, die aber trotzdem der König von Frankreich ſogleich nach der Beſitzergreifung verwarf. Ludwig nannte ſeine Feldherren wegen der vortheilhaften Uebergabe-Bedingungen Verräther, und bedrohte ſie mit eiſernen Käfigen, aber — ſie blieben in Amt, Stellung und Vertrauen; ſie kannten ihren Herrn und wußten, was ihm alle Verſprechen galten. Seine Intriguen nach der gänzlichen Unterwerfung des ihm ſo wohl gelegenen Landes gegen deſſen Privilegien gehen in's Unglaubliche und ſind uns aus ſeinen Briefen bekannt. So ſuchte er unter Andern zu veranlaſſen, daß einige Häuſer der Großen, Anhänger Spanien's, vom Pöbel Perpignan's geplündert wurden, damit der Gemeinde Furcht vor der Rache derſelben und vor der Wiederkehr der ſpaniſchen Herrſchaft gemacht wurde; mehrere Schlöſſer in der Umgegend der Stadt ließ er ſchleifen. Bis in das kleinſte Detail gehende

Befehle kamen Tag für Tag; die Couriere folgten sich ohne Unterlaß und die Nothwendigkeit der schnellen Beförderung brachte Ludwig auf die Einrichtung der ersten Posten in Frankreich*).

Während der König Ludwig Alles that, sich des Besitzes von Rouſſillon für immer zu versichern, suchte der Infant, Ferdinand von Aragonien, die Krone von Castilien der Infantin Juanne zu entreißen. Diese war in der Ehe König Heinrich's von Castilien und seiner Gemahlin, der Königin Juanne, Infantin von Portugal, geboren. Das unregelmäßige Leben dieser Königin hatte nicht nur alle Großen gegen sie erbittert, sondern auch Zweifel auf die Geburt der Tochter geworfen; waren diese gegründet, so fiel nach dem Tode König Heinrich's Castilien an dessen Schwester Isabella, die an Ferdinand von Aragonien vermählt war. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller begnügen sich damit, die An-

*) Erst länger als ein halbes Jahrhundert nachher kam eine gleiche Einrichtung in Deutschland zu Stande. Dem Kaiser Maximilian ward 1516 der Vorschlag gemacht, eine Post zwischen Brüssel und Wien anzulegen. Der Kaiser genehmigte diesen Vorschlag, ernannte Franz von Taxis zu seinem General-Postmeister und überließ ihm das Briefgeld der Privatpersonen als Emolument. Von dieser Zeit an blieb das General-Postmeisteramt denen von Taxis. Die Post nach Wien kam aber erst 1552 in Gang, dagegen bald nach der Thronbesteigung Karl's V. eine Post von Brüssel über Speyer, durch das Würtembergsche über Augsburg nach Italien.

sprüche Isabellen's auf Castilien's Thron aus der unehelichen Herkunft ihrer Nebenbuhlerin Juanne herzuleiten. Diese ist aber nie durch einen Beweis festgestellt, im Gegentheil hat König Heinrich die Prinzessin Juanne bis zu seinem Tode als sein Kind anerkannt. Das Recht Isabellen's muß man aus dem Willen des Volkes herleiten, wie sich derselbe durch dessen Vertreter in den Cortes aussprach. Die Befugniß dieser Körperschaft, über die castilische Thronfolge zu entscheiden, ist unbestreitbar durch zahlreiche Fälle festgestellt.

Jedenfalls war für Isabella und Ferdinand die castilische Frage wichtiger als der Besitz von Roussillon. Der König von Portugal, der Onkel Juannen's, unterstützte die Ansprüche dieser Prinzessin, und Juanne sowohl als Isabella suchten den Beistand Ludwig's XI. Die Gelegenheit zur Entwickelung neuer Ränke war diesem hoch willkommen; er machte Ferdinand und Isabellen die schönsten Versprechungen; Ferdinand, der würdige Schüler seines Vaters, wußte, was er davon zu halten hatte, und verlangte zum Beweise der Aufrichtigkeit Ludwig's die Rückgabe Roussillon's, einer Provinz, die diesem Fürsten schon so viel Blut gekostet hatte, daß man sie den Kirchhof Frankreichs nannte. Ludwig schlug einen Waffenstillstand und den Ausweg vor, seinem Bruder, dem Herzoge Karl von Berry, Rouss-

ſillon als Apanage zu geben. Dieſer antwortete, daß ſein Bruder Rouſſillon nur als Unterpfand habe, was der König von Aragonien bereits zurückfordere; daß die Bewohner der Grafſchaft überdem behaupteten; ihr König habe gar nicht das Recht, ſie zu veräußern, demnach ſei es ein Krieg, keine Apanage, was man ihm biete, und er weigere ſich, dieſen anzunehmen. So ſtand dieſe Angelegenheit, als der alte König von Aragonien, Juan II., 82 Jahre alt, im Jahre 1479 ſtarb. Ludwig XI. folgte ihm bald nachher 1483. Nach den ſpaniſchen Geſchichtsſchreibern dieſer Zeit ſoll Ludwig, durch den heiligen Franz von Paula dringend ermahnt, den Wunſch ſterbend ausgeſprochen haben, das mit ſo vielem Unrecht eroberte Rouſſillon zurückzugeben. Sein Sohn Karl VIII., der 14 Jahre alt war, träumte von Nichts, als von der Eroberung Neapels und Griechenlands. Seine Anſprüche auf Neapel darf man wohl unſinnig nennen. Seit länger als einem halben Jahrhunderte war dieſer Thron im Beſitze der aragoniſchen Familie unter drei nach einander folgenden Fürſten, vom Volke feierlich anerkannt, von den päpſtlichen Oberlehnsherren durch wiederholte Inveſtituren beſtätigt und von allen europäiſchen Staaten zugelaſſen oder anerkannt. Wenn alles dies den Anſprüchen keine Giltigkeit gab, wann ſollte dann ein Volk und eine Herrſcherfamilie wohl hoffen, in Ruhe

zu kommen? König Karl aber gab, um ein entferntes Königreich zu erobern, welches nicht behauptet werden konnte und Frankreich in langjährige Kriege verwickelte, in denen deſſen edelſtes Blut unnütz vergoſſen wurde, eine Provinz hin, für deren Eroberung ſein Vater ſo viele Intriguen, zweideutige Unterhandlungen und Kämpfe beſtanden hatte. Karl wußte nicht, wie Voltaire ſagt, daß ein Dutzend Dörfer an unſer Gebiet grenzend, mehr werth ſind, als ein Königreich 400 Meilen weit von uns entfernt. So ward Rouſſillon, der Schlüſſel der Pyrenäen, ohne Schwertſchlag, ohne Rückgabe der Pfandgelder, ohne alle Opfer Seitens Aragonien's, dieſer Krone zurückgegeben. Obgleich alle treuen Diener König Karl's dieſer Maßregel lebhaft widerſprachen und die franzöſiſchen Befehlshaber in Rouſſillon ſich der Rückgabe Monate lang vergebens widerſetzten, ſo war doch König Karl eben ſo eifrig für dieſelbe, als Ferdinand für die Beſitznahme. Die franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber beſchuldigen Letzteren, daß er zwei Geiſtliche, die großen Einfluß bei ihrem Hofe hatten, beſtochen habe, die unbedingte Uebergabe von Rouſſillon zu bewirken. Dieſe ſollen geſagt haben, wenn auch die Summen, für welche das Land verpfändet worden, nicht zurückgezahlt wären, ſie doch für die allgemeine Sache der Chriſtenheit, den Krieg gegen die Mauren, verwendet worden ſeien. Uebrigens könnten

die Seelen derer, welche im Leben unrechtmäßig Eigenthum an sich gebracht hätten, niemals aus dem Fegefeuer errettet werden, bevor das Unrecht gut gemacht würde. In diesem Falle sei offenbar Ludwig XI., der königliche Vater. Die Wirkung dieses triftigen Grundes wurde durch die sorglose Ungeduld, Neapel zu erobern, fast bis zur Krankheit gesteigert.

Eine der ersten Handlungen Ferdinand's, nach der Besitznahme Rousssillon's, war die Vertreibung der Juden, die er eben aus Spanien verwiesen hatte. Ferdinand, der seinem Feuereifer für die katholische Religion den Namen des „Katholischen" verdankt, sah das Wohl Spanien's und die Sicherheit seiner Kronen in der allgemeinen Bekennung dieser Religion von Seiten aller seiner Unterthanen. Er hatte allerdings einiges Recht, seine ketzerischen Unterthanen auch rebellisch zu nennen. Der berüchtigte Groß-Inquisitor Torquemada verbot unter den strengsten Strafen alle Gemeinschaft zwischen Christen und Juden; selbst die Juden, welche sich taufen ließen, sah man nicht als Christen, sondern als heimliche Juden an und führte Tausende von ihnen zum Scheiterhaufen; ihr Elend überstieg allen Glauben. Die Flüchtlinge durften nur mitnehmen, was sie auf dem Leibe hatten, Gold und Silber ausgenommen. Auf der Nordküste Afrika's, wo sie Zuflucht suchten, wurden ihnen

die Leiber aufgeſchnitten, weil man verſchluckte Juwelen zu finden hoffte. Geiſtliche glaubten in dieſen und ähnlichen Maßregeln einen Fingerzeig Gottes zu ſehen, die Ungläubigen durch Furcht zum wahren Glauben zu führen. Bajazet II., der ſo viele Juden aus Spanien ankommen ſah, fragte, ob das eine verſtändige Maßregel des Königs von Spanien ſei, den man einen großen Politiker nenne, daß er ſein Land entvölkere zum Nutzen eines fremden. Mehr als 100,000 Juden verließen mit einemmale Spanien. Der Vertreibung der Juden war die der Mauren geraume Zeit vorhergegangen; wenn beide Maßregeln ſehr hart waren, ſo iſt doch wohl zu beachten, daß die hundertjährigen Kriege eine große Erbitterung hervorgerufen und daß namentlich die Juden, ſeit dem erſten Auftreten der Mauren in Andaluſien, dieſen überall Vorſchub geleiſtet hatten. Die Beendigung des mauriſchen Krieges, das Aufpflanzen des Kreuzes auf Granada's Mauern erfüllte alle ſpaniſchen Herzen mit Freude; man wünſchte den Sieg des Glaubens dadurch vollſtändig zu machen, daß man das Land auch von den ketzeriſchen Juden ſäuberte. Nach Ferdinand's Eroberung Granada's unternahmen die Mauren Afrika's mehrfache Landungen an den ſpaniſchen Küſten, und man hatte die Juden in Verdacht, dieſelben dazu aufgemuntert zu haben. Man glaubte daher auch, durch die Ver-

treibung der Juden, die letzten innerhalb des Staates sich befindenden Parteien zu vernichten, den Grund vieler Gährungen und die Quelle bürgerlicher Kriege zu beseitigen; eine Meinung, die in der Richtung der Zeit tief begründet war. Sind die späteren Proscriptionen der Mauren und Juden in Spanien unpolitisch, waren sie jederzeit inhuman, so ist doch gewiß, daß Spanien durch seine große Einigkeit in sich allein so lange den hohen Rang unter den europäischen Mächten behaupten konnte. Jene Maßregeln hatten die Billigung der vorzüglichsten Geister der Nation. Noch Cervantes preiset jene Vertreibung — im zweiten Theile des Don Quixote — als nothwendig, weise und heilsam und prophezeit die letzten Verfolgungen, die noch zu erwarten standen, als ein Glück. In der Einleitung des Persiles und der Sigismunda ruft er aus: „wann wird die Zeit kommen, da ganz Spanien in allen seinen Provinzen fest und ungetheilt dem Christenthume anhängen wird?" Von dem Könige, der dies bewerkstelligen wird, sagt er: „er würde handeln, wie der, welcher eine Schlange von sich wirft, die seinem Busen drohet, oder wie einer, der den Weizen von der Spreu sichtet und das Unkraut aus dem Acker jätet."

König Ferdinand war mit dem Besitze von Roussillon noch nicht zufrieden; während Karl VIII. nach Nea-

pel gezogen war, fiel er von dieſer neu beſetzten Provinz in Frankreich ein und ſchleppte Menſchen und Vieh mit ſich. In jener Zeit erhielten die Gefangenen nur für Löſegeld ihre Freiheit. Die gemeinen Soldaten mußten gewöhnlich ſo viel zahlen, als ihr dreimonatlicher Sold betrug; die Befehlshaber ſchätzte man nach Rang und Vermögen. Die Franzoſen mit ihrem Heere in weiter Ferne warben 6000 Schweizer und bedrohten Rouſſillon auf's Neue; nun warfen die Spanier in alle Schlöſſer eine gewiſſe Anzahl Artilleriſten, Ribaudequins, die ihnen treffliche Dienſte leiſteten*). Der unerwartete Tod König Karl's VIII. brachte unter Ludwig XII., ſeinem Bruder, im Jahre 1499 den Frieden zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande. Aber der Krieg in Rouſſillon hatte das Eigenthümliche, daß er nach dem feierlichen Frieden unter Sengen und Brennen auf's Neue begann. Fer-

*) Die Namen der ſpaniſchen Kanonen dieſer Zeit ſind uns aufbewahrt. Serpentinen, kurze Kanonen, 24 Pfünder; Dragon, auch Couleuvrine, ein 20 Pfünder; die halbe Couleuvrine, ein 10 Pfünder; Aſpic, kurze Kanone von 12 Pfund; der Pelikan, 5 Pfünder; die Sacre, Couleuvrine von 5 Pfund; der kurze Fauconneau, 3 Pfund; der lange Fauconneau, 2 Pfund; der kurze Ribaudequin, 1½ Pfund; der lange Ribaudequin, 1¼ Pfund; der kurze Emerillon, 12 Unzen; der lange Emerillon, 10 Unzen. Die Muskete von Bronce ſchoß 5 Unzen, die Arquebuſe von Bronce 1¼ Unze eiſerner Kugeln. Außerdem gab es noch ſogenannte Batterie-Kanonen, die bis 96 Pfund ſchoſſen. Artilleria de Diego Ufano.

dinand hatte Ludwig hintergangen, indem er, gegen den mit ihm geschlossenen Vertrag, durch den großen Gonsalvo Neapel besetzen ließ. Nun fiel Ludwig in Roussillon ein, aber Ferdinand hatte sich vorgesehen, und so kam kurz vor dem Tode der beiden Könige der endliche Friede zu Stande. Ferdinand, Ludwig und der Papst Alexander VI. waren Zeitgenossen Machiavelli's, und es ist zweifelhaft, ob dieser oder jene, ob Theorie oder Praxis ihm zum Vorbilde dienten. Ferdinand hatte die Inquisition, die seit dem Kriege gegen die Albigenser fast in Vergessenheit gerathen war, reorganisirt, und zwar auf eine Weise, daß selbst der Reue keine Gnadenthüre offen blieb, der leise Verdacht einem Beweise gleich kam und fast keine Vertheidigung gegen den unbekannten Ankläger möglich war. Die meisten Granden waren Mitglieder der Inquisition, und selbst Ferdinand III. von Castilien trug zu seiner ewigen Schande auf seinen eigenen Schultern Holz zur Verbrennung seiner Unterthanen, unter dem abscheulichen Vorwande, daß es zur Ehre der Religion geschehe *). Sein Sohn Alphons X. sagte von ihm, daß sich sein Vater in sieben Dingen auszeichnete: im Essen, Trinken, Sitzen, Liegen, Gehen, Reiten und Stehen; er hätte aber noch ein achtes

*) Pulgar, Hist. de Palencia.

hinzuſetzen ſollen. In Catalonien, Valencia und Rouſſillon, wo die Einziehung der Güter, die der Verurtheilung durch die Inquiſition folgte — was gegen uralte Geſetze verſtieß — war die allgemeine Erbitterung ſehr groß und viele Inquiſitions-Mitglieder wurden ermordet. Dies gab eine willkommene Gelegenheit zu neuen Verfolgungen; namentlich beſchuldigte man mit Recht die neuen Chriſten (Juden und Moresken). Ferdinand ſah alle Provinzen in Unzufriedenheit, aber er gab nicht nach, denn er war immer, wie ſein Vater, in Geldnoth, und die Inquiſition war die Quelle ungeheurer Geldmittel. Als eine Empörung drohte, ſchränkte er zwar die Inquiſition ein, aber ſobald die Ruhe hergeſtellt ſchien, ließ er am 30. April 1513 ein auf ſein Bitten erſchienenes päpſtliches Breve bekannt machen, welches ihn von ſeinem Verſprechen der Milde entband. Neue Aufſtände veranlaßten nochmalige Verſprechungen und ein neues päpſtliches Breve vom 12. Mai 1515. So beſtand die Inquiſition in Rouſſillon bis zur ſpäten definitiven Beſitznahme von Seiten Frankreichs. Der Biſchof von Perpignan behielt ſogar noch bis 1788 den Titel Inquiſitor und die Revenüen davon bis zur franzöſiſchen Revolution.

Bald nach dem Tode der beiden Beherrſcher von Frankreich und Spanien, bekriegten ſich die neuen Fürſten dieſer Länder, Karl V. und Franz I.; letzterer wurde

zwar bekanntlich 1526 bei Pavia gefangen,*) aber der Krieg dennoch eifrig fortgesetzt. Im französischen Rathe war man mehr für einen Angriff in Italien als in Roussillon. Du Bellay meinte, wenn man schwach in Roussillon angriffe, so werde man Nichts ausrichten, ein Heer aber müsse in Roussillon verhungern. Man hoffte dagegen in Italien auf die größten Erfolge und sah nicht ein, daß die Eroberung Roussillons diesseits der Pyrenäen so leicht, als der seitherige Besitz desselben für das jenseits der Pyrenäen gelegene Spanien schwierig zu behaupten und daß die Eroberung Mailands oder gar Neapels in weiter Ferne und jenseits der Alpen ein sehr gewagtes Unternehmen wäre. Aber die Eroberungspläne auf Neapel waren die Thorheit in dieser Epoche, wie die auf Palästina in den vergangenen Jahrhunderten. Franz I. starb 1547, Karl 1558, nachdem er zwei Jahre früher der Krone entsagt hatte. Heinrich II. verlor in Folge eines Turniers das Leben. Unter Franz II. und der Vormundschaft seiner Mutter, Katharine von Medicis, brachen die Kriege gegen die Protestanten in Frankreich aus, welche Roussillon zweimal mit Flüchtlingen anfüllten. Heinrich IV., der nach vielem Unglück, „welches mit dem Sturm der Widerwärtigkeit sein

*) Franz war der dritte König Frankreichs, den dies Loos traf. Ludwig der Heilige und Johann hatten dasselbe Schicksal erlebt

Haupt von Jugend auf umſchwebt hatte" — nach dem eigenen Ausdruck des Königs — endlich zum ruhigen Beſitze der franzöſiſchen Krone gekommen war, bedrohte Spanien mit einem ernſtlichen Kriege. Philipp II. hatte die kaum gedämpften innern Zerwürfniſſe Frankreichs benutzt und ſich mit den franzöſiſchen und deutſchen Proteſtanten verbunden, die er in ſeinen Staaten nicht duldete. Heinrich verſuchte in der Nacht vom 18. zum 19. Auguſt 1597 Perpignan zu überrumpeln, aber dies Unternehmen wurde ſchon des Abends um 11 Uhr entdeckt. Die ſpaniſche Garniſon trat unter die Waffen, die Franzoſen zogen ſich zurück. Obgleich Heinrich IV. ſeinen Frieden mit der römiſchen Kirche geſchloſſen hatte, ſo betrachteten die Spanier ihn doch als Ketzer und die Rettung Perpignan's als ein Wunder. Die ſpaniſchen Geſchichtsſchreiber behaupten, Gott habe das Wunder Joſua's wiederholt, die Sonne ſei 2 Stunden früher, als ſie erſcheinen ſollte, aufgegangen.*)

Eines der abſcheulichſten Ereigniſſe in Rouſſillon war aber der Prozeß, der 1618 den Hexen in Perpignan gemacht wurde. Aehnliche Scandale waren ſchon einige Jahre zuvor in Bordeaux geſchehen und war durch Zeugen bewieſen worden, daß in einer Schenke eine Verſammlung

*) Felieu de la Penna y Fanel Annales de Catalunna.

von Hexen gewesen, wobei der Teufel selbst präsidirt hätte. Unglückliche Frauen im Schmerz der Folterung, in Angst vor derselben, bekannten diese Tollheit. Die Lüge hatte zu allen Zeiten, so gut wie der Glaube, ihre Märtyrer. In Perpignan wurden in Folge der Hexenprozesse mehr als 200 Frauen gehängt.

Die catalonischen Privilegien hatten längst die Eifersucht des spanischen Hofes rege gemacht. Der leichtsinnige Graf Olivares, Minister Philipp's IV., suchte die Catalonier zur Revolte zu verleiten, um ein Recht zu gewinnen, jene durch so viele Jahrhunderte und so große Ströme Blutes behaupteten Privilegien zu vernichten. Die gegenseitige Erbitterung stieg von Tage zu Tage. Eine frivole Veranlassung gab 1639 in Perpignan das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Ein castilischer Soldat nahm am Brunnen einer Frau den Wasserkrug um zu trinken, anstatt aber nach Landessitte das Wasser von Weitem in den Mund zu gießen, nahm er den Rand des Gefäßes in den Mund. Die Umstehenden sahen das für eine grobe Beleidigung an, es kam zum Wortwechsel, zum Handgemenge, und dies wurde so allgemein, daß zuletzt der Kommandant von Perpignan Kanonenfeuer gegen die Kämpfenden richtete. Gleichzeitig waren in Catalonien Unruhen ausgebrochen, die castilischen Truppen wurden geschlagen und flüchteten

nach Perpignan, aber die Einwohner, schon sehr erbittert, wollten dieselben nicht bei sich einquartiren, was zu verweigern sie vollkommen berechtigt waren. In Folge der hierüber auf's Neue ausgebrochenen Unruhen wurde Perpignan von der Citadelle aus bombardirt und hierauf drei Tage geplündert. Die Krone erklärte den Catalonien den Krieg; das ganze Königreich Catalonien, längst von Richelieu zum Aufstande gereizt, stand unter Waffen und begab sich öffentlich unter französischen Schutz, ja bot sich der Krone Frankreich zum Besitz dar. Richelieu hätte viel lieber gesehen, wenn sich Catalonien blos unter dem Schutze Frankreichs zu einer Republik erklärt hätte, weil dann die Catalonier zu jeder Zeit die größten Anstrengungen für ihre Selbstständigkeit hätten machen müssen, während für Unterthanen Frankreichs diese Krone die Vertheidigung Cataloniens übernehmen mußte. Die gewissen Ausgaben des Krieges waren groß, während die Wahrscheinlichkeit, die große Provinz jenseits der Pyrenäen behaupten zu können, sehr zweifelhaft blieb, und zwar um so mehr, als die Catalonier alle ihre Privilegien — unter denen auch das Recht, sich ihre Fürsten selber zu wählen — beibehalten wollten. Ludwig XIII. nahm zwar 1641 den Titel eines Grafen von Barcelona an, aber es war Richelieu weniger mit der Besitznahme Cataloniens als mit der von Roussillon Ernst.

Seit die Franzoſen offen Theil am Kriege nahmen, fehlte es den Spaniern an Lebensmitteln in Barcelona, die Dörfer umher waren im Aufruhr, die Franzoſen ließen nichts durch. Der ganze Kampf war weniger ein Krieg zwiſchen Ludwig XIII. und Philipp IV., als vielmehr zwiſchen Olivares und Richelieu, und jener konnte nicht mit dieſem kämpfen. Seit 30 Monaten herrſchte die Noth in Perpignan; die franzöſiſche Armee unter La Meilleraye hielt alle Zugänge beſetzt; der Marſchall wollte die Stadt mit Gewalt nehmen, Ludwig XIII., die Noth in derſelben kennend, die Uebergabe durch dieſe erzwingen. So viele Lebensmittel im Beginn der Blokade auch herbeigeſchafft waren, ſo hatten doch die Soldaten einen Theil davon geplündert, und die Hungersnoth wurde im Auguſt 1642 ſo groß, daß die Bürger ihre Kinder nicht mehr aus den Häuſern gehen ließen, aus Furcht, daß dieſelben von den Soldaten aufgefangen und geſchlachtet würden. In Folge einer Kapitulation vom 9. September wurde die franzöſiſche Fahne auf dem Donjon der Citadelle aufgepflanzt, die ſie ſeitdem nicht wieder verlaſſen hat. Ein wichtiges Ereigniß, was vielfach von den Poeten Frankreichs beſungen ward. Richelieu ſchrieb nach der Eroberung und der Hinrichtung von Cinq Mars und de Thou dem Könige die wenigen Worte: Sire, vos ennemis sont morts et vos

armes sont dans Perpignan. Der Enthusiasmus für Frankreich war aber längst nicht nur in Catalonien, sondern auch in Roussillon verraucht. Er war nicht auf gemeinsame Sitten, Sprache, ein Nationalgefühl basirt. Die Catalonier sahen bald, daß es Frankreich nur um sein eigenes Interesse zu thun war. Die Unzufriedenheit stieg auf's Höchste, als ein französischer Gouverneur nach Perpignan kam, was gegen die alten Vorrechte Roussillons war, für die man doch einzig die Waffen ergriffen hatte. Wie bei jeder Reaction zeigte sich der Haß auf das Lebhafteste. Bald eroberten die Spanier Barcelona, wo alle Nationalsympathien erwacht waren, und die Bewohner Roussillons, seit Jahrhunderten unter spanischer Herrschaft, sahen die Franzosen als ihre Unterdrücker an. Endlich kam 1659 der pyrenäische Friede nach den Unterhandlungen auf der Fasanen-Insel der Bidassao zu Stande. Mazarin, denn Richelieu hatte seinen Triumph nicht lange gefeiert, — er starb schon 3 Monate nach der Einnahme Perpignan's, und sein König folgte ihm nach 5 Monaten — der gewandteste Unterhändler, durch die Gunst Condé's, den er undankbar behandelte, zur Macht gekommen, leitete von französischer Seite die Friedensunterhandlungen. Er erschien in königlicher Pracht, die Marschälle Grammont, Villeroi und Clérambaut, der Grand maître de l'artillerie, der Herzog von

Créqui und der Bailli de Souvré begleiteten ihn, 400 Musquetiere zogen voraus, 6 Staatskaroſſen mit 20 Prälaten, welche die Erzbiſchöfe von Toulouſe und Lyon an ihrer Spitze hatten, folgten, 500 Staatsbeamte waren in ſeiner Begleitung, 150 Musquetiere zu Pferde waren am Fluße aufgeſtellt, während nach einer Konvention mit Spanien die Krone Frankreich den Kardinal nur von 60 der erſten Staatsmänner und eben ſo vielen Garden begleiten laſſen durfte. Am andern Ufer ſtanden die Spanier, zwei Kompagnien der catalonischen Garden zu Pferde. Don Louis de Haro, erſter Miniſter Philipp's IV., kam auf dem Wege von Fontarabie in einer Senfte, 8 Trompeter in grünem Sammt, von 15 Staatskaroſſen gefolgt, begleiteten ihn. Die beiderſeitigen Thüren des zur Conferenz beſtimmten Pavillons öffneten ſich gleichzeitig; die beiden Miniſter traten in den Saal, der auf der einen Seite mit den Farben des Kardinals, auf der andern mit denen des Don Louis dekorirt war. Die franzöſiſchen Herren waren reicher an feinen Spitzen und gold- und ſilbergewirkten Stoffen, und die Spanier überſtrahlten ſie durch die Menge der Brillanten und anderer ächten Steine, wie Brienne in ſeinen Memoiren bemerkt. Nach langen Debatten, die Haro verlängerte, weil er Mazarin's Ungeduld ſah und davon Nutzen ziehen wollte, wurde

am 7. November der pyrenäiſche Friede unterzeichnet; Catalonien blieb Spanien und Rouſſillon Frankreich. So ward nicht nur die uralte politiſche, ſondern auch die natürliche Grenze hergeſtellt, deren Nichtachtung beiden Völkern durch immerwährende Kriege ſo verderblich geworden war.

Die Geſchichte Rouſſillon's ſchließt ſich von nun an der von Frankreich an. Sei es mir erlaubt, aus dieſer noch einen Akt hervorzurufen, der um ſo bezeichnender iſt, als die franzöſiſchen Schriftſteller, namentlich unſerer, der preußiſchen Regierung fortwährend den Gebrauch der deutſchen Sprache im Großherzogthum Poſen zum Vorwurf machen. Eine der erſten Maßregeln Ludwig XIV. nach der Beſitznahme Rouſſillon's war die ganz unvorbereitete und gewaltſame Unterdrückung der ſpaniſchen Sprache. Gleich im Jahre 1676 ward in Perpignan in der Kirche St. Johannes zum erſtenmale den ſpaniſch redenden Einwohnern franzöſiſch gepredigt, bald darauf befahl der König, daß in allen Kirchen nur franzöſiſch gepredigt werden ſolle; dieſe urplötzliche Neuerung machte das Wort Gottes dem Volke unverſtändlich, man ſah ſich daher genöthigt davon zurückzukommen.

Erſt 8 Jahre ſpäter ward für immer in der oben genannten Kirche der franzöſiſche Gottesdienſt eingeführt, ſpäter auch in der Kirche St. Real. In den beiden

andern Kirchen, deren Gemeinde meiſt aus Landleuten beſteht, die auch heute noch nicht franzöſiſch ſprechen, wird bis zur Stunde cataloniſch gepredigt. Im Jahre 1681 ward das Franzöſiſche in ganz Rouſſillon, in Gemeinſchaft mit dem Lateiniſchen in der Redaktion der Schriften des ſouverainen Conſeil's, eingeführt, und endlich befahl eine Ordonnanz vom Februar 1700, daß vom nächſten Mai an alle Notariats-Akte und öffentliche Urkunden einzig in der franzöſiſchen Sprache abgefaßt ſein ſollten.

V.

Pau.

V. Pau.

Tocquoy si gaouzes. *)

Gaston Phoebus.

Sonnabend, um 4 Uhr Morgens, am 7. Dezember, brachen wir nach Toulouſe auf. Das Land zwiſchen Perpignan und Toulouſe iſt überaus fruchtbar; Alles zeigt großen Reichthum, überall großartige und geſchmackvolle Landhäuſer.

Aus dem Innern des Landes kamen uns mehrere Pferdetransporte entgegen, die nach Spanien zogen. Zwar war die Zucht der ſpaniſchen Pferde ſchon in alten Zeiten berühmt und wurde von den Mauren durch Vermiſchung mit arabiſcher Race bedeutend verbeſſert; in Cordua, Granada, Valencia, wie in ganz Andaluſien wurden die edelſten Pferde im Ueberfluß erzogen; aber

*) Rühre an, wenn du Muth haſt. Die Deviſe Gaſton Phoebus.

ſpäter wurde dieſe Zucht vernachläßigt, und ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts rechnete man, daß jährlich 20,000 Stück Pferde aus Frankreich nach Spanien eingeführt würden. Auf den jährlichen Märkten, namentlich in Huesca, ſieht man Tauſende von franzöſiſchen Pferden. Die großen Vortheile der Maulthierzucht haben den Verfall der Pferdezucht herbeigeführt; der Gebrauch der Maulthiere wird immer allgemeiner, ihre Zucht immer ausgebreiteter. Selbſt die höchſten Standesperſonen bedienen ſich zum Reiten gern der Maulthiere, die einen ſicherern Schritt haben und vor allen Dingen eine leichtere und gleichmäßigere Bewegung, als die Pferde. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß, namentlich auf längere Touren, das Reiten auf Maulthieren viel weniger ermüdend iſt, als das mit Pferden. — Als vor langen Jahren der Infant Franz de Paula nach Berlin kam und ihm zu Ehren von unſerem hochſeligen Könige eine große Parade gegeben wurde, wollte der Infant das ihm vorgeführte Pferd aus dem königlichen Marſtall nicht beſteigen und bat ſich ein Maulthier aus. Noch heute bedauern die Berliner, daß ihnen dieſer ergötzliche Anblick nicht gewährt wurde, da von den Maulthieren, die dem königlichen Marſtall ſonſt angehörten und, wenn ich recht unterrichtet bin, beſonders dazu beſtimmt waren, Sänger und Schauſpieler in die Oper und ins Schauſpiel zu

fahren, die alten ausrangirt und in die Orangerie von Sanssouci gegeben wurden. Der hochselige König ergriff den Ausweg, die Truppen vor dem Palais vorbeiparadiren zu lassen, und sah die Parade mit dem Infanten von hier aus an.

Am 9. Dezember brachen wir von Toulouse gen Pau auf. Wir hatten, wie immer, das Coupé der Diligence eingenommen, indeß war in der Rotunde, dem unangesehensten und daher wohlfeilsten Platze, nur eine Person, ein reicher Weinbauer der Gegend, zu dem ich mich, um bequemer zu sitzen, gesellte. Aber kaum hatte ich Platz genommen und er erfahren, daß ich ein Preuße sei, so fing auch er an, von den Rheinprovinzen und den natürlichen Grenzen Frankreichs zu sprechen, so daß ich, um nicht Wiedergekautes noch Einmal zu verarbeiten, das Gespräch auf den Weinbau brachte. Die hiesigen Weine sind bei weitem nicht so feurig, wie die von Rousillon, welche, wenn man drei Theile Wasser dazu gießt, im Glase fast noch schwarz, wenigstens noch hoch dunkelroth aussehen und viel stärker als Burgunder sind. Alle Anhöhen, denn die Gegend zeigt überall coupirtes Terrain, sind fast nur mit Wein bepflanzt, selbst auf der Nordseite. Indeß näherten wir uns wieder den Pyrenäen, die wir seit Perpignan verlassen hatten; allmälig verloren sich die Maisfelder, die Oliven hatten uns schon

ſeit Toulouſe verlaſſen, endlich wurde auch der Wein ſeltener, Alles bekam einen rauhern Anſtrich, bis die Höhen zuletzt kahl wurden. Eine empfindliche Kälte trat ein und eine Stunde vor Auch fing es mit Eis an heftig zu ſchneien. Auch mit ſeiner gothiſchen prächtigen Kathedrale liegt auf einer bedeutenden Anhöhe; die Pferde hatten alle mögliche Mühe, den ſchwer beladenen Wagen hinauf zu bringen. Während des Diners hatte es ſtärker und immer ſtärker zu ſchneien fortgefahren; vom Hôtel, wo wir abgeſtiegen waren, ging es ſehr ſteil bergab; es war glatt, die Pferde nicht ſcharf beſchlagen und, wie geſagt, der Wagen ſehr beladen, beſonders auf der ſogenannten Imperiale, was das Schaukeln vermehrt und das Fahren ſehr gefährlich macht, ſo daß ich glaube, die alte Weiſe Deutſcher Poſtwagen, nach welcher der größte Theil des Gepäcks nicht oben auf der Imperiale, ſondern hinten in der ſogenannten Schoßkelle liegt, iſt weit zweckmäßiger. Ob ich gleich nicht ſehr ängſtlicher Natur bin, ſo erſchien mir doch unter dieſen Umſtänden die Fahrt von dem ſteilen Abhang ſehr bedenklich, ich beſchloß dieſen Weg zu Fuß zu machen, und da der Prinz ſich eben einſetzen wollte, ſo machte ich ihn auf die Gefahr des ſteilen Abhanges aufmerkſam und hielt ihn faſt wider Willen ab, einzuſteigen. So gingen wir denn alle drei dem Wagen voraus, aber bald hörten wir hinter

uns ein lautes Hilferufen, der Wagen ſtürzte pfeilſchnell bergab. Ein Pferd war geſtürzt, die andern wurden geſchleift und waren des Wagens nicht mächtig, vergebens blieben alle Anſtrengungen des beſonnenen Poſtillons, die Pferde aufzureißen, dem Sturze des Wagens vorzubeugen. Auf der Straße wurde zufällig Holz gehackt, man warf von allen Seiten große Scheite und ganze Reiſig-Bündel zwiſchen die Räder, um ſie zum Stehen zu bringen, der Wagen aber flog immer ſchneller bergab, und kaum gewannen wir ſo viel Zeit, aus der ſehr engen Straße in das erſte beſte Haus zu flüchten, als auch ſchon die thurmhoch belaſtete Maſchine an uns vorbei raſte und bald nachher an einen Brunnen ſtürzte und zuſammenbrach. Nur eine Frau war im Wagen geblieben, ſie hatte ſich den Arm zweimal gebrochen, der Poſtillon war, ohne die Zügel loszulaſſen, im Moment des Falles behende vom Wagen geſprungen, die Pferde nur wenig verletzt. Vom Wagen war namentlich das Coupé ganz zertrümmert, ſo daß es uns allen Dreien hätte an's Leben gehen können, wir wenigſtens bedeutend verletzt worden wären, wenn wir nicht Vorſicht gebraucht hätten. — Nun mußten andere Pferde, vor allen ein anderer Wagen beſorgt werden, worauf wir von 3 Uhr Nachmittags bis Abends 8 Uhr vergebens warteten und zuletzt die Geduld verloren. Von zwei zu verſchiedenen

Stunden durchgehenden Malle-Poſten, von der in jeder ein Platz offen war, machten meine Reiſegefährten Gebrauch, ſo daß für mich, als endlich die Diligence in Ordnung kam, das ganze Coupé blieb, worin ich es mir bequem machte und alles bis zur Höhe des Sitzes voll Stroh und Heu legen ließ, was um ſo zweckmäßiger war, als die Kälte in der Nacht bis zu 10 Grad, etwas hier zu Lande ganz Ungewöhnliches, ſtieg. Der Schnee fiel immer ſtärker, das ganze Land glich einer Winterlandſchaft im Norden, und da der Weg fortwährend durch ein hügelreiches Land führte, es immer bergauf und bergab ging, alle Augenblick gehemmt werden mußte, der Schnee über zwei Fuß hoch lag, ſo wurde die Reiſe immer beſchwerlicher und langſamer, ging zuletzt Schritt vor Schritt, obgleich wir 12 Pferde und 4 Ochſen vor den Wagen gelegt hatten. Erſt Mittags 12 Uhr kamen wir nach dem alten Tarbes. Ich habe von irgend einem Reiſebeſchreiber geleſen, daß er in Tarbes, in deſſen Nähe ſich das bedeutendſte Geſtüt Frankreichs befindet, gerne leben, und ſterben möchte, und daß dieſe „orientaliſche" Stadt vom ſchönen Himmel des Südens erwärmt, von der kühlen Bergluft der nahen Pyrenäen erfriſcht und von dem ſchönſten Waſſer der Welt beſpült werde. Ich fand es hier allerdings recht kühl und friſch, vermißte aber den ſüdlichen Himmel, dennoch muß ich dieſer

artigen Beſchreibung Glauben ſchenken, da auch der überall treue Froiſſard ſagt: Tarbes est une belle ville et grande, étant en plain pays et en beaux vignobles . . . et la rivière (der Adour) aussi clair comme fontaine. — Nachdem wir uns hier ausgewärmt und reſtaurirt hatten, begannen wir auf's Neue die ſchneckenartige Reiſe und kamen erſt ſpät des Abends nach dem lang erſehnten Endziele und Ruhehafen — nach Pau.

Als wir bei Kälte und Schnee in unſere Winterquartiere rückten, waren wir geneigt zu glauben, daß man uns mit dem von ſo vielen Seiten als mild empfohlenen Klima von Pau nur habe myſtifiziren wollen, ein Irrglaube, der durch einen längeren Aufenthalt faſt täglich auf die heiterſte Weiſe widerlegt wurde. Wieſen und Felder blieben durch den ganzen Winter grün, nur einmal, Anfang März, fiel ein ſtarker Schnee, der aber in 48 Stunden verſchwunden war. Wir waren im Hôtel de France, wo wir uns ganz gut befanden, abgeſtiegen, ſuchten uns aber doch ein ruhiges Privatquartier. Da das vortreffliche Klima für den Winter viele Fremde, namentlich Engländer, nach Pau lockt, ſo ſind viele Häuſer für Fremde ſehr gut eingerichtet und wir hatten eine große Auswahl. Wir entſchloſſen uns, beſonders wegen der herrlichen Lage, das Haus Saintralle, rue de Collège, zu miethen, wo wir uns auf's Beſte einrichteten. Unſere

Wohnſtuben lagen nach der Mittagsſeite neben einander; vor ihren Fenſtern, die nach dem Garten zu gingen, lief längs des ganzen Hauſes ein großer Balkon, ein von der Sonne erwärmter, ſehr bequemer Spaziergang. Wir theilten uns das Quartier nach der möglichſten gegenſeitigen Unabhängigkeit; ich hatte eine Wohnſtube, ein Kabinet und eine Alkove mit beſonderem Ein- und Ausgange. Den Speiſeſaal und Empfangsſalon hatten wir gemeinſchaftlich; es war ganz wohnlich. Mit dem Eſſen hatten wir uns gut eingerichtet, ließen bei uns anrichten und nahmen natürlich das Diner wie auch das zweite Dejeuner um 1 Uhr gemeinſchaftlich.

Aus den Fenſtern unſerer Wohnſtuben, vom Balkon derſelben, hatten wir eine der wunderbar ſchönſten Ausſichten, die ſich denken läßt. Hinter dem Garten des Hauſes ſenkt ſich eine Wieſe bis in das Flußbett der Gave, die das unten gelegene Thal in vielen Krümmungen durchſtrömt. In mäßiger Entfernung jenſeits des Thales erhebt ſich eine reich bebaute Hügelkette mit einzelnen Landhäuſern, zwiſchen Weingärten und immer grünen Eichenhainen*). Den Horizont ſchließt im weiteſten Kreiſe eine ungeheuere Maſſe der mannigfaltigſten Bergbildungen. Mit einem Blick überſieht man das leben-

*) Die ſüdeuropäiſche Eiche (Quercus Ilex).

digſte Grün der vielen Thäler und Hügel; die höher emporſtrebenden dunkleren Berge, ſchwarze Felswände, die glänzenden Gletſcher und den ewigen Schnee der Pyrenäen. Unzählige Pic's ſteigen in das ätheriſche Blau eines ſüdlichen Himmels, aus ihnen aber erhebt majeſtätiſch der Schneedom des Pic du midi ſein Haupt über ungeheure Felsmaſſen und ſtolze Scheitel. Ein großartiges Amphitheater, am erhabenſten in der Nacht, beſonders bei Mondſcheinbeleuchtung. Des Morgens und Abends, bei Sonnen-Auf- und Untergang gleichen die vergoldeten Schneeſpitzen der Pic's großen Flammen; ſie werfen Feuer durch die Nacht, durch welche einzelne, aber zum Theil ungeheure Maſſen ſichtbar werden. Hunderte von mannigfaltig geſtalteten weißgrauen Nebelwolken liegen auf niederen Höhen und verändern jeden Augenblick ihre Form, bis eine milde Bergluft ſie verjagt oder Alles in Dunkel hüllt. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit bricht die Nacht in die Thäler, während die höchſten Eis- und Schneegipfel noch lange durch die Stille derſelben in wunderbarer Beleuchtung weit und geiſterartig über das ganze Gebirgspanorama glänzen, gleich den vereinzelten Leuchtthürmen der Küſte über das weite Meer!

Viele Berge der Pyrenäen haben den Namen Pic du midi; es giebt einen Pic du midi d'Ossau, Pic du midi de Bigorre, einen de Valentine u. ſ. w., aber der Pic du

midi de Pau iſt der höchſte und liegt 1531 Toiſen über der Meeresfläche. So auch führen viele Flüſſe den Namen der Gave, eines celtiſchen Wortes, welches ſoviel wie Waldbach bedeutet, aber die Gave de Pau iſt ebenfalls die größte und berühmteſte unter ihren Namensſchweſtern. Ihr Flußgebiet geht bis an den Fuß des Vignemale und an den See von Gaubé, den größten aller Pyrenäen-Seen und zugleich einen der wenigen, die nach Frankreich abfließen. Von der irrigen Meinung, daß der Pic du midi der höchſte Punkt der Pyrenäen ſei, die deſſen impoſante Stellung veranlaßt hat, iſt man längſt zurückgekommen; der Montperdu, der Vignemale, der Maladetta ſind zum Theil über 1000 Fuß höher.

Der Park von Pau hat ſeine Berühmtheit offenbar ſeiner vortheilhaften Lage, namentlich der ſeiner Terraſſe zu verdanken, von der man wenigſtens den größten Theil der eben beſchriebenen Ausſicht genießt, eine Lage, die freilich einzig zu nennen iſt. Der Park war unſer täglicher Spaziergang, obgleich er ſonſt nicht ſehr geſucht und namentlich von den Engländern vermieden wird. Es iſt in deren Augen gar nicht comme il faut, dieſen im Sommer und Winter angenehmen, der Stadt ſo nahe gelegenen Weg einzuſchlagen, wo man längs der Terraſſe die Sonne und im Thale behagliche Kühle und Schatten genießen kann. Die Engländer reiten und fahren

nicht einmal gern nach der Richtung der Berge, ſondern lieber und häufiger nach den traurigen ſogenannten Landes auf dem Wege nach Bordeaux zu, mit keiner anderen Ausſicht, als auf Haidekraut nach allen Seiten. Wunderbarer Weiſe ſind die Landes, wenigſtens der Theil derſelben, der in Pau's Umgebung liegt, zur Urbarmachung vorzüglich geeignet und doch wüſte ſeit unendlicher Zeit; man ſagt, es fehle an Kapital; aber der Bearner liebt mehr ſeine Hügel und den leichteren Weinbau, als durch eine ſorgſame Urbarmachung des Getreidebodens im Schweiße ſeines Angeſichts eine gleichmäßige und geſicherte Exiſtenz zu erwerben.

Der Park von Pau iſt unter König Heinrich II. von Navarra, dem Großvater Heinrich's IV., angelegt; er iſt — nach dem Bayleſchen Diktionaire, Artikel Navarra — der ſchönſte Park Europa's. Die meilenweite Ebene, an die er grenzt, und die früher zum größten Theile dazu gehörte, wurde im vierten Jahre der einen und untheilbaren Republik in viele kleine Theilchen zerſtückelt, ſo daß der Park den größten Theil ſeines bedeutenden Umfanges verloren hat. Heinrich IV. pflegte da zu jagen und ſeine Schweſter Katharine von Bourbon, die mit ihm nach der Bartholomäusnacht aus Paris entfloh, hatte im dichteſten Schatten des Parks ein kleines Landhaus — lou Castel Beziat, das

liebliche Schloß — erbaut. Sie war ſelbſt lieblich und ſo geiſtreich, als ihr Bruder und ihre Mutter. Jener pflegte ihr bei ſeiner durch die bürgerlichen Kriege oft veranlaßten Abweſenheit aus Bearn die Regierung des Landes anzuvertrauen und befand ſich gut dabei. Die Bearner trugen ſie auf Händen und wollten ſie, als ihr Bruder König von Frankreich geworden war, nicht nach Paris laſſen. Bei den Widerwärtigkeiten, die ſie und ihre Familie durch eine lange Reihe von Jahren heimſuchten, ſagte ſie tröſtend und nie den Muth verlierend: grata superveniet quae non sperabitur hora*). Der Grund, weshalb ſie trotz des Beiſpiels ihres Bruders nicht zur katholiſchen Kirche übertreten wollte, war ſehr kindlich: „der Himmel möge mich behüten," ſagte ſie, „eine Religion anzunehmen, die mich glauben lehrt, daß meine Mutter" — bekanntlich eine eifrige Proteſtantin — „ewig verdammt ſei."

Das Motto dieſes Kapitels Tocquoy si gaouzes (rühre mich an, wenn du Muth haſt), die Deviſe Gaſton Phoebus, ſcheint nicht nur aus jeder Zinne des königlichen Schloſſes zu Pau zu reden, ſie ſpricht auch deutlich aus allen Geſchichtsepochen des kleinen Bearn's, welches ſeine Unabhängigkeit gegen übermächtige Nachbarn, mit den

*) Das Glück wird kommen, wenn wir es am wenigſten erwarten.

Waffen in der Hand, durch acht Jahrhunderte behauptete. Gaſton Phoebus, Graf von Foix und Prinz von Bearn, ein Fürſt, ausgezeichnet durch Geiſt, Großmuth und Prachtliebe, der, ohne ſeine Unterthanen zu drücken, ohne eine einzige Abgabe zu erhöhen, eine königliche Hofhaltung führte, erbaute feſte Burgen, Margaretha von Valois prächtige Paläſte; das iſt die Geſchichte des Schloſſes von Pau, der würdigen Wiege Heinrich's IV. an welches ſich ſo viele hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen. Es iſt eine Burg, ein Palaſt; es iſt ein Bauwerk des Mittelalters, eins der berühmteſten Frankreichs. Im 10. Jahrhunderte war die Gegend von Pau eine Fortſetzung der Landes, die von Norden her noch bis zur Stunde an die heutige Stadt reichen, bis nach Dax gehen und ſich an die von Bordeaux anſchließen. Einer der erſten Prinzen von Bearn kaufte ein Stück Land, an deſſen Grenzen man drei Pfähle — pali, daher der Name Pau — ſetzte und eine Feſtung anlegte, die den Namen Château du Pal, ſpäter Pau erhielt, von welcher Entſtehung die Stadt noch drei Pfähle im Wappen führt. Das Schloß, zum Schutz der Gascogne gegen die Sarazenen errichtet, ward zur Mitte des 14. Jahrhunderts von Gaſton Phoebus ſchöner und größer erbaut und, wie Froiſſard ſagt, in ein moult bel Châstel verwandelt. Es war von tiefen Grä-

ben umſchloſſen, im Norden von dem Flüßchen Hedas begrenzt und von hohen krenelirten Mauern umgeben, die zum Theil erſt in der allerneueſten Zeit und während unſerer Anweſenheit abgetragen wurden, ſo daß man jetzt gegen Süden eine breite Teraſſe und von dieſer die ſchönſte Ausſicht auf die reiche Ebene, den Park und die Pyrenäen gewonnen hat. Ueber der äußeren Mauer lag eine Plateform, die eine zweite Escarpe hatte, über welche ſich das Schloß mit Mauern und Thürmen erhob. Es hatte fünf Thürme, von denen einer außerhalb der Ringmauern im Süden eine Ruine iſt, der die Brücke über die unterhalb fließende Gave zu vertheidigen beſtimmt war. Eine Muſter-Feſtung des Mittelalters, weit in's Land ſchauend, einfach, ſtark und prächtig nach Lage und Geſtalt. Heinrich II. von Navarra ſchuf das Schloß zum königlichen Palaſt um; er ließ große Fenſter brechen und die prächtige Treppe bauen, die durch Erfindung und Ausführung eines der ſchönſten Kunſtwerke des Renaiſſanceſtils iſt. Die reizenden Arabesken, mit denen das Schloß verziert iſt, ließ die kunſtſinnige Schweſter von Franz I., Margarethe von Valois, die Gemahlin König Heinrich's II. von Navarra, durch italieniſche Baumeiſter, die ſie an ihren Hof zog, ausführen. Die Nachfolger dieſer Fürſten hatten die Verſchönerungen des Schloſſes fortwährend im Auge. In der Revolution aber ward das

Schloß geplündert, zum Theil muthwillig zerstört, später in eine Kaserne, dann in einen Reitstall und endlich in ein Zuchthaus umgewandelt. Louis Philipp läßt es eben jetzt mit seinem bekannten Geschmack für Baukunst auf das Schönste wieder herstellen. Marmontel in der Encyclopédie erzählt ein merkwürdiges Ereigniß von Schloß Pau; er sagt: die Geschichte zeigt uns mehrfach zufällige Begebenheiten, welche die Dichtkunst zu Wundern ausbeutet. Ein solches ist der Sturm in Pau, am Tage der Ermordung Heinrich's IV. Der Blitz zerschmetterte am Schlosse, worin dieser Prinz geboren ist, dessen Wappen. Die ganze Bevölkerung der Stadt war vom Tode des Königs überzeugt.

Fast alle Möbel, Statuen und Dokumente des Schlosses, vielfache Erinnerungen an die alten Beherrscher Bearns, wurden in der Revolution zerstört. Einiges, mit Lebensgefahr versteckt und gerettet, hat sich wieder gefunden. So wurden unter anderen in neuerer Zeit viele durch lange Jahre vergraben gewesene Dokumente aufgefunden. Die ältesten Urkunden von Navarra befinden sich aber in England. Die Engländer nahmen bei ihrer Vertreibung aus der Gascogne überall die Archive mit, so namentlich das äußerst wichtige zu Saint - Jean - de Luz, der alten Hauptstadt von Nieder-Navarra, welches sich im Tower von London befindet. Noch sieht man im

Schloſſe zu Pau viele alt-niederländiſche Hauteliſſe-Tapeten aus der Zeit Johanna d'Albrets und Möbel aus derſelben Zeit mit ſehr ſchönem Schnitzwerke, Schränke, Tiſche, Bettſtellen und Stühle, die letzteren mit den modernſten Ueberzügen ſehr geſchmacklos bekleidet, wie denn auch eine Statue von Heinrich IV. und eine von Sully in ... Steinpappe!! Dagegen aber auch, neben der berühmten großen Schildkrötenſchale, welche Heinrich IV. als Wiege diente, die, ſo viel mir bekannt, einzige Statue dieſes Königs aus ſeiner Zeit. Wunderbare Gemüthlichkeit im Auge und beſonders um den Mund, ſo daß man nichts Liebenswürdigeres ſehen kann, als ſolche Form; man fühlt ſich genöthigt, den zu lieben, den die Natur ſo geſchaffen hat. Eine moderne Statue in Bronce, dieſen Fürſten als etwa zwölfjährigen Knaben darſtellend, war offenbar idealiſirt, in ſchwärmender Bewunderung für die ältere Linie der Bourbons; ſie ließ mich kalt, ja hinterließ einen ärgerlichen Eindruck, obwohl man eigentlich keinen lieblicheren Knaben ſehen kann. Einen lebendig wahren Eindruck konnte dies Machwerk nicht hervorrufen.

Wir ſind ſeit zwei Monaten von Hauſe und doch habe ich ſeit Berlin keine Nachrichten aus dem Vaterlande, ob ich gleich von Berlin, von Marſeille, von Barcelona und von hier wiederholt meine Adreſſe gegeben.

Das ist bei meinen Geschäften bedenklich. Die Reisegefährten wundern sich über meine Ruhe; was nützt aber das Gegentheil? soll auch das Alter sich nicht ruhig verhalten? —

Ende Dezember schrieb ich in die Heimath, indem ich zugleich für die Breslauer Zeitung folgende Neuigkeiten sendete: In Nord-Spanien, sowohl in den baskischen Provinzen als in St. Ander, sind die zu Gunsten Espartero's ausgebrochenen Unruhen gänzlich gescheitert. Die Obersten Rengifo, Arillo und Garcia in Madrid, wegen ähnlicher Versuche zum Tode verurtheilt, sind begnadigt und auf die Presidio's geschickt; in Cuenca ist der frühere Minister Caballero mit seinen Anhängern arretirt worden, gleiches Loos hat den General Iturbe in Aspeitra getroffen; nur Zurbano ist glücklicher, als seine Freunde und Verwandte; er soll den neuesten Nachrichten zufolge nach Portugal entkommen sein*). Graf Reuß — der General Prim — ist so eben, wie die Generäle Ramirez und Espinoza, unter starker Bedeckung in Cadix angekommen, wo sie im Gefängnisse die Stunde ihrer Deportation abwarten

*) Diese falsche Nachricht war absichtlich von Zurbano's Freunden ausgebreitet worden, um Glauben zu machen, seine fernere Verfolgung sei unnütz. Sein Schlupfwinkel wurde bald aufgefunden und er gefangen genommen und erschossen.

ſollen. Einige 20 Generäle, meiſt Eſparteriſten, ſo wie eine große Anzahl höherer Offiziere ſind blos im Laufe dieſes Monats kaſſirt, arretirt, zum Tode oder zu den Galeeren verurtheilt worden. Nach alledem ſcheint es mir auch jetzt noch ſehr zweifelhaft, trotz aller Verſicherungen des Gegentheils, daß der Erregent nach Spanien kommen wird. Zwar laſſen ihn die franzöſiſchen Blätter bald im Norden, bald in Gibraltar, bald in Barcelona gelandet ſein; ich kann aber aus guter Quelle verſichern, daß er noch in London iſt. Eſpartero iſt kein Freund von ſchnellen Entſchlüſſen; Behutſamkeit und Zaudern war immer ſein Syſtem, und er wird daſſelbe ſchwerlich in einem Augenblicke aufgeben, wo alle Unternehmungen ſeiner Anhänger geſcheitert ſind. Sein vertrauter Freund, der General Linage, kreuzt an den ſpaniſchen Küſten; ein Dampfſchiff iſt zu ſeiner Dispoſition und bringt Eſpartero ſo oft als möglich Depeſchen. Der Erregent ſelbſt hat ſich mit dem geflüchteten Miniſter Olozaga, obgleich derſelbe am meiſten zu ſeinem Sturze beigetragen hat, gänzlich ausgeſöhnt; er iſt ſeine rechte Hand, ſein thätigſter Agent geworden. Olozaga, der Erzieher der jungen Königin, hat ſeit Jahren einen lebhaften Einfluß in den Angelegenheiten ſeines Vaterlandes ausgeübt. Bald ſchüchtern, bald jähzornig, bald erhabener Redner, bald ſchmeichelnder Volkstribun; ein

Mann, der weniger ſeinen Gründen als ſeinen Drohungen vertraut, der ſeine politiſche Rolle eben ſo oft als ſeinen Charakter wechſelt und dem es nicht an glücklichem Erfolge, aber immer an Würde und Wahrheit fehlt, dürfte ſchwerlich geeignet ſein, die verlorene Sache Eſpartero's zum Anſehen oder gar zur Macht zu bringen. — Aber auch der jetzige Zuſtand des Landes iſt, ſo viel mich die flüchtige Reiſe erkennen ließ, keineswegs erfreulich. In Aragonien herrſcht ſeit einigen Tagen politiſch die größte Ruhe; eben ſind die letzten Häupter der Geflüchteten von dort auf franzöſiſchem Boden angekommen, von wo ſie weiter in's Innere des Landes geſendet werden. Die Straßen Aragoniens ſind aber deſto unſicherer und höchſtens für Maulthiertreiber gefahrlos, die mit den Wegerittern immer im freundlichſten Vernehmen ſtehen. Als ich auf der Reiſe war, gingen mehrere Tauſend Maulthiere aus Frankreich nach Huesca, wo großer Markt war; dies machte die Straße belebt. Maulthiertreiber, darunter eben ſo gut Contrebandiers als Straßenräuber, hoch verdächtige Geſichter, zeigten ſich überall. Die Landbewohner fürchten die Rache der Räuber viel zu ſehr, um ſie zu verrathen oder gar zu verfolgen; die reichen Grundbeſitzer ſind durch Zuſchlag einer Contribution vor ernſten Anfällen geſichert; die Behörden meiſt zu ſchwach. Die Räuber, die es gar zu arg oder zu ungeſchickt machen

und arretirt werden, sind der Gegenstand des allgemeinen Mitleids. Es giebt Städte, wo der Gefangenwärter die Räuber auf ihr Ehrenwort auf einige Tage entläßt, sie zur Arbeit, ohne alle Aufsicht, in Stadt und Land umher sendet, wo sie blos durch den eisernen Ring am Fuße kenntlich sind. Uebrigens hält der wahre Cabalista sein Ehrenwort, wie er auch galant gegen das schöne Geschlecht ist; er läßt dem Ausgeplünderten sein langes Messer, ohne welches der Spanier nicht reist und das er, wie er sich naiv ausdrückt, nothwendig braucht zum ... Schneiden des Tabaks; er läßt ihm ferner nicht nur seine Cigarete sondern auch so viel Geld, um das Nachtquartier erreichen zu können. Avancirt er durch Glück auf der Landstraße zum Anführer einer Bande Contrebandiers, so verständigt er sich mit den Behörden. Als solcher, sagt man, zahlt er gewöhnlich einen Quadrupel, d. i. 4 Friedrichsd'ors für das ungehinderte Schmuggeln eines beladenen Maulthieres. Für diese Prämie wird die Contrebande oft bis zu ihrer Bestimmung durch Militär eskortirt. Macht der Contrebandier aber schlechte Geschäfte, wie denn selbst dies Geschäft seine Chancen hat, und bleibt ihm nichts übrig als sein Tromblon und sein Messer, so wird er Ladron, die letzte Stufe dieser originellen Rangordnung. — Cataloniens bessere Ordnung bewacht noch mit eiserner Hand der Baron de Meer, seine

Befehle ſind oft mit Blut geſchrieben. Auf allen Straßen der reichen Provinz ſahen wir während der Durchreiſe Truppen echelonirt, Gensd'armen zu Pferde in allen Dörfern; die Straßen waren belebt, aber überall zeigte ſich Furcht und Mißtrauen, und die rechts und links vielfach aufgeworfenen Erdhügel, mit hölzernen Kreuzen geziert, zeigten, daß darunter Jemand ruhe, den, wie der ſpaniſche Ausdruck ſagt, eine erzürnte Hand — mano airada getroffen hatte. Etwa 14 Tage vor unſerer Durchreiſe waren einige Emiſſäre Espartero's in Catalonien, bei denen man verdächtige Korreſpondenzen gefunden, verhaftet und erſchoſſen worden, der Xefe politico von Barcelona hatte daher in allen Wagen, Schiffen, ja Fiſcherkähnen, die ſich der Stadt näherten, nach Papieren ſuchen und alle ohne Ausnahme mit Beſchlag belegen laſſen. Für die kleinſte Kontravention war Jedermann mit nichts weniger als mit einem Kriegsgerichte bedroht, deſſen Folgen hier zu Lande ſehr zweifelhaft ſind. Die Zeitungen berichten, daß in Tarragona der Sarguento-Major von einigen angeſehenen Leuten 170,000 Realen erpreßt hat, welche Summe, wie ſich das Mandat ausdrückt, dafür Bürgſchaft leiſten ſoll, daß dieſe Herren an dem Orte verbleiben, wohin ihnen der Baron de Meer die Päſſe ausſtellen wird; bis ſie dieſe erhalten, bleiben ſie im Gefängniß, weil ſie verdächtig gefunden ſein ſollen. Es iſt

ſehr unwahrſcheinlich, daß ſie ihr Geld jemals wieder erhalten werden; an einem Vorwande für ſolche Ungerechtigkeit wird es nicht fehlen. In Barcelona fand ich die Forts Atarazanas, Ganaletas, Pio und alle Gefängniſſe überfüllt, ſo daß man die Gefangenen jetzt nach Montjouy, in die fürchterlich kalten Souterrains ſchleppt, wo freilich noch ſehr viel Raum iſt. Der Platz San-Jaime, das Thor Angel, das Quartier de los Estudios waren krenelirt, verpalliſadirt und mit Kanonen beſetzt. Jeder Bürger und noch mehr der Fremde riskirt täglich die Viſite des Mozo di Escudro, um auf den leichteſten Verdacht in's Gefängniß zu wandern; mehr als 2000 Perſonen ſind bereits eingeſperrt. — Ich weiß nicht, ob dieſe treue Schilderung, an den Orten der Begebenheiten entworfen, ſehr einladend iſt, aber ich fühle, daß, wer von fernen Reiſen auch nichts Anderes, als die Ueberzeugung in die Heimath zurückbringt, daß es ſich zu Hauſe doch auch leben laſſe, daß unſer friedlicher Zuſtand viel Annehmlichkeiten habe, die wir in der Fremde entbehren müſſen, nicht ganz umſonſt ſein Geld und ſeine Zeit verwendet hat.

Dieſer Zeitungsbericht kam gerade zur rechten Zeit nach Breslau, um meine Freunde und Verwandten zu beruhigen, da die Nachricht von meinem Tode allgemein verbreitet war. Das Journal des Débats hatte nämlich

unter dem 2. Dezember gemeldet, daß der primer Gaditano auf der Reiſe von Marſeille nach Cadix geſtrandet ſei. — Unterdeß befand ich mich, beſonders auf der Reiſe und auch noch die erſte Zeit nachher, beſſer, als ſeit Jahren. Wir gingen und fuhren viel ſpazieren. Pau hat herrliche große Plätze und vor allen ſchöne Spaziergänge an der Gave. Der ſchönſte Weg auf trefflicher Chauſſee iſt der nach den Bergen und Bädern von Eaux Bonnes, an den berühmten Weinbergen von Jurançon vorbei. Der Wein dieſer Hügel, wie der am Gaye wurde ſonſt nur von den Fürſten Bearn's getrunken, oder von denſelben an befreundete hohe Herren zum Geſchenk gemacht. In den kleinen Weinhügeln, die den Vin de Gaye geben, waren Schildwachen geſtellt, damit auch nicht eine der koſtbaren Trauben abhanden käme. Dieſer Nektar wird an Ort und Stelle die halbe Flaſche für 10 Franken verkauft, er verliert aber ſo ſehr durch den Transport, daß man ihn nicht gern verſendet.

Alle Montage iſt in Pau Markt; man wird gut thun, an dieſen Tagen keinen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen; nicht nur ſind bei der ſtarken Viehzucht Bearn's oft alle Wege durch Viehherden geſperrt, es verſammeln ſich auch Hunderte von Bettlern aus der ganzen Gegend und belagern die Brücke von Jurançon, denn ſo weit geht ihre Herrſchaft nur, da in

der Stadt das Betteln ſtrenge verboten iſt. Dieſe Herden ſogenannter Bettler, von denen kürzlich einer ſeine Tochter mit 10,000 Franken ausſtattete, ziehen es vor, in Lumpen gehüllt, mit allerlei zur Schau ausgeſtellten Schäden aus dem wirklichen oder erheuchelten Elend ein Gewerbe zu machen, als in Hoſpitälern ein leidliches Unterkommen zu ſuchen.

Wenn man die Märkte Pau's beobachtet, ſo wird man ſich über die große Menge von Vieh wundern, die feil geboten wird, aber es giebt viel mehr Verkäufer als Käufer, und die Klagen der erſteren über den Mangel an Abſatz ſind allgemein, ſo daß man für dieſen Zweig der Landwirthſchaft, der von jeher den Hauptreichthum Bearn's ausmachte, beſorgt ſein muß. Deshalb hat ſich die Regierung in neueſter Zeit veranlaßt gefunden, zur Ermunterung der Viehzucht Preiſe auszuſetzen. Dieſe Maßregel allein dürfte wenig nützen, wenigſtens ſieht man, daß die hieſige Maulthierzucht, die großen Gewinn bringt, ohne alle Ermunterung der Regierung im raſchen Fortſchreiten begriffen iſt, während die Pferdezucht, die alle nur erdenklichen Begünſtigungen von Seiten der Regierung genießt, trotz aller vortrefflichen Weiden der hieſigen Gegend nicht in Aufnahme kommt, da die Maulthiere mehr geachtet ſind, höher im Preiſe ſtehen und mehr Abſatz, namentlich auf den Märkten Spaniens, finden.

Wenn im Norden die untern Klaſſen aus Eigenliebe ihre Nationaltracht oft für neue Moden hingeben, ſo geſchieht im Süden das Umgekehrte aus gleichem Grunde. Die Eigenliebe der Bäuerinnen Bearn's gewinnt ſehr viel durch Beibehaltung eines alterthümlichen Kopfputzes, den ſie Capulet nennen. Dies Capulet iſt ein meiſt wollenes Tuch mit dunkelfarbiger Einfaſſung, es liegt flach über dem Kopfe, fällt über den Rücken und ſchützt Kopf und Nacken gegen Regen, Kälte und Sonne; auch zum Tragen von ſchweren Gegenſtänden auf dem Kopfe leiſtet es, zuſammengelegt und als Unterlage verwendet, gute Dienſte; bei Reichen iſt es oft mit Seide gefuttert und von bunten Farben. Das Capulet, unter welchem das ſchwarze Auge hervorleuchtet hat etwas Pikantes und durchaus Originelles, es erinnert an die Mantille der Spanierinnen und zeigt franzöſiſche Grazie durch ſpaniſches Feuer gehoben. Eine andere Eigenthümlichkeit der Landleute iſt die Art, wie ſie ihre Zugochſen anſpannen und ankleiden. An den meiſt zweirädrigen Wagen werden nämlich die Ochſen ohne Stränge blos durch einen ſtarken Lederriemen mit dem Nacken an die Deichſel, die ein Querholz hat, angeſchnallt. Der Führer hat die Thiere mit leichter Mühe in ſeiner Gewalt, weil ſie keine freie Bewegung mit Kopf und Nacken machen können, es iſt aber ein grauſames Verfahren, bereitet

den Thieren viele Qual, macht den Nacken ſteif. Da die Thiere, ſo angeſpannt, der Fliegen ſich wenig erwehren können, ſo iſt ihnen eine große Leinewanddecke, die bis an die Mitte der Füße reicht, übergehängt, und um den Anzug komplet zu machen, haben ſie auf dem Kopfe einen Schaafpelz, wahrſcheinlich nach dem Glauben vieler ſüdlichen Völker, daß dasjenige, was gegen die Kälte ſchütze, gleichmäßig die übergroße Hitze abhalte. Dies Pelzwerk giebt den Thieren das Ausſehen, als wären ihnen Perücken aufgeſetzt, und kam mir jederzeit komiſch vor. Ebenſo ungewöhnlich iſt der Aufzug der Führer, die bei ſchlechtem Wetter anſtatt des Mantels eine große wollene Decke überhängen, in deren Mitte ein Schlitz eingeſchnitten iſt, durch den ſie den Kopf ſtecken; eine ſonderbare Mode, die auch bei den Poſtillonen der Umgegend in Gebrauch iſt.

Das Wetter begünſtigte uns fortwährend und faſt ohne Ausnahme; während alle Nachrichten aus dem Vaterlande von ſtarkem Froſt und vielem Schnee ſprachen, war die Luft ſo mild, daß ich viel auf dem Balkon ging, las und ſchrieb. In unſerm Garten ſtanden ſchon vor Weihnachten grüne Schoten, blühende Aurikeln und Roſen, hinter demſelben gingen die Kühe auf der grünen Weide. Freilich lag der Schnee ſchon tiefer auf den Bergen vor uns, die Wölfe kamen ſcharenweiſe aus den

Bergen bis in die Dörfer, ſelbſt einzelne Bären ſtiegen bergab in die Thäler. Als vor einigen Tagen ein ſtarker Schnee im Gebirge gefallen war, wurde der Markt von Pau mit einer ungeheuern Menge von Schnepfen, die ſich in den Weinbergen ſehr zahlreich aufhalten, überfüllt; es waren deren an einem Tage nicht weniger als 1200 Stück angekommen und das Stück wurde zu 2 Sous, etwas weniger als 1 Silbergroſchen, verkauft. In Pau ſelbſt fiel nur einmal, Anfang März, ein ſehr ſtarker Schnee, aber er blieb nicht lange liegen und bewährte das altbearner Sprichwort: Der Februar-Schnee hat zwar Flügel in Bearn, aber keine Füße.

Unterdeß hatten wir uns eingerichtet, fühlten uns heimlich und fingen an Viſiten zu machen; wir beſuchten weniger die engliſche Geſellſchaft, von der wir, ohne Viſiten zu machen, auch wohl ohne präſentirt worden zu ſein, eingeladen wurden. Die Geſellſchaften ſind ſich von einem Ende Europa's zum andern ziemlich gleich und iſt nicht viel davon zu ſagen. Mit beſonderem Wohlwollen kam uns der ſehr freundliche Präfekt Azevedo entgegen. Komiſch war es jedoch, als er uns einmal beſuchte und mich zufällig vor einer großen Karte von Deutſchland fand, daß auch der ſehr verſtändige Mann auf das allbeliebte franzöſiſche Thema der natürlichen Rheingrenzen kam. Er fragte mich über die verſchiedenen Enclaven

Preußens, und da ich ihn auf die allerentfernteſte Beſitzung, auf Neufchatel aufmerkſam machte, glaubte er, ich wollte ihm das linke Rheinufer in die Zähne rücken. Dies quid pro quo gab denn Gelegenheit zu einer nochmaligen Beſprechung des Gegenſtandes; er dachte darüber wie die Franzoſen aller Farben und Meinungen. Dieſer Punkt iſt, glaub' ich, der einzige in der Politik, über den alle Franzoſen einig ſind, wobei ſie denn nicht leicht Widerſpruch vertragen und ſehr leicht in Zorn gerathen. Schon Polybius ſagt: die Gallier werden im Zorn nicht von der Vernunft geleitet, und die Franzoſen gleichen hierin ihren Vorfahren. Wenn die beiden Meere, die Pyrenäen und Alpen die natürlichen Grenzen Frankreichs bilden, ſo iſt dies mit dem Rheine gewiß nicht der Fall. Ein großer Strom iſt eine unnatürliche Grenze, das wiſſen heut zu Tage Kinder, lernen es wenigſtens in der Schule. Denn ein großer Strom trennt niemals gebildete Nationen, ſondern verbindet dieſelben durch Sprache und Sitte; große Ströme ſind auch zugleich die großen Handelsſtraßen gebildeter Nationen. Nur Barbaren werden durch ſie getrennt, ſo die alten Gallier von den Germanen zur Zeit Cäſars durch den Rhein, weshalb Cäſar denn auch feſte Plätze an den Ufern deſſelben anlegte, um die Grenzen mehr zu ſichern. — Schon Hannibal ging mit ſeinen Elephan-

ten ohne Brücken über den reißenden Rodan. Freilich überschritt er auch die Pyrenäen und Alpen, aber er hielt sich möglichst nahe dem Meere, Angesichts seiner Flotte, ohne die er den Uebergang schwerlich gewagt hätte. Also Berge, nicht Flüsse, bilden die natürliche Grenze, demnach sind Frankreichs natürliche Grenzen gegen Deutschland die Ardennen und das Jura Gebirge, soweit reicht auch die deutsche Zunge. Elsaß und Lothringen waren länger deutsch, als sie französisch sind. Wenn den Franzosen der Rhein die natürliche Grenze ist, weshalb haben sie dieselbe so wenig geachtet? Die fixe Idee der Rheingrenze ist ihnen überhaupt erst gewachsen, nachdem wir unser altes Eigenthum wieder in Besitz genommen haben; aber der Appetit, sagt das bekannte französische Wort, kommt während des Essens, es ist daher Hundert gegen Eins zu wetten, daß, wenn die Franzosen die Rheingrenze erst erworben hätten, sie diese so wenig als früher achten und ein ferneres Gelüst nach deutschen Landen hegen würden.

Die fortwährende Ruhe bekam mir trotz des sehr milden Winter-Wetters zuletzt gar nicht. Im Januar konnte ich wenigstens noch ausfahren, im Februar mußte ich mich mit der Sonne auf dem Balkon begnügen. Wenn Leiden reinigen und bessern, wie mir oft gesagt wurde, so muß ich einer der saubersten und besten Men-

ſchen ſein. Ob ich gleich bei den körperlichen Leiden noch nie, ſo wenig wie bei allen andern, trotz aller Veranlaſſung, den Muth verloren habe und ſo heiter geblieben bin, wie in den „luſtſchimmernden Tagen meiner Jugend", ſo wünſche ich doch nicht ſo ganz vorzugsweiſe der Liebling der Götter zu ſein*), die bekanntlich die am meiſten peinigen, die ſie am meiſten lieben! Ich halte mich bei großem Schmerz an Göthe's köſtliches Wort: „wir erzeigen Freunden und Feinden die größte Wohlthat, wenn wir ihnen im Beiſpiele darthun, was der Menſch alles ertragen kann." Ich habe immer geglaubt, ich würde nur deshalb, trotz aller körperlichen Leiden erhalten, damit mir meine Geduld zuletzt rechtſchaffen vergütet werde, eine Prämie, die freilich ſchon 10 Jahre auf ſich warten läßt. Nur Eins kann mich zuweilen ungeduldig machen, das ſind die guten Rathſchläge, die faſt ohne Ausnahme Jedermann, der ſich mir auf zehn Schritte naht, zu geben ſich angelegen ſein läßt. In einer Woche — ich hatte mir einmal boshaft vorgenommen, durch einen Monat alle mir in dieſer Zeit ge-

*) Deus non vult mortem peccatoris, sed magis ut solvat et vivat. Stefano Infusera.

— — il faut en ce monde souffrir et endurer, qui vivre y veut, et les hommes chacun selon son état, avoir moult de tribulations, confortez vous en ce et endurez et portez patiemment. Les chroniques de Sire Jean Froissart.

gebenen Vorſchläge aufzuſchreiben, hielt es aber nur acht Tage aus — wurden mir 20 verſchiedene Aerzte und Kuren, 14 verſchiedene Mineral-Bäder für den nächſten Sommer empfohlen. Der Eine wollte mir einen Magnetiſeur bringen, ein Anderer einen Schäfer, der Dritte eine Frau, die ſchon Vielen, verſteht ſich im Geheimen, geholfen. Der empfahl mir ein Schwanen-, Jener ein Katzenfell, ein Dritter Krampfringe, wilde Kaſtanien um den Hals, Muskatnüſſe in die Kleider genäht, ein gewiſſes rothes Band um den Hals zu tragen, viel Sauerkraut zu eſſen; faſt Jeder findet mich eigenſinnig, weil ich nicht gerade ſeinem Rathe folge und lieber dem meines bewährten Arztes; darin iſt doch, nach Hamlets bekanntem Ausſpruche über die Narrheit, wenigſtens Methode. Ich wäre längſt Millionär, wenn mir jeder gute Rath nur einen einzigen Louisd'or gebracht hätte, denn wahrlich ich finde das altſpaniſche Sprichwort für Rathgeber, oder vielmehr gegen dieſelben, vortrefflich: da mi dineros, y non conseio.

Unſer Haus wurde ein wahres Unglückshaus; nachdem ich lange kränkelte, ſtarb in demſelben gerade über uns ein alter Privat-Sekretär Karls X. und gleich darauf ein auf demſelben Flure wohnender Advokat aus Bremen. Auch der Prinz wurde zuletzt bedenklich krank, bekam, kaum hergeſtellt, auf unſerer Rückreiſe in Bor-

deaux einen Rückfall und ſtarb wenige Monate darauf in Rudolſtadt — das einzige Kind ſeiner fürſtlichen Eltern, die Hoffnung des Landes, deſſen Bewohner ihn, und mit vollkommenen Rechte, ſehr liebten, wie die herzlichen und freiwilligen Beweiſe der Anhänglichkeit zeigten, die ihm bei ſeiner Heimkehr in Rudolſtadt gebracht wurden. Niemals im Leben habe ich einen rückſichtsvolleren und wohlwollenderen Reiſegefährten gehabt, und obwohl er gelegentlich ſeinen eigenen Willen hatte und auch geltend zu machen wußte, ſo nöthigte doch ſeine überaus gutmüthige und aus dem Herzen kommende Weiſe, ihn bei jeder genaueren Berührung mehr hoch zu achten und zu lieben.

Fortwährende Krankheit, die mich an die Stube feſſelte, trieb mich zum Fleiße, zu literariſcher Thätigkeit an. Hierbei kam mir beſonders die große Freundlichkeit des Baron Montbreton zu Statten, eines bekannten franzöſiſchen Literaten, der früher Präfekt in Rom und an andern Orten war; ſeine Bibliothek, die mir jeder Zeit offen ſtand, iſt beſonders reich an den ältern franzöſiſchen Chroniken. Vor allen Dingen ſtudirte ich mich gründlich in das Vorbild aller Chronikenſchreiber, Froiſſard, und war bald vertraut mit dem Alt-Franzöſiſchen. Ueber die Geſchichte von Languedoc, Rouſſillon, Navarra und Bearn fand ich intereſſante und lehrreiche Aufſchlüſſe.

In den Pyrenäen intereſſirte mich Alles, was mit denſelben in Bezug ſteht, beſonders das Geſchichtliche, wie mir denn auch zuletzt les Contes de la reine de Navarre in die Hände kamen.

Margarethe von Valois, die berühmte Schweſter König Franz I. von Frankreich, iſt nicht zu verwechſeln mit ihrer etwas leichtſinnigen Namensſchweſter, der erſten Gemahlin Heinrich's IV.; ſie war die gebildetſte Frau ihres Jahrhunderts, eben ſo ſchön als geiſtreich und liebenswürdig. Die galanten Pariſer nannten ſie die vierte Grazie, die zehnte der Muſen, la marguerite des Marguerites, und da la marguerite bekanntlich die Blume Maaßlieb, das Tauſendſchön iſt, ſo ließe ſich das vielleicht durch: die Perle der Perlen überſetzen. Margarethe hatte wenigſtens Alles um zu gefallen, ſelbſt das Verlangen dazu. Sie war keine Feindin jener Galanterie, die eine ernſte Philoſophie leicht oder leichtſinnig und eine fortgeſetzte Täuſchung der Sinne nennt. Sie hatte jenen freien Geiſt, der nicht unverträglich mit der Sitte iſt, obgleich er das Ehrwürdige nicht immer ehrwürdig behandelt und die ſtrenge Tugend oft lächerlich zu machen geneigt iſt. Sie war, wozu ihr königlicher Bruder nur den Namen hergab, die Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften am franzöſiſchen Hofe, die Freundin Leonardo da Vinci's und Benevenuto Cellini's, und dem letzteren

ward ſein Aufenthalt in Frankreich verleidet, als Margarethe ſeltener nach Paris kam. Franz I. hatte ſie nämlich im Jahre 1527 an ſeinen Freund, den König Heinrich II. von Navarra, verheirathet, der mit ihm bei Pavia gefochten und mit ihm dort gefangen genommen wurde. Als Margarethe erfuhr, das König Franz in Madrid lebensgefährlich erkrankt ſei, reiſte ſie dahin, ihn zu pflegen. Zugleich war ſie aber auch thätig, ihn in Freiheit zu ſetzen; ſie trat mit Kaiſer Karl — obgleich ein franzöſiſcher Geſandter an deſſen Hofe war — in Verbindung und ward ſogar in geheimer Rathsverſammlung zugelaſſen. Sie erſchien, 22 Jahr war ſie alt, im vollſten Glanze der Jugend und Schönheit; die Granden bewunderten ihren Verſtand, die Art wie ſie des Kaiſers Härte tadelte. Aber ſelbſt dieſer war von ihr entzückt, und rief voll Bewunderung aus: „das iſt keine Frau, das iſt ein Wunder der Natur.“ Margarethe verſuchte, nicht ohne Erfolg, Einige aus der nächſten Umgebung des Kaiſers in ihr Intereſſe zu ziehen, Karl fing an ſie zu fürchten, er wollte ſie arretiren laſſen, um aber das Anſehen offener Gewalt zu vermeiden, gab er ihr zu Ehren glänzende Feſte und hoffte, ſie würde darüber die Zeit verſtreichen laſſen, die er ihr für ein freies Geleit in Spanien bewilligt hatte. Der verrätheriſche Connetable von Bourbon an Karl's Hofe

ward in das Geheimniß gezogen; ein heftiger Verehrer der Fürſtin, ließ er ſie im Geheim warnen. In demſelben Augenblicke, denn ſie hatte nur noch vier Tage Zeit, warf ſie ſich auf ein Pferd und erreichte wenige Stunden vor Ablauf ihres freien Geleits den franzöſiſchen Boden, von wo ſie dem Kaiſer einen bitteren Brief voll gerechter Vorwürfe ſchrieb. Sie war in Frankreich, wo ſie während der Gefangenſchaft ihres Bruders das Staatsruder führen half, angebetet, ſie ward es auch bald in Bearn und Navarra. Heinrich und Margarethe fanden hier überall das Elend und die Verwüſtung des Krieges, das Land unbebaut. Sie ließen mit großen Koſten aus der Bretagne Gärtner und Weinbauer kommen und bald gewann Alles unter ihren Augen eine neue Geſtalt. Ihre Domaine Tout-y-croit*) ließ ſie mit großem Erfolge urbar machen und zu einer Muſterwirthſchaft einrichten und bebauen, und dies Beiſpiel wirkte. Der Park, die ſogenannte Plante de Pau, war durch ſeine Anlagen zur Zeit Margarethens weit und breit berühmt. Unter den Geſetzen, welche Margarethe zum Schutz dieſes ihres Lieblingsaufenthaltes

*) Dieſe prächtige Domaine ſchenkte die Königin Johanna d'Albret ihrem Arzte Arnaud de Caſeaur für die Abgabe von zwei Hänflingen, die der jedesmalige Beſitzer jährlich am 1. Januar ſelbſt auf das Schloß von Pau bringen mußte.

gab, iſt eins, welches grauſam erſcheint. Es beſtraft Diejenigen mit Ruthenſtreichen, welche Blumen und Früchte aus dem Parke, den Feldern entwenden oder dieſe beſchädigen. Ein ähnliches Geſetz ward in Rom in den erſten Zeiten der Republik gegeben. Die Gründe dieſer Geſetze waren hier und dort dieſelben. Es war der erſte Schutz, den man dem aufblühenden Feldbau gewährte, indem man die Früchte der Betriebſamkeit unter die Geſetze ſtellte. Die Gartenkunſt war in Europa faſt unbekannt. Margarethe erſchuf Gärten, namentlich in Pau, die lange als die erſten der Welt angeſehen wurden, und das Volk folgte ihrem Beiſpiele, überall im Lande entſtanden Gärten, der Luxus der Herrſcher gab den Unterthanen ein nützliches Vorbild. Eine ſehr große und neue Quelle des Wohlſtandes für Bearn war die Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich. Nachdem Franz I. Melanchthon und Calvin gehört und geehrt und die Proteſtanten öffentlich gegen Kaiſer Karl V. unterſtützt hatte, wollte er ſie in Frankreich unterdrücken. Dieſes zweideutige Betragen und ſein Concordat mit Rom legten den erſten Grund zu den blutigen, wenig ehrenhaften Scenen ſeiner nächſten Nachfolger. Margarethe, die nur mit Widerwillen die damalige tiefe moraliſche Verſunkenheit ihres Klerus ertrug, begriff eines Theils die Nothwendigkeit der Reform, andern Theils

die Vortheile, welche Bearn aus der Aufnahme der wegen ihrer Religions-Meinungen aus Frankreich Vertriebenen ziehen konnte. Die Ankunft derſelben entfernte die Kardinäle von Foix und Grammont von ihrem Hofe, dieſe unüberlegte Entfernung ermuthigte die Reformatoren. Die aufgeklärteſten unter ihnen waren Le Fèvre d'Etaples, einer der größten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, und Rouſſel, Profeſſor der Pariſer Univerſität. Beſonders der Letztere, ein Mann von reinen Sitten, uneigennützig, arbeitſam und thätig, erhielt das vollkommenſte Vertrauen der Königin. Er mußte nach einem ſchalkhaften aber ausdrücklichen Befehle der Königin ſeine geiſtliche Kleidung beibehalten und darin auf ihrem Schloſſe predigen, ja ſie ernannte ihn ſogar ſpäter zum Biſchof von Oleron. Es ſchien ihr originell, einen Mönch gegen den Papſt predigen zu hören und einen Ketzer durch dieſen zum Biſchof ernennen zu laſſen. In ganz Navarra verbreitete ſich die neue Lehre mit unglaublicher Schnelle; Margarethen's Gemahl wollte zwar nicht zu weit gehen, umſonſt aber ſtemmte er ſich gegen den zu allgemeinen Ausbruch der Reformation in ſeinen Staaten. Wenn man dem freilich nicht immer glaubwürdigen Brantôme glauben darf, ſo gab er ſogar bei einem dieſer religiöſen Zwiſte der Königin Margarethe eine Ohrfeige. Aber Margarethe blieb

den Fortſchritten der neuen Lehre zugethan und der reformirte Biſchof bis zu ſeinem Tode 1549 auf ſeinem Sitze. — Die Heftigkeit des Königs in Religionsſachen war in dieſer Zeit nichts ungewöhnliches. Auch Rouſſel hatte ſich mit Calvin, der einige Zeit in Pau verweilte, ſehr bald veruneint. Rouſſel wollte, wie er ſagte, das Haus Gottes reinigen, nicht verbrennen. Ein heftiger Briefwechſel voll gemeiner Schimpfworte ward durch Margarethen's Vermittelung geendigt. Um der Königin Religionsanſichten ganz kennen zu lernen, muß man wiſſen, daß ſie nicht nur fleißig die Bibel ſtudirte, ſondern auch Komödien daraus ſchrieb, die ſie auf dem Schloſſe zu Pau aufführen ließ und denen es nicht an beißenden Epigrammen gegen den Papſt fehlte. Die Bannbulle Julius II., welche ihren Vorfahren den größten Theil Navarra's koſtete, hatte den Königen von Navarra keinen ſehr kindlichen Gehorſam gegen den römiſchen Hof eingeflößt, und wenn der Papſt alle Könige ſeine Söhne nennt, ſo mußten offenbar die Könige von Navarra als enterbte Söhne betrachtet werden. Endlich ſchrieb Margarethe mit boshafter Feder öffentlich gegen die Geiſtlichen und machte ſie in den Contes de la reine de Navarre lächerlich. Dieſe ſind im Stile von Boccaccio's Decamerone geſchrieben, aber mit feiner Galanterie. Einige deutſche Schriftſteller haben, ohne

die Quelle anzugeben, aus dieſen Erzählungen geſchöpft. So iſt Langbein's Gedicht „Backel und Schmolke" aus der 34., und Bürger's „Büßende" aus der 32. Novelle genommen. Eine der launigeren Bemerkungen, womit ſie jede Erzählung zu ſchließen pflegt, iſt bei Gelegenheit der letzt erwähnten Novelle angebracht, als vom Todtenkopfe die Rede iſt, der der Büßenden als Trinkgeſchirr dient: si toutes celles à qui pareille chose est arrivée buvaient à de semblables vaisseaux, je crains fort, qu'il y auroient bien des coupes de vermeil qui deviendraient têtes de morts.

Zur Probe gebe ich eine dieſer Erzählungen, aber nur aus flüchtiger Erinnerung. Nur das altfranzöſiſche, überaus ſchöne Gedicht habe ich in Pau abgeſchrieben und es ſo treu und wörtlich als möglich überſetzt; mir gefällt aber der franzöſiſche Text um Vieles beſſer, deshalb füge ich meiner Ueberſetzung, den Urtext hinzu.

Zur Zeit, als die Mauren den größten Theil Spaniens im Beſitze hatten, herrſchte eine junge und liebenswürdige Königin auf Caſtiliens Throne. Von Nah und Fern bewarben ſich Ritter und Fürſten um ihre Hand; man ſah an ihrem Hofe zugleich griechiſche und ungariſche Fürſten, engliſche und franzöſiſche Ritter, Zegri's und Abenceragen — die erſten Geſchlechter der Mauren Granada's — mit einem Worte die ritterlichſten Blüthen des Morgen- und Abendlandes. Tourniere, Jagden, eine

Feſtlichkeit reihete ſich an die andere und machte den Hof Toledo's zu dem glänzendſten ſeiner Zeit. Jedes Feſt aber verſchönte die Minne hundertgeſtaltig, und nach der Sitte der Zeit hatte jeder Ritter ſeine Dame, unter deren Farben er kämpfte. Nur ein Ritter, und nicht der geringſten einer, verſchmähte ſolche Zeichen, und je mehr er ſich früher bei ernſter Gelegenheit und jetzt in allen ritterlichen Spielen ruhmvoll ausgezeichnet hatte, je auffallender war ein Benehmen, welches den Sitten der Zeit und noch mehr den des galanten caſtiliſchen Hofes widerſprach. Manches Edelfräulein grämte ſich wohl auch darüber im Stillen, bis endlich der ganze Hof aufmerkſam auf dies Betragen wurde und die Damen ihre Herrin vielfach angingen, den Grund ſolcher Sonderbarkeit zu erfragen. Dies that die Königin und der Ritter geſtand, daß er im Geheim eine Dame verehre, die er auf ausdrücklichen Befehl der Herrſcherin bei der nächſten Jagd derſelben zu zeigen gelobte. Der Tag erſchien und mit ihm der Ritter in überaus prachtvollem Jagdkleide, und als die Jagd beendet war und er ſein Verſprechen nicht gehalten, zürnte die Fürſtin, aber der Ritter, indem er ſie vom Pferde hob, öffnete ſein koſtbares Gewand und die Königin ſah in einem Spiegel vor ſeiner Bruſt ihr eigenes Bild. Sie ſchien an dem Daſein einer Neigung zu zweifeln, von der ſie nie eine

Ahnung gehabt; der Ritter aber behauptete, ſie ſeit ſieben langen Jahren im Herzen zu tragen und alle ſeine Thaten nur für ihre Ehre und zu ihrem Ruhme vollbracht zu haben, und eben ſo lange ſei er von tiefer Ehrfurcht abgehalten worden, durch Blicke oder Worte ſeine Neigung zu bekunden. Die Königin wollte oder konnte an ſolche Minne nicht glauben, ſchien aber doch endlich von der Wahrheit derſelben überzeugt; ſie zog einen Ring vom Finger und indem ſie dem Ritter die eine Hälfte davon gab, ſagte ſie: er ſolle eine ſolche Liebe beweiſen durch die That, durch Dulden und Schweigen und nach ſiebenjähriger Entfernung möge er, als Erkennungszeichen ihres Ringes Hälfte vorzeigend, des Lohnes gewärtig ſein. Betrübt und ſchweigend entfernte ſich der Ritter, aber es ſchien, als habe mit ihm zugleich alle Freude den Hof verlaſſen; mehr als eine Dame vermißte den guten Ritter und bald auch reuete die Königin der ſtrenge Befehl. Vergebens ließ ſie zuerſt im geheimen, und dann öffentlich ſeinen Aufenthalt erforſchen; die Sehnſucht der Königin wuchs mit der Zeit ſeiner Abweſenheit, endlich erſchien der Tag der erlaubten Rückkehr. Die Königin, deren Neigung ſeit geraumer Zeit kein Geheimniß mehr war, ging an dem erſehnten Tage in aller Frühe, in feierlicher Prozeſſion, in ihre Kapelle, dem Himmel ihr Dankgebet darzubringen; der ganze Hof begleitete ſie.

Auf dem Wege dahin wurden ihr, wie es bei ſolcher Gelegenheit gebräuchlich war, allerlei Bittſchriften zugeſtellt; unter den Bittſtellern zeigte ſich auch ein Eremit in Kutte und langem Barte, und als die Fürſtin deſſen Bittſchrift öffnete, fiel ihr die Hälfte ihres Ringes entgegen; die Schrift enthielt das nachſtehende Gedicht, durch welches der Ritter für immer von ihr Abſchied nimmt. Umſonſt ließ die Königin ihn aufſuchen, auf ſchnellem andaluſiſchen Pferde war er entflohen und keine Spur von ihm aufzufinden.

Die Zeit gab mir durch ihre Wunderkraft
Von wahrer Liebe rechte Wiſſenſchaft;
Die Zeit, die mich gebannt von Dir ſo weit,
Gab für die Liebe mir die rechte Zeit,
Damit der Zweifelnden ward offenbar,
Was Liebe nicht erkannt, die Zeit macht's klar.
Es wird die Zeit in Wahrheit Dir nun zeigen,
Wie ich geliebt, und wie ich Dir zu eigen,
Wie ich durch Schauen nicht die Lieb' erkannt
Und wie ich Liebe nur im Glauben fand.
Die Zeit hat mich belehrt, worauf gebaut
Mein liebend Herz, weshalb ich Dir vertraut;
Ich traute Deiner Schönheit ohne Gleichen,
Der nichts als Deine Grauſamkeit muß weichen.

Die Zeit lehrt mich, daß Schönheit leicht vergänglich
Daß Grauſamkeit beglückt mich überſchwenglich.
Nur als die Schönheit mich ſo fern gebannt,
Hab' ich, was wahre Liebe ſei, erkannt;
Denn als ich nicht mehr Deine Schönheit ſah,
Fühlt' ich die Grauſamkeit mir doppelt nah.
Dein harter Spruch hat mich von Dir geſchieden,
Ich danke Dir, mir ward dadurch der Frieden!
Die Zeit durch ſanftes milderndes Erbarmen
Beruhigte den ganz Verlaſſ'nen, Armen,
Da ſuchte ich und fand in mir das Glück
Und ſehne mich nicht mehr zu Dir zurück;
Auch kam ich nicht, um altes Leid zu klagen,
Nur Dir mein letztes Lebewohl zu ſagen.
Die Zeit ließ mich, was Liebe ſei, erkennen,
Ich mußte arm, beklagenswerth ſie nennen;
So durch die Zeit hab' ich die Zeit bedauert,
Die ich ganz hoffnungslos an ſie vertrauert.
Ich folgte blinder Liebe ganz unſinnig,
Mein beſſ'rer Sinn bedauert das herzinnig,
Der Himmel ließ vom Traume mich erwachen,
Um höh'rer Liebe würdig mich zu machen.
Durch ſieben Jahre hab' ich die gepflegt
In Einſamkeit, die Du mir auferlegt;
Da fühlt ich mich durch Dulden und durch Schweigen

Vom Irrwahn frei, der wahren Liebe eigen.
Ihr hab' ich mich für alle Zeit ergeben,
Für ew'ge Zeit und für ein ew'ges Leben;
Zu aller Zeit wird es mir ſchön erſcheinen,
Mich ihrem Dienſt zu weihen, nicht dem Deinen.
Denn da Du meine Liebe nicht geſchätzt,
So hab' ich Dich verlaſſend nicht verletzt;
Du ließ'ſt den Tod für Liebe mich erleiden,
Da floh ich Dich, das brachte ew'ge Freuden.
Jetzt durch die Zeit, die Hilfe milder Triebe,
Ward ich geheilt von jener edlen Liebe,
Die ſo beſtändig iſt, ſo ganz vorzüglich,
Wie jene flüchtig, gleich dem Wind betrüglich.
Die gab ich ohne Zeugen Dir zurück
Und will und mag von ihr und Dir kein Glück.
Die andre Liebe, dauernd und vollkommen,
Hat ganz und gar mich in Beſitz genommen;
Ich kann, da ſie als Lebensziel erſchienen,
Nicht ferner Dir, noch Deinen Göttern dienen.
Abſchied nehm' ich von Schmerzen, Pein und Leid,
Von all' der tief empfund'nen Grauſamkeit,
Von ungezähmter Leidenſchaft Gewalt,
Von Dir, von Deiner reizenden Geſtalt,
Von aller Treue, die ich Dir gezeigt,
Von jedem Kummer, der mich tief gebeugt,

Ich ſage Dir und all' der Höllenqual
Ein Lebewohl für ein und allemal;
Doch ſag' ich nicht, wohin ich werde geh'n,
Und niemals werden wir uns wiederſeh'n! —

Le temps m'a fait, par sa force et puissance,
Avoir d'Amour parfaite connaissance;
Le temps après m'a été ordonné
En tel travail durant ce temps donné,
Que par le temps l'incrédule a pu voir
Ce que l'Amour n'a pu faire savoir.
Le temps lequel avait fait l'Amour naitre,
Va dans mon coeur le faire enfin paraitre
Tout tel qu'il est. C'est pourquoi le voyant,
Ne l'ai connu tel comme en le croyant:
Le temps m'a fait voir sur quel fondement
Mon coeur voulait aimer si fortement,
Ce fondement était votre beauté
Qui cachait grande cruauté.
Le temps m'apprend que la beauté n'est rien,
Et que la cruauté est cause de mon bien;
Partant je suis de la beauté chassé,
Dont les regards j'avais tant pour chassé:
Ne voyant plus votre beauté que j'aime,
J'ai mieux senti votre rigeur extreme.

A votre ordre cruel j'obeis cependant,
Et je m'en tiens très-heureux, très-content,
Vu que le temps qui produit l'amitié,
A eu de moi par sa longeur pitié,
Et me faissant un si honnête tour.
Que je n'ai point souhaité le retour,
Fors seulement pour vous dire en ce lieu
Non un bonjour, mais le dernier adieux.
Le temps m'a fait voir l'amour pauvre et nu,
Tout tel qu'il est, et doù elle est venu.
Et par le temps j'ai le temps regretté,
Autant et plus que j'avais souhaité,
Conduit d'amour qui aveugle mes sens,
Dont rien de lui fors regrets je ne sens.
Mais en voyant cet amour décevable,
Le temps m'a fait voir l'amour veritable,
Que j'ai connu en ce lieu solitaire,
Ou par sept ans m'a fallu plaindre et taire.
J'ai par le temps connu l'amour d'en-haut,
Lequel connu, soudain l'autre défaut:
Par le temps suis du tout à lui rendu,
Et par le temps de l'autre defendu;
Mon coeur, mon corps lui donne en sacrifice
Pour faire à lui et non à vous service.
En vous servant rien m'avez estimé,

Et j'ai le rien en offensant aimé.
Mort me donnez pour vous avoir servie,
Et le fuyant il m'a donné la vie.
Ou par ce temps Amour plein de bonté,
Par l'autre Amour si soumis, si dompté,
Que mis à rien s'est couverti en vent;
Qui fut pour moi trop doux, trop décevant.
Je vous le rends tout entier sans témoin,
N'ayant de lui ni de vous nul besoin;
Car l'autre Amour et parfaite et durable
Mattache à lui d'une attache immuable.
A lui je vais, là me veux affermir;
Sans plus ni vous, ni votre Dieu servir.
Je prends congé de cruauté, de peine,
Du vrai tourment, du mépris, de la heine,
Du feu brûlant dont vous êtes remplie,
Du même qu'en beauté vous êtes accomplie:
Je ne puis mieux dire adieu à tous maux,
A tous malheurs, et accablants travaux,
Et à l'enfer de l'amoureuse femme,
Qu'en un seul mot vous dire adieu, Madame,
Sans nul espoir qu'où je sois, ou soyez,
De vous revoir, ou que vous me voyiez.

VI.

Die Pyrenäen.

VI. Die Pyrenäen.

Der Grenzſtein ſteht ſehr ſchön zwiſchen den Feldern zweier Brüder.

Dchenart's baskiſche Sprichwörter.

In drei Epochen meines Lebens habe ich unter ſehr veränderten Umſtänden die Pyrenäen bereiſt und ſie in den verſchiedenſten Richtungen durchzogen, ſowohl von der franzöſiſchen als ſpaniſchen Seite aus, ſo daß mir von der Garonne bis zum Ebro das Land wohl bekannt iſt, wohin mich eine alte Vorliebe immer auf's Neue zog. Meine erſte Reiſe in die Pyrenäen unternahm ich, es ſind jetzt 20 Jahre, in Folge eines längeren Aufenthalts in Frankreich. Damals ſah ich in möglichſter Gemächlichkeit und Ruhe die verſchiedenen Pyrenäenbäder, in denen ich 6 Monate blieb; ich war ein rüſtiger Fußgänger, ja Bergkletterer, und verwendete faſt den ganzen Sommer dazu, das weit ausgedehnte Gebirge nach allen Richtungen in Begleitung tüchtiger Führer zu durchwandern, mich von Laune und Zufall beherrſchen zu laſſen und

nur dort für einige Zeit zu bleiben, wo es mir beſonders gefiel. Die heimlichen Thäler der Pyrenäen ſind weltberühmt; ich kenne keine Gegend, welche öfter als dieſe den Gedanken rege macht: hier läßt ſich's gut wohnen, hier laßt uns Hütten bauen!

Zehn Jahre nach dieſer Epoche ſahen mich dieſe Thäler wieder, diesmal in nächſter Umgebung, und ich darf es wohl ſagen, im vertrauten Rathe des Prätendenten der ſpaniſchen Krone. Meine Berichte aus jener Zeit erfreuten ſich durch die Aufnahme in die geleſenſten deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen einer allgemeinen Verbreitung. Sie ſuchten das Publikum, welches die neueſten ſpaniſchen Zuſtände faſt nur durch die getrübte Brille der Parteianſichten geſehen und beinahe nichts als ſolche Nachrichten geleſen hatte, die weder auf Sach- noch Ortskenntniß begründet waren und meiſt mit Abſicht irre zu leiten ſuchten, wahrheitsgemäß von dem Kriegszuſtande zu unterrichten und die Stellung und Stärke der karliſtiſchen Truppen nach der Sachlage, der eigenen Anſchauung und nach authentiſchen Quellen, in die ich eine unbedingte Einſicht hatte, möglichſt treu zu ſchildern. Es mochten dieſe Berichte, da ich ſelbſt einen lebendigen Antheil an den Tagesbegebenheiten nahm, mehr oder minder befangen ſein; da ich indeß nur die Farben verſchönerte, an denen das Herz allerdings An-

theil nahm, aber die Formen jederzeit ſo wahr gab, als ſie das Auge aufzufaſſen im Stande war, ſo erweckten ſie ein allgemeines Intereſſe. Man hat meinem Aufenthalte und Wirken im Hauptquartiere des Don Carlos eine Bedeutſamkeit untergelegt, die ſie keineswegs verdienten. Je mehr ich mich aber in damaliger Zeit, bei jeder ſchicklichen Gelegenheit, gegen die Behauptungen ausſprach, als habe ich eine politiſche halboffizielle Miſſion gehabt, deſto mehr wurde an dieſe geglaubt, beſonders da es im Intereſſe der Karliſten lag, eine ſolche Vorausſetzung zu unterſtützen. Dieſe hofften und wünſchten Nichts eifriger, als eine baldige Anerkennung des Don Carlos von Seiten der nordiſchen Mächte; eine halboffizielle Miſſion konnte dieſelbe vorbereiten und einleiten. Der Glaube, daß mit der Einnahme von Bilbao, Saragoſſa oder eines anderen bedeutenden Waffenplatzes eine ſolche Anerkennung erfolgen würde, war auch außerhalb Spaniens allgemein verbreitet, und endlich ſtempelten die Gunſt- wie die Gnadenbezeugungen, die mir von Seiten des Prätendenten wurden, mich vorzugsweiſe zu der vorbereitenden myſteriöſen Rolle, die zwar viel Unbequemes für mich hatte, mir aber gewiß mancherlei Einſicht und Kenntniß in die Verhältniſſe des Landes verſchaffte. So benutzte ich, um nur das Eine zu erwähnen, in aller Sicherheit und unter hinlänglicher Militär-

Begleitung die öftere Ruhe im königlichen Hauptquartiere zu Ausflügen nach allen Richtungen. Durch die Güte des Fürsten war mir einer der instruktivsten Offiziere der Armee beigegeben. Der Oberstlieutenant Vicomte de Barrés, Franzose von Geburt, aber sowohl des Spanischen als des Baskischen mächtig, war bis zu des großen Zumalacarregui's Tode dessen Adjutant; er begleitete mich bald über die ersten Schlachtfelder der Karlisten, in das Thal von Eschalar, das Bastanthal, an die Meeresküste, dann bis an die Quellen des Ebro und in die höchsten Gebirge Guipuzcoa's. Wie lehrreich diese Reisen waren, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung.

Nachdem ich diese Ausflüge in die Pyrenäen immer zu Pferde gemacht hatte*), wie die früheren zu Fuß, unternahm ich vor Jahr und Tag meine dritte Reise dahin, endlich im bequemen Reisewagen. Diese dritte Reise in die Pyrenäen war nicht von mir beabsichtigt, sondern durch Krankheit veranlaßt. Diesmal hinderte mich Krankheit und Lähmung, zu Fuß oder auch nur zu Pferde den geliebten Bergen ganz nahe zu kommen.

*) Obgleich zur Zeit meines Aufenthaltes im karlistischen Hauptquartiere unsere Armee in den baskischen Provinzen 30,000 Mann stark war, folgte ihr, merkwürdig genug, doch kein einziger Wagen; auch die königliche Bagage ward durch Maulthiere transportirt.

Ich umkreiſte ſie, wie ein ſchüchterner Liebhaber ſeine Geliebte, und kam ſo nahe, als es irgend ein leidlicher Weg zu Wagen erlaubte. Wie oft in der Helle des Sonnenſcheins, im goldenen Auf- und Untergange der Sonne, im ſanften Strahle des Mondes, durch die zukkende Gewitterluft, habe ich dieſe Gipfel bewundert und mich und die Welt, vor Allem mein Leid darüber vergeſſen!

Die Hauptſchönheit der Pyrenäen liegt nicht in der Höhe und Geſtalt einzelner Gipfel, ſondern vielmehr in dem Umfange und der Form ihrer ſekundären Bergketten, die, außer aller Proportion zu dem Hauptgebirgsſtocke, größer und prächtiger ſind, als die irgend eines anderen mir bekannten Gebirges. Die höchſten Punkte des Pic du midi, des Mont Perdu und des Vignemale zeigen ſich zwar in bedeutender Ferne, einer erhebt ſich immer ſtolzer, höher als der andere über ſeinem Nachbar, dann flacht ſich allmälig Alles gegen die Mitte ab, aber die Menge ungeheurer Maſſen iſt bewundernswürdig, überraſchend, einzig in ihrer Art. Unüberſteigliche Felsmaſſen, Gletſcher, von denen donnernde Lavinen herabſtürzen, kahle Schneefelder, ſo weit der Blick reicht! Ein heftiger Südwind weht faſt beſtändig um die höchſten Gipfel und wirft in der Richtung nach Norden bald ungeheure Eismaſſen, bald Granitblöcke in die Thäler; ein wild ver-

worrenes Geſchrüll rollt ihnen nach und prägt dem ganzen Gebirge einen eigenthümlichen Charakter auf.

Das hohe Gebirge der Pyrenäen ſenkt ſich in Folge des Südwindes weniger ſteil nach Norden als nach Süden und bildet deshalb dort leichter zu erſteigende Höhen und kleinere Gletſcher als im Süden.

Die Granitare der Pyrenäen geht von den Bergen von Clarbide aus, von dem Pic de Genos in grader Linie bis zu den Eaux-chaudes, zieht ſich über den Pic Long, ihren höchſten Punkt, den Pic de Bergons und den Mormé, berührt Luz und Cauterets, aber ſie hat der Pyrenäen höchſte Punkte nicht in ihrem Bereiche, ſo wenig den Mont Perdu als den Marboré. Die Breite der Granitare beträgt etwa 5 Meilen. Die zweite Bildung beſteht aus Kalk, Schiefer, Porphyr, Glimmer und einigem Sand; die dritte aus Kalk, Sand und Muſcheln; ſie geht in ſüdlicher Parallele der Granitare über den Mont Perdu und die Roland's Breſche, beide ſchon auf ſpaniſchem Gebiete, im Norden über das hügelreiche Bearn und von da über Argelès und den nördlichen Theil des Thales von Louron.

Der Pic du midi hat ſeit uralter Zeit für den höchſten Punkt der Pyrenäen gegolten; ſeine weit nach der Ebene vorgeſchobene Lage, ſeine nicht ſehr bedeutenden nächſten Umgebungen haben dieſen Irrthum erzeugt. Die eben angegebenen Gründe bewirken, daß jener Berg ſich impo-

ſanter darſtellt als ſelbſt der Mont Perdu, trotz deſſen ungeheurem cylinderartigen Haupte. Ueber den Mont Perdu habe ich Nichts als Widerſprüche gehört. Beſteht derſelbe aus Granit, womit ſeine Baſis bedeckt iſt? oder ruht dieſe, wie neuere Reiſende behaupten, durchaus auf ſekundären Bildungen, ja unter Schalthieren der verſchiedenſten Art? oder ſollte dies nur zum kleineren Theile der Fall ſein? Gehört derſelbe mit einem Worte der älteſten, der neueren oder der neueſten Formation an? Die weit um ſeinen Fuß liegenden Felsmaſſen, ſind ſie ein Theil ſeiner Grundfläche? Iſt es gewiß, daß er ſelbſt der Gebirgskette angehört, in deren Mitte er ſteht? War nicht einſt zwiſchen dieſer und jenen Felsmaſſen ein größerer Zwiſchenraum, als ſich auf den erſten Blick darſtellt? Das ſind Fragen, die ich nicht auflöſen kann, welche die Lage des Mont Perdu nicht zu entſcheiden vermag und die bisher Niemand beantwortet hat. Von der Höhe ſeiner ſüdlichen Spitzen ſieht man Nichts als ſeine Gipfel, ſteigt man hinab, ſo verſteckt ſich der Berg hinter die ungeheuren wild umherliegenden Felsmaſſen und ſcheint zwiſchen den Felswüſten zu ruhen, die ſelbſt den, einen großen Theil des Jahres hier umherziehenden Schäfern unbekannt ſind. Der Eine ſucht Grund und Gipfel des Berges in Frankreich, der Andere in Spanien, und die kühnſten Jäger ſagen, daß ihn nur der Teufel beſteigen

könne. Seit man die Berge getauft hat, ist niemals einem derselben ein bezeichnenderer Name gegeben worden.

Der phantastische Vignemale ist, wenn man den Mont Perdu Spanien zutheilt, wohin er auch gehört, der höchste Punkt der französischen Pyrenäen. Er ist weniger ein Berg, wie eine Masse von Bergen, einer über dem andern, sein ungeheurer Umfang umfaßt vier große Thäler, die in seine Flanken gegraben und durch seine Fortsetzungen getrennt sind. Es ist schwer, sich in seiner Nomenclatur zurecht zu finden. Die Südspitze, Cerbellona genannt, gehört zu Spanien, sie verlängert sich bis in das Val de Thene und das Val de Broto. Im Norden ist der Pocy-Mourou, der schwarze Pic, zwischen dem Thale von Ossoue und dem von Cauteres. In Westen Plan d'Aube und im Osten der Montferrant, endlich in der Mitte drei oder vier Spitzen, die alle anderen überragen. Mehrere Gletscher, die schönsten, welche die Pyrenäen aufzuweisen haben, liegen in den verschiedenen Abhängen und ziehen sich zwischen den Schluchten in die Thäler; tausend Mannigfaltigkeiten verwirren, fesseln den Blick.

Wenn man die Wiesen unserer Ebenen grün nennt, so weiß ich nicht, wie man die Fluren am Fuße dieser Gebirgsmassen und an den einzelnen Abhängen derselben nennen soll, neben denen selbst die künstlich bewässerte

üppigſte Thalwieſe grau und fahl erſcheint; das iſt die Leben athmende Farbe Guido Reni's und Titian's gegen das grautodte Kolorit David's. Weit umher weiden zahlreiche Schafheerden. Die hohen Bergwieſen ſind für die Sommerweide an ſpaniſche Schäfer vermiethet. In kleinen Steinhütten wohnen dieſe Halbwilden durch den ganzen Sommer, bis der naſſe Schnee fällt, worauf ſie mit ihren Heerden in tiefere und immer tiefere Thäler wandern. Auf den höchſten Alpen finden ſie die vorzüglichſte Weide; da gedeiht die purpurfarbige Silene acaulis *), Galium Pyrenaeum, Androsace Aretia, Totenfilla valderia, Aira flexuosa, Phellandrium Mutellina, eine ſchöne doldenartige Pflanze, die ganz beſonders von den Schäfern geſchätzt wird. Die Alpenpflanze, welche die Schafe am liebſten freſſen, bezeichnen die Schäfer mit dem Namen Mortara. An den feuchten Orten finden ſich verſchiedene Saxifragen, zwiſchen Fels und Stein Androfae Aretia, Leontodon pyrenaeum, Arnica scorpioïdes, Achillea, Antirrhinum alpinum**). Auf den Felſen ſelbſt

*) Von dieſer prächtigen Pflanze ſagt Haller in ſeinem Gedichte „die Alpen“:

Smaragd und Roſen blüh'n, auch auf zertretener Haide,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

**) Auch Antirrhinum caule procumbente, foliis verticillatis genannt. Haller ſagt in dem eben genannten Gedichte davon:

Die holde Blume zeigt die zwei vergüld'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebild'ter Vogel trägt.

gedeihen die Gewürznelken, die Sisimbre der Pyrenäen. Die erſten Frühlingslüfte locken an den Stellen, wo kaum der Schnee geſchmolzen iſt, ganze Gebüſche der weißen und veilchenblauen Sadanella alpina hervor, bald folgen verſchiedene Arten Anemonen, prächtige Rhododendren (ſowohl R. ferrugium als hirsutum), die Gentiana asclepiadea mit ihren blauen Glocken, und der ſchöne oft vier Fuß hohe, aber giftige Aconit (Aconitum Napellus) mit ſeinen gelben und blauen Blumen, die liebliche Androsace mit ſchneeweißen Blumen, die in ihrem Innern bald einen grünen, bald einen rothen Stern zeigt, die Azabea procumbens mit Purpurglocken und immer grünen Blättern.

Hohe Eichen bedecken die Thäler und den Fuß der Pyrenäen, ſie gedeihen auch auf Höhen, jedoch nur auf unbedeutenderen; höher finden ſich Kaſtanienwälder, Buchen bis etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche, dann folgt der Ahorn, der Vogelbeerbaum, die Tanne und endlich der Lärchenbaum, der ſich auf der Südſeite des Gebirges bis in einer Höhe von 5500 Fuß findet. Zwiſchen dem Waldgebirge zeigen ſich einzelnſtehende, auf ihren hohen Regionen ganz baumleere Berge mit fruchtbaren Grastriften. Das Gras ſteht friſch und dicht, iſt ſehr kurz und giebt bis zur Höhe von 8000 Fuß über der Meeresfläche die trefflichſte Weide. Höher zeigt ſich

das vegetabiliſche Leben nur noch in dürftigen Alpenpflanzen und Moos; mit 10,000 Fuß decken nur noch buntfarbige Flechten ſpärlich die Felſen, welche immer kahler werden, bis ſie in ihren höchſten Regionen unter ewigen Schnee- und Eisdecken erſtarren.

Die Hautes-Pyrenées ruhen auf Granit, der ſich offen in der Mitte zeigt und einen ſehr hohen und ausgebreiteten Raum einnimmt. Seine Beſtandtheile gleichen durchaus dem Urgranit der Alpen, er gehört derſelben Epoche der Kryſtalliſation an. Dieſe Granitſchichten, gebildet aus dem chaotiſchen Niederſchlage, der ſich am erſten zur Kryſtalliſation neigte, läuft in derſelben Richtung und läßt rechts und links zwei Bergreihen, welche die Baſis tragen und die Gipfel trennen. Dieſe Granitlage iſt 25 Stunden lang und 2 bis 4 Stunden breit. In Oſten umfaßt ſie die Berge von Clarbide und Oo, in Weſten die mittleren Berge der Basse-Pyrénées, in der Mitte bildet ſie eine Maſſe Pic's, wenig niedriger als der Mont Perdu. Die Nebengebirge zeigen viel Kalk, wenig Sand und noch weniger Muſchellagen. Gegen Süden ſind gewöhnlich die Abhänge ſteiler, als gegen Norden; die Felſen zerfallen dort früher, wo ſie weniger von Schnee bedeckt und zugleich den heißeu Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſind. Die Kraft des Südwindes iſt überdem in den Pyrenäen ſtärker, als die des

Nordwindes. Die Ausnahmen von der allgemeinen Regel ſind durch die Lage der Schichten und Abhänge begründet. Der Mont Perdu wird in Aragonien las tres Sorellas (die drei Schweſtern) genannt; wenn dieſer Name, wie es wahrſcheinlich iſt, von der Form ſeines Gipfels gegen Aragonien hergeleitet iſt, ſo läßt ſich annehmen, daß er ſich gegen Süden doppelt geſpalten hat, alſo drei Gipfel zeigt. Die Windungen der Felſen der Pyrenäen ſind keine einzeln daſtehende Phänomene; die verſchiedenen Punkte, wo ſie ſich zeigen, gehören derſelben Bergkette zu; die Unregelmäßigkeit beginnt und endigt durch ſich ſanft ſenkende Felsſchichten und ein allgemeines Geſetz hat den einzelnen Zufälligkeiten der Lagen eine beſtimmte Grenze geſetzt. Dies Geſetz hat ein regelmäßiges Band gebildet, welches aus unregelmäßigen Theilen beſteht und dies Band ſteht wieder im vollkommen harmoniſchen Zuſammenhange mit dem allgemeinen Syſteme der Pyrenäen. Jedes Glied, welches eine Bergkette bildet, zeigt einen Meerniederſchlag. Es iſt ſichtbar, daß alle vom Meere aufgewühlten und von jenen Gliedern aufgenommenen Beſtandtheile, hinter dem Urgebirge eingeſchloſſen, ſich allmälig ſenkten und vereinigten und zuletzt von Meermuſcheln und Knochen umſchlungen wurden. Ueberall zeigt ſich im Mittelpunkte dieſer Bergkette, wie

im Süden, Urgranit, wogegen der Norden den neuen Bildungen angehört.

Die früheſten geſchichtlichen Erinnerungen der Pyrenäen ſtammen von phöniziſchen und carthagiſchen Handelsleuten, die nach Metallen ſuchten. Als Rom und Carthago um die Herrſchaft der Welt ſtritten, 200 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, überſtieg Hannibal zuerſt mit Heeresmacht die Pyrenäen. Zwar hatte er, nach Livius, die Völker der Gegend — die Volscae, Tectosages — um freien Durchzug erſuchen, aber gleichzeitig mit ſeiner Avantgarde die Pyrenäenpäſſe beſetzen laſſen. Die Häupter der Gallier hatten ſchon vor dieſer Ueberraſchung wenig Luſt gefühlt, ſich ihm zu widerſetzen; als er ſich jetzt mit 50,000 Mann Infanterie, 9000 Mann Kavalerie und 37 Elephanten zeigte und ſein Begehren mit großen Geſchenken unterſtützte, fügten ſie ſich ſeinem Verlangen, ließen aber die Arrieregarde nicht ungeneckt. Gleichzeitig waren römiſche Geſandte bei den Galliern erſchienen, welche vorſchlugen, daß eine römiſch-galliſche Armee ſich jenem Durchzuge widerſetzen ſollte. Aber obgleich in der Gegend von Aix in der Provence bereits eine römiſche Kolonie exiſtirte, ſo ſchreckte doch das Beiſpiel Sagunts die Bergvölker, die ſich des Gelächters nicht enthalten konnten, als die römiſchen Abgeordneten von ihnen verlangten, daß ſie ihre Felder verheeren und in die höchſten

Berge ziehen ſollten, um — Italiens Fluren zu beſchützen. Hannibal hatte einige Basken in ſeinen Sold genommen, die der Dichter Silius als gewandt und behende bezeichnet. Nachdem er die kriegeriſche Wildheit dieſer Bergvölker kennen gelernt hatte, zog er es vor, einen anderen Rückweg einzuſchlagen. Es iſt nicht erwieſen, durch welchen der drei Päſſe Rouſſillons Hannibal zog. Der von Bagnols lag ihm am nächſten, es führte aber nur ein Fußweg hindurch, der gewiß nicht für den Durchzug der Elephanten geeignet war; der von Maſſane war wenig von jener Straße entfernt und hatte, wie der von Pertus, eine bequemere Straße. Hannibal wollte ſich nicht gern vom Meere entfernen, um immer die Flotte, die ſich nahe den Küſten hielt, zur Hand zu haben. So iſt es wahrſcheinlich, daß er durch den Paß von Pertus zog. Unfern von dieſem Paſſe finden ſich alte Vertheidigungsmauern; das Defilée, durch welches die erſte römiſche Straße führt, lag nahe oberhalb dieſes Paſſes.

Der römiſche Prokonſul Scipio ſchloß zuerſt ein Bündniß mit den Basken, ſpäter wurden dieſelben Bundesgenoſſen des Sertorius, ſie blieben auch nach dem Tode dieſes großen Feldherrn ſeinen Fahnen treu und zogen ſich lieber in die höchſten Berge zurück, als daß ſie ſich den Siegern unterwarfen. Pompejus aber errich-

tete auf einem der höchſten Punkte der Pyrenäen, oberhalb Pertus, eine Trophäe, welche die Gothen zur Vertheidigung einrichteten und die erſt unter Ludwig XIV. zerſtört wurde. In der Nähe dieſer Trophäe ließ Cäſar bald nachher ein beſcheideneres Denkmal errichten, dem er den Namen Ara (Altar) beilegte. Wir finden die Basken ſpäter im Bunde der Aquitaner gegen Craſſus. Als die römiſchen Bürgerkriege ausbrachen, ſchlugen ſie ſich für Pompejus. Cäſar konnte eben ſo wenig als Auguſt, die Kantabrier unterwerfen. Bei dem Verfalle Roms wurden die Pyrenäenvölker nach und nach von den Sueven und Vandalen, von den Gothen und Franken angegriffen; Alles ward verwüſtet und zerſtört, ihre Unterwerfung jedoch blieb unmöglich, ſie verloren ihre Städte, aber ſie blieben frei. Eine Sündfluth von Barbaren überſchwemmte Gallien und Spanien, um ſich darin zu verlieren; Sieger und Beſiegte theilten dieſe Länder, aber die Völker der Pyrenäen blieben unberührt und unvermiſcht. Nach der Niederlage der Gothen drangen andere Barbaren, die Sarazenen, aus Süden vor, ſie achteten auf's Neue die von der Natur den Völkern geſetzten Grenzen gering, die ſchon ſo viele Ströme von Blut bezeichneten, und bald bedeckten ihre Gebeine ihren Rückweg; denn die Sieger aller gothiſchen Königreiche hatten nur vierzig Jahre in dieſen Bergen

festen Fuß gefaßt, als sie von Karl Martell vertrieben wurden.

Länger als ein Jahrtausend war der Name der Mauren, Araber oder Sarazenen mit allem Schrecken der Einbildungskraft gepaart. Selbst die Hunnen erschienen menschlicher; die Phantasie zeigte den geängstigten Völkern in der einen Hand das Schwert, in der anderen die Mordfackel. Die Geschichtsschreiber jener Zeit haben im Feuereifer des Katholizismus sehr starke Farben gebraucht, ihre Gegner zu schildern, und übertrieben. In jenen dunklen Zeiten war der Krieg ein entsetzlicheres Uebel, wie heut zu Tage. Vor dem Ende des 15. Jahrhunderts wirkten aber noch verschiedene Umstände dahin, den Krieg und die Schneide der Unduldsamkeit zu schärfen. Selbst die kecken neuen Lehren des Christenthums, welche um diese Zeit in verschiedenen Theilen Europas zum Vorschein kamen, die Lichtstrahlen, welche am ruhmwürdigen Morgen der Reformation durchbrachen, hatten bei allen Kämpfern der Kirche ernste Besorgnisse erweckt, die Flammen der Verfolgung angefacht, so daß noch vor dem Schlusse dieses Zeitraums die Inquisition in Spanien eingeführt wurde. Von dieser Stunde gewann die Religion in den der Inquisition unterworfenen Ländern eine andere Gestalt. Der Geist der Unduldsamkeit, nicht länger verborgen in der Dun-

kelheit des Kloſters, ſchritt ſchreckhaft und offen einher; Eifer wurde zur Glaubenswuth und vernünftiger Bekehrungsgeiſt zur grauſamſten Verfolgung. Die Araber aber führten den Krieg nicht nur weniger grauſam, als die meiſten Nationen der Völkerwanderung, ſondern zugleich um Vieles duldſamer, als manche der ſpäteren Nationen. Viele von jenen und dieſen unterwarfen ſich ihnen; ſie ließen denſelben mancherlei Vorzüge und ſchonten die Ueberwundenen, die in Frieden mit ihnen leben wollten. „Schont eure Schwerter für die, die ſich euch widerſetzen, beraubt nicht die Landleute, aber was ihr in dem Sturm genommener Städte findet, iſt euer Eigenthum.“ So lauteten Taric's Worte und die Chriſten behielten ihre Kirchen, ihre Geiſtlichkeit, ja die Sarazenen gaben den chriſtlichen Kirchen, die ſich ihnen unterwarfen, eine eigene Jurisdiktion*).

Von allen geſchichtlichen Kämpfen in den Pyrenäen iſt durch Ueberlieferung von Mund zu Mund die Niederlage Karl's des Großen in lebhafteſter Erinnerung im Lande weit umher. Der Name Roland's wiederhallt aus allen Thälern; die Volksüberlieferungen ſprechen im Geſange, aus den Chroniken, aus der Geſchichte. Der Zug Karl's in die Pyrenäen geſchah nicht nur, um den letzten Anſtrengungen der Sarazenen gegen

*) Damet, Historia del regno Balearico.

Oſten zu begegnen, ſondern auch um die Basken und Navarreſen, die Bewohner von Bearn und Rouſſillon, die Sieger der Muſelmänner in manchem Kampfe zu unterwerfen. Es war dieſelbe unglückliche Idee, die 1000 Jahre ſpäter den Erben ſeines kaiſerlichen Titels die Truppen Galliens über die Pyrenäen führen hieß, er wollte ſich in den Beſitz der Berge ſetzen, um von hier aus die Ebenen, Spanien, zu erobern. Das Reſultat beider Unternehmungen war gleich glorreich für Spanien. Karl der Große und Napoleon wichen über Navarra zurück; Jener nach der Niederlage von Ronceval, Dieſer nach der von Vitoria.

Die Basken, von Römern und Carthagern, von den verſchiedenen Völkern der Völkerwanderung, von allen Bewohnern des alten Galliens und des modernen Frankreichs von Norden her bedroht, wie von den verſchiedenen Beherrſchern Spaniens von Süden aus der Ebro-Linie gedrängt, ſetzten ſich, in allen Epochen alter und neuer Geſchichte, jedem Eindringen in ihre Berge ſiegreich entgegen. Es iſt ein kräftiger Menſchenſchlag; brav, verſtändig und ſtolz, von einfach großartigem Charakter. Zu allen Zeiten haben ſie ſich frei von fremdem Einfluſſe und fremden Sitten erhalten, ſo wie ihre Sprache auch eine Urſprache iſt. Ihre Unabhängigkeit haben ſie gegen die an Zahl ſehr überlegenen Gegner ſtets behauptet;

ſie ſchämen ſich nicht zu weichen, ja zu fliehen, aber ſie verlieren den Muth, die Kampfluſt zu keiner Zeit; unerſchütterlich, ausdauernd, mit den geringſten Mitteln und Kräften gehen ſie den überlegenſten Gegnern in aller Entſchloſſenheit entgegen. Ich habe ſie entblößt von Allem geſehen, darbend, bei einer ganzen Brigade hatte kein einziger Soldat mehr als 6 Patronen in der Taſche, aber ſie weinten vor Wuth, als ſie nicht dem mit allen Kriegsmitteln wohlverſehenen, dreifach ſtärkern Feinde ſogleich entgegen geführt wurden. Mit den geringſten Anfängen und Mitteln haben ſie zu allen Zeiten oft ungeheure, faſt fabelhafte Reſultate erreicht. So ward durch die feurige Beredſamkeit des Eremiten vom Felſen Pena de Oruel einſt Garcia Ximenes ermuthigt; er ſteigt bei Jaca mit wenigen treuen Gefährten von den höchſten Gipfeln der Pyrenäen und kämpft ſein Lebelang gegen die Mauren, und nach und nach bildet ſich, aus ſo kleinen Anfängen, das freie Königreich von Pampelona. Die heldenmüthigen Ritter des Königs Pelagus warteten in den höchſten Bergen den günſtigſten Moment ab, bevor ſie ſich aus ihren unangreiflichen Schlupfwinkeln herauswagten und die Ebene durchſtreiften. Unerſchütterlich und unbeugſam, von keiner Niederlage gedemüthigt oder gar entmuthigt, kämpften die Chriſten ſo lange ſie lebten, und es dauerte 8 Jahrhunderte, be-

vor ihre Nachfolger das Kreuz in Granada für immer aufpflanzten.

Die Basken gleichen den Klephten und den Palikaren Albaniens, die während des langen Druckes der Türken ihre persönliche Unabhängigkeit geltend machten. Auch sie suchen mehr Befriedigung der Leidenschaften, als blos materielles Interesse. Sie hängen fest an allen Sitten und Mißbräuchen ihrer Voreltern. Man sagt von dem Basken, er sei so starrköpfig, daß er mit dem Kopfe einen Nagel durch die Wand treibt; von dem Aragonesen behauptet man, daß er sogar den Basken übertreffe, indem er die Spitze des Nagels gegen den Kopf richte uud so versuche, denselben in die Wand zu schlagen. Als im 9. Jahrhunderte die fränkischen Könige für kurze Zeit einen Theil des baskischen Landes eroberten, ließen sie mit großer Vorsicht die Privilegien der Bewohner unangetastet, und als endlich ganz Spanien unter Ferdinand dem Katholischen in eine Monarchie geschmolzen wurde, behielten die Basken ihre republikanischen Formen. Die Regierungsform war damals in Biscaya demokratisch, in Guipuzcoa oligarchisch und in Alava gemischt und blieb es bis in die neueste Zeit.

Woher stammt dieser schöne unvermischte Volksstamm, bei welchem selbst der Adel*) allen gehört, wo es keine

*) Im ganzen Bastan-Thale ist an allen Bauerhäusern, ge-

Sieger und Beſiegte giebt? Die Einen ſagen, es ſei eine Ur-Race, welche die Sprache Adams ſpreche, die Andern behaupten, es ſei eine alte phöniziſche Kolonie, Einige, um verzweifelte Unterſuchungen zu vermeiden, meinen, es ſei eine Horde des Nordens oder des Occidents. Die Sprache der Basken gleicht keiner andern; dieſe wiſſen nichts von ihr, als daß ihr ſeit älteſter Zeit der Name Uskuara beigelegt wurde. Dies Volk hat, außer vor Gott, nie die Kniee gebeugt, keiner Krone Abgaben, nur ſich ſelbſt Tribut gezahlt. Es behauptet, die Avantgarde der wilden Nationen geweſen zu ſein, die eine ungeheure Bewegung nach dem Occident bis an die Grenzen des Weltmeeres führte, und merkwürdig genug bezeichnet das baskiſche Wort „Atzean" das „was rückwärts lebt," „Atzea" aber „ein Fremder." Wenn die Fremden nach ihnen kamen, ſo mußten die Basken allerdings an ihrer Spitze marſchirt ſein. Der Dialekt Bearn's iſt ein Zweig des Provencaliſchen, in Catalonien, Rouſſillon und Aragonien wird aber nicht baskiſch, wie

wöhnlich über der Hausthüre, ein adlig Wappen in Stein gehauen; dem Beſitzer der kleinſten Hütte fehlt es ſelten an einem alten Adels-Diplome. Ein Bauer dieſes Thales ſagte mir einmal, ſein Adel ſei aus der Zeit der Königin Maricaſtana! El tiempo de la reyna Maricastana iſt ein Sprichwort und bedeutet ſoviel als: ſeit uralten Zeiten.

in Navarra, Guipuzcoa, Alava und Biscaya*) gesprochen, sondern das sogenannte Catalan, auch Langue d'Oc genannt. Diese Mundart ward früher selbst in den öffentlichen Urkunden, namentlich in Roussillon bis zu dessen Vereinigung mit Frankreich, gebraucht. Sie gleicht in ihrer Reinheit mehr der lateinischen Sprache, als irgend einer andern dieses Stammes. Die Bewohner Bearn's und die Basken haben überhaupt in Sprache, Sitten und Gebräuchen wenig Aehnlichkeit, die Basken offenbar mehr ihren Urtypus beibehalten. Stolz auf ihre selten angefochtene Unabhängigkeit, haben sie sich, um ihre Nationalität aufrecht zu erhalten, vorzugsweise nur unter sich verheirathet. Ein sehr seltenes Werk: „Les proverbes basques recueillis par le sieur d'Ochenart. Paris 1637" enthält unter andern charakteristischen baskischen Sprichwörtern:

„Den Freund muß man bei kleinen Gelegenheiten prüfen und bei großen anwenden."

„Ein sanftes Wort beleidigt nicht die Zunge."

„Der Reiche, der keinen Freund hat, ist wie der Reisende, der am Abgrund einschläft, er ist verloren bei der kleinsten Wendung."

*) Ein alt-cantabrischer Gesang ward im 16. Jahrhundert in den Archiven von Biscaya gefunden und 1817 von Humboldt im Mithridates, im Supplement des Artikels über die baskische Sprache, wiedergegeben.

„Ein Auge genügt dem Verkäufer, der Käufer hat an hundert nicht zu viel.“

„Wer den Betrüger betrügt, verdient mehr Lohn als Strafe.“

„Ernähre den Raben, er hackt dir die Augen aus.“

„Induſtrie iſt mächtiger als Stärke.“

„Meinung iſt nicht Wiſſen.“

„Armuth gleicht der Peſt, ſie raubt Freunde und Verwandte.“

„Ein Ei mit Frieden iſt beſſer als ein Kalb im Kriege.“

„Wer ſpät kommt, wird ſchlecht gebettet.“

„Der Verläumder kennt alle Welt, nur ſich ſelbſt nicht.“

„Halte dich zu Gott, Gott wird mit dir ſein.“

Bei der Vereinigung der Kronen von Caſtilien und Aragonien wurde die Mundart des erſtern die des Hofes und der Muſen. Die ſchöne provencaliſche, einſt reicher und wohlklingender als irgend eine auf der Halbinſel, wurde als platt den niederen Ständen überlaſſen. Die baskiſche Sprache hat wenigſtens das mit der ſpaniſchen und der der Gascogne gemein, daß ſie das b und v verwechſelt; ſo ſpricht man bald Biscaya bald Viscaya, bald Balmaſeda bald Valmaſeda. Es iſt bekannt, daß

ein Spanier die franzöſiſche Sprache deshalb für eine elende Sprache erklärte, weil man in derſelben eine Wittwe nicht von einem Ochſen (veuve und boeuf, welche beide Wörter der Spanier etwa wie Wof ausſpricht,) unterſcheiden könnte. Ich beſitze noch einen Brief von dem bekannten Echeverria mit der Adreſſe an mich: Varon Baerſt. Schon Scaliger, indem er von den Gascognern ſpricht und von ihren Gewohnheiten, das v und b zu verwechſeln, ſagt: felicitas populi quibus bibere est vivere. Daß auch, beiläufig ſei es geſagt, die alten Longobarden dieſe beiden Buchſtaben nicht zu unterſcheiden wußten, ſieht man aus den lateiniſchen Urkunden, die von Longobarden abgefaßt ſind und in denen conbenire und rebertere ſtatt convenire und revertere zu leſen iſt, wie ich aus Leo's „italieniſchen Staaten" erſehe. Viele Troubadoure haben in dieſer Sprache gedichtet und geſungen; einer der älteſten derſelben, Guillaume de Cabestany, iſt wegen ſeines tragiſchen Schickſals bekannt in den Volksſagen. Von einer hohen Frau, der Gattin des Baron Caſtel Rouſſillon, geliebt, ward er von dem eiferſüchtigen Manne in einen Hinterhalt gelockt und getödtet, der Baron riß ihm dann das Herz aus und gab es ſeiner Frau zu eſſen. Und als er ihr nach dem Mahle das blutige Haupt des Geliebten zeigte und ihr ſagte, was ſie gegeſſen und ob ſie es

wohlſchmeckend gefunden, antwortete ſie: Si bon et si savoureux que j'amais autre manger ne m'en ôtera le goût, worauf ſie ſich aus dem Fenſter ihres Balkons ſtürzend tödtete. Die Ritter des Landes, der König von Aragonien an deren Spitze, fanden das Betragen des Ehemannes ſo unwürdig, daß ſie ihn gefangen ſetzten, ſeine Güter einzogen und die Leichname der beiden unglücklich Liebenden in eine Gruft legten.

Während ſowohl die freien Basken als das benachbarte unter eigenen Herrſchern ſtehende Bearn eine lange Reihe glücklicher Jahre hatten, war Rouſſillon von blutigem Kriege heimgeſucht, unterworfen, verheert und geplündert worden. Gothen und Sarazenen, Normannen, Aragonier und Franzoſen kämpften durch Jahrhunderte um ſeinen Beſitz. Dieſer fortwährende Kriegszuſtand hatte natürlich großen Einfluß auf die Sitten. Der wilde Charakter der Bewohner dieſer Gegend dauerte Jahrhunderte länger, als der ihrer nächſten Nachbaren. Der Beſitz der Päſſe der Pyrenäen gab immer wieder zu neuen Kriegen, zu einem halb wilden, faſt geſetzloſen Treiben Anlaß. Der Reiche beging alle möglichen Verbrechen, ohne zur perſönlichen Verantwortung gezogen werden zu können. Ein Geſetz Rouſſillons, welches dieſe Zuſtände in ihrer ganzen Traurigkeit zeigt, ſetzte die Preiſe feſt, für die alle Verbrechen ungeſtraft

blieben. Nach ihm bezahlte man für eine Wunde 5 Sous, zehnmal ſo viel, wenn dabei ein Knochen zerbrochen wurde, eine Ohrfeige galt 5 Sous, das Ausreißen eines Auges 100, ein Todtſchlag 300, der Todtſchlag eines Mönchs 400 und der eines Geiſtlichen 900 Sous. Den ſo lange dauernden unglücklichen Zuſtand des von der Natur geſegneten Landes hatte man offenbar dem Teſtamente des letzten Grafen von Rouſſillon zu verdanken, der im Jahre 1173 ſein Land dem Könige Alphons II. von Aragonien vermachte. Dieſer trennte es von Gallien, wohin es nach ſeiner natürlichen Lage dieſſeits der Pyrenäen gehörte und ſeit den älteſten Zeiten der Geſchichte jederzeit gehört hatte, — eine unpolitiſche Handlung, wofür das Land faſt fünf Jahrhunderte büßen mußte. Von nun an hatte der König von Aragonien den Schlüſſel zu Gallien in den Händen; dies mußte erſt Rouſſillon erobern, um Spanien anzugreifen. Das Intereſſe Rouſſillons lag jedoch gewiß nicht jenſeits der Berge, wohin, bei der mangelhaften Kommunikation, der Transport ſeiner Waaren ſehr erſchwert, während die Ebene von Languedoc, der natürliche und offene Weg des Abſatzes, künſtlich verſchloſſen war. So fanden ſich die Bewohner Rouſſillons, von ihren nächſten Nachbaren auf der einen Seite durch die Politik und auf der andern durch die Pyrenäen getrennt, in einer traurigen und widernatür-

lichen Lage, welche erſt durch den pyrenäiſchen Frieden, nach vielen blutigen Kriegen, beendet wurde. Dieſer Friede gehört deshalb nicht zu denen, die als Folge von Siegen und Niederlagen willkürlich binden und löſen durch das bloße Geſetz des Stärkern, ſondern zu denen, welche die von der Natur beſtimmten, jedem großen Volke gegebenen Grenzen feſtzuſetzen beſtimmt ſind.

Die Pyrenäen, der Ebro und das Meer ſind ſo gewiß die natürlichen Grenzen der baskiſchen Provinzen, die natürlichen Bollwerke, die denſelben moraliſche Kraft und Unabhängigkeit geben, als die Pyrenäen die natürliche Grenze für Frankreich und Spanien bilden. Denn offenbar hat die Natur gewiſſe Theile der Erde beſtimmt, demſelben Volke anzugehören, innerhalb derſelben es ſeine Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren hat. Die Geſchichte lehrt, daß, wo Willkür die natürliche Grenze überſchreitet, kein dauernder Friede vor der vollkommenen Vernichtung des Volkes denkbar ſei. Gallier und Franzoſen haben ſich nie jenſeits der Alpen halten können und nur nutzloſe Siege und gefährliche Niederlagen von dorther geholt.

Die Pyrenäen ſind die ſchönſten Grenzen der Welt. Die Gipfel ihrer Berge theilen die Wolken, wie ihre Grundveſten zwei große Meere; ihre ewigen Gletſcher, ihre Urwälder ſind der Sitz fabelhafter Gottheiten. Celten,

Gallier, Iberier haben ihre grünen Thäler, ihre hohen Bergſpitzen mit Göttern belebt, mit tauſend Wundern der Fabelwelt! Auf weit ſichtbaren Höhen, in ſtillen Gründen haben die Sieger der alten Gallier den Jahrtauſenden trotzende Denkmäler errichtet und Quellen entdeckt, die bis zur Stunde ihre wohlthuenden Wirkungen ausüben.

Karl der Große und ſeine Paladine haben in dieſen Einöden blutige Schlachten geſchlagen, bis deren höchſte Spitzen die friedlichen Grenzen wurden von zwei mächtigen Völkern. Die Wiſſenſchaften, die Geſchichte mit ihren ewigen Thaten, die Poeſie mit ihren reizenden Farben, die Religion mit ihrem Glauben haben dieſe Giganten-Denkmäler der Natur geheiligt. Die Annalen dieſer Berge enthalten Alles, was groß und erhaben iſt. Nach den mythologiſchen Sagen ward Herkules hier von den Reizen einer galliſchen Königstochter *) gefeſſelt, als er ſie aber auf kurze Zeit verlaſſen hatte, fand er

*) Sie ſoll den Namen Pyrene gehabt und dieſer dem Gebirge den Namen gegeben haben. Nach einer andern uralten Sage wurden durch einen Blitzſtrahl die ungeheuren Wälder der Pyrenäen entzündet, die Alles umher in ein weites Feuermeer wandelten, welches Veranlaſſung zu dem Namen gab. Die Rhodier nämlich, die den Hafen von Roſa inne hatten, gaben nach dem griechiſchen Worte πυρ (pyr — Feuer) den brennenden Bergen den Namen der Pyrenäen.

ſie nicht mehr am Leben, der Schmerz der Trennung hatte ſie getödtet. Herkules, nachdem er in ſo laute Klagen ausgebrochen war, daß die Erde davon erſchüttert wurde, häufte, um ein würdiges Denkmal ſeiner Liebe zu gründen, Fels auf Fels und Berge auf Berge; dieſe führen den Namen der Pyrenäen.

Jedermann kennt den Namen Roland, der Eine zeigt den Berg, den dieſer mit ſeinem Schwerte ſpaltete, der Andere die Stelle, wo der Hippogryph, der eine Strecke von 14 Stunden überſprang, die Spuren ſeiner Hufe im Granit hinterließ; dieſer Gipfel umſchloß in ſeinen ſtählernen Mauern Bradamant's Geliebte (Raſender Roland IV. Geſang); dieſe Ruinen erinnern an Agramant; jene 600 Fuß weite Schlucht, die Roland's Name trägt, hat Durindane geöffnet; hier im Thale von Ronceval erlag der Held. Der Schmerzenston des kriegeriſchen Hornes, den der Paladin in ſeiner letzten Stunde ausſtieß, klingt ewig wieder aus dem dunkeln Abgrunde, der ihn begrub.

Dieu! que le son du cor est triste des bois.*)

Dieſe Ebenen, Thäler, Berge, Trümmer, Ruinen erinnern an die Kämpfe der tapferſten Ritter; umſonſt

*) Alfred de Vigny, Ballade de Roland. Für den romantiſchen Theil dieſer Begebenheiten muß man Turpins Chronik, für den geſchichtlichen Eginhard nachleſen.

weiſen wir dieſe Eindrücke von uns, hier muß man Arioſt folgen, wie Homer in Troja's Ebene.

Luft und Klima, Erde und Himmel zeigen die von Ewigkeit beſtimmten Grenzen, die Scheidewand der Völker. Starre Eisfelder trennen die fruchtbaren Thäler der Garonne von denen des Ebro.

Niemand hat ungeſtraft dieſe Grenzen verkannt.

VII.

Geſchichte von Bearn.

VII. Geſchichte von Bearn.

Ubi spiritus ibi libertas. *)
Jeanne d'Albret.

Ueberaus merkwürdige und doch wenig bekannte Begebenheiten knüpfen ſich an die Geſchichte dieſes kleinen Ländchens, welches durch acht Jahrhunderte mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit ſeine Unabhängigkeit gegen die Könige von Spanien, Frankreich und England und ſeine alten Freiheiten gegen ſeine eigenen Herrſcher zu behaupten wußte. Bei dem Studium der älteſten Geſchichte von Bearn und Navarra findet man überall die Spuren des muthigſten Widerſtandes gegen jedes fremde Joch, vorzüglich gegen Frankreich. Faſt alle franzöſiſchen Schriftſteller früherer Jahrhunderte, durch engherzigen Patriotismus oder liebedieneriſche Geſinnung für ihre Nation oder die Könige derſelben geleitet, haben — was jeder

*) Wo der Geiſt iſt, iſt die Freiheit.

geſchichtlichen Wahrheit widerſpricht — jene freien Länder den alten Galliern und namentlich den karolingiſchen Königen unterworfen. Die Hiſtoriker oder vielmehr die Compilatoren haben ſeit Mézeray Partei gegen die alten Aquitanier genommen, die mit kräftiger Beharrlichkeit alle Eroberungspläne franzöſiſcher Herrſcher jederzeit ſcheitern machten. Die pyrenäiſchen Provinzen haben in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters den Franken widerſtanden. Aquitanien aber behauptete noch länger ſeine Nationalität. Jahrhunderte waren nöthig zur Verſchmelzung der romaniſchen Völker, der Langue d'Oc mit der Langue d'Oil*). Der Verfall des Feudal-Syſtems und die Vereinigung aller franzöſiſchen Provinzen im 15. Jahrhunderte, als die Engländer aus

*) Langue d'Oc und Langue d'Oil ſind die Bezeichnungen, die früher wahrſcheinlich im allgemeinen Gebrauch waren. In einer Ordonnanz Karls VI., vom Jahre 1394, heißt es: les états de la couronne de France divisés en langue d'Oc et en langue d'Oil. Das Wort langue nach der alten Bedeutung für Provinz, wie man es auch im Deutſchen, z. B. bei den Maltheſern, gebrauchte. Noch heute nennt man die Langue d'Oc, auch Catalane, die Mundart, welche von der Loire bis tief nach Catalonien geſprochen wurde und zum Theil noch geſprochen wird, während man Langue d'Oil diejenige nennt, welche dieſſeits der Loire geſprochen und auch Langue Picarde genannt ward. Die Picarde iſt die entfernteſte Provinz an der Loire, wo dieſe Mundart im Gebrauch, wie Catalonien es von der andern Seite iſt.

Frankreich vertrieben wurden, trugen wesentlich zu ihrer endlichen Vereinigung bei. Bearn aber, obgleich in engen Grenzen, wußte seine Unabhängigkeit zu erhalten, trotz aller Anfechtungen der mächtigen Nachbaren, und zwar bis zum Moment, als sein Beherrscher den französischen Thron bestieg.

Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung suchten sich die Völker Navarra's und Bearn's vom römischen Joche zu befreien und nahmen lebhaften Theil an den Kriegen und Eroberungen der Gallier. Hundert Jahre später blühten unter Kaiser Adrian die Wissenschaften in Aquitanien, von dem ein Theil damals Novempopulanien genannt wurde, das heutige Bearn. Hier lebte lebendiger Haß gegen die römische Oberherrschaft und dieser war der frühen Verbreitung des Christenthums sehr förderlich. Novempopulanien ward zwar von Clovis eingenommen, aber schon die ersten Nachkommen dieses Fürsten, die Bearn inne hatten, vertheidigten mit Erfolg die Unabhängigkeit Bearn's gegen die fränkischen Könige. Die ersten Herzoge von Aquitanien, Clovis Nachkommen, kämpften noch hundert Jahre gegen die Karolinger, nachdem diese dessen Geschlecht vom französischen Thron in's Kloster geschickt hatten. Diese blutigen Kriege waren, trotz des ungeheuern Unterschiedes der Streitkräfte, ehrenvoll für das kleine Ländchen, welches

sich fortwährend frei erhält. Loup, Herzog von Aquitanien, überfiel und vernichtete Karl's des Großen Arrieregarde bei Ronceval.*)

Um diese Zeit, wenn nicht schon früher, gaben sich die Bearner ihr großes Gesetzbuch: die Fors**), wie die Basken und Navarresen ihre Fueros. Beide Einrichtungen gehören derselben Zeit an, denselben Umständen, sie sind ein Schutz gegen den Despotismus, die Herrschsucht der Araber, der gothischen und fränkischen Könige. Das Hauptgesetz, am schärfsten ausgesprochen und bis in die neuesten Zeiten behauptet, ist: das Recht, von seinen natürlichen Richtern gerichtet zu werden. Dies Gesetzbuch war ein nothwendiges Produkt seiner Zeit. Die Bewohner des Königreichs Navarra und der Souverainetät von Bearn waren zu jener Verdorbenheit und

*) In den Bergen, die schon das römische Eroberungsschwert abgestumpft hatten, ward Karl dem Großen die tiefste Wunde geschlagen. Zwar fielen Pampelonas Mauern, Saragossa ward dem sarazenischen Befehlshaber, der Schutz bei Kaiser Karl gesucht, wiedergegeben und Huesca genommen, als sich aber die Franken auf waldbunklem schmalen Stege zwischen rauhen einsamen Felsen und tosenden Wasserfällen zurückzogen, fielen die Bergvölker über den Zug her und metzelten dergestalt, daß nur ein Mann entkam. Da fiel der treue Ekhart, da fiel Roland, Karl's Liebling. (Dieppold Skizzen.)

**) Das corpus juris der alten Rechte und Freiheiten Bearn's fand der Verfasser im Archive von Pau, noch in alt-bearner Mundart.

zu jener Einsicht gekommen, in der das menschliche Herz so wenig die ernste Größe der republikanischen Tugenden, als die Erniedrigung einer völligen Unterwerfung ertragen kann. Das Volk wählte den König, dieser war das Werk, das Geschöpf der Nation. Der Ausdruck ist hart, aber er ist historisch.

Franken, Araber, Gothen und Normannen suchten nach und nach, aber immer vergebens, sich in Bearn festzusetzen. Bis in das 11. Jahrhundert blieben die Nachkommen Clovis souveraine Herren. Der bedeutendste dieser Fürsten, Centulus III., führte den Beinamen le grand dominateur du monde; er war seiner Zeit überlegen. Sein Enkel und Nachfolger, Centulus IV., vereinigte Soule und Bigorre mit Bearn, er zog in seine Lande viele Flüchtlinge aus Spanien und Frankreich. Er war so mächtig und geachtet, daß man ihn unter die bedeutendsten Fürsten seiner Zeit zählte. Sein Enkel, Centulus V., war der letzte der männlichen Linie dieses Geschlechts, welches 600 Jahre die Unabhängigkeit des kleinen Ländchens gegen so mächtige als übermüthige Nachbarn behauptet hatte. Maria, Schwester des letzten Centulus, brachte die Souverainetät Bearn's an das spanische Haus Moncade.

Es schien, als ob der Tod des letzten Fürsten die Unabhängigkeit Bearns enden sollte. Der Kaiser

Alphons II. *), König von Aragonien, Caſtilien und Leon, nachdem er gleich ſeinen Vorfahren der Bundesgenoſſe von Bearn geweſen war, wollte es jetzt für ſich gewinnen. Die Gelegenheit war günſtig. Maria, die Erbin des Landes, war minderjährig; er, ihr Vormund, ließ ſie an ſeinem Hofe erziehen und hätte ſie gern unter ewiger Vormundſchaft gehalten, aber die Stände Bearn's thaten zu lauten Einſpruch. Nun verheirathete er ſie an Wilhelm von Moncade, von dem er ſich jedoch vorher im Geheimen den Lehnseid für Bearn hatte leiſten laſſen. Aber die Bearner erfuhren dies Geheimniß, und da ſie nach den Fors den Lehnseid ihres Herrſchers als eine Entſagung anzuſehen ein Recht hatten,

*) Für einen alten Beweis der Unabhängigkeit Bearn's von Spanien gilt die Charte Alphons des Weiſen von Caſtilien, vom Jahre 1217, in welcher der Unabhängigkeit Bearn's ausdrücklich Erwähnung geſchieht. Gleicherweiſe ſagt auch Froiſſard: Le pays de Bearn est de si noble condition que les seigneurs, qui par l'héritage le tiennent, n'en doivent à nul roi ni autre seigneur service, fors à Dieu. Die ſonſt ſo gründlichen Deutſchen ſind über die Stellung Bearn's zu Frankreich überall im Irrthume. So ſagt Garve, in den Anmerkungen zu Cicero, von den Pflichten, daß Jean d'Albret, der Gemahl der Catharina von Foix, ein franzöſiſcher Vaſall geweſen ſei. Der ſo wohlunterrichtete als wahrheitliebende Mariana behauptet, daß die Herrſcher von Bearn jederzeit den Königen von Aragonien den Lehnseid geleiſtet haben, was aller geſchichtlichen Wahrheit widerſpricht und Nichts als eine ſpaniſche Rodomontade iſt.

erklärten sie den Thron für erledigt. Sie wählten nach und nach zwei Edle zu Herren, die aber, als sie Beide die Vorrechte der Bearner verletzten, des Thrones und Lebens verlustig gingen. Die Bearner, die in Erfahrung gebracht hatten, daß ihre geborene Herrscherin von dem des Thrones entsetzten Gemahle zwei Söhne habe, wendeten sich, in dankbarer Erinnerung der langjährigen glücklichen Regierung des alten Fürstenstammes, an Moncade und erbaten sich einen der Söhne zum Herrscher. Der Vater ließ ihnen die Wahl; sie fanden beide Kinder im Schlafe, das eine hatte die Hände geschlossen, das andere offen; sie nahmen das letzte Zeichen für einen Beweis von Liberalität und wählten dasselbe unter dem Namen Gaston VI. zum Herrscher. So wenig hatten sie sich in ihm getäuscht, daß sie ihm später den Namen „des Guten" beilegten. Unter diesem, in Pau erzogenen Fürsten brach in Frankreich der Krieg der Albigenser aus. Gaston VI. war einer ihrer Hauptanführer und glücklich genug, nach der totalen Niederlage derselben seine Staaten zu behaupten. Sein Nachfolger, Wilhelm Raymond, reformirte 1212 die Fors zeitgemäß und sein Enkel Gaston VII. vollendete, noch unter Vormundschaft, das große Unternehmen im vollkommenen Einverständnisse der Stände. Dieser Fürst focht unter den Fahnen des heiligen Ludwig gegen die

Engländer, die in der Schlacht bei Taillebourg beſiegt wurden und einen Frieden ſchloſſen, der für Bearn ſehr vortheilhaft war. Gegen die ſpaniſche Krone, die fortwährend Abſichten auf ſein Land hatte, verband er ſich mit Philipp von Frankreich, der, die Geſchichte ſagt freilich nicht warum, den Namen des Kühnen führte, und widerſtand ſiegreich. Er ſtarb 1470 nach einer 60jährigen Regierung, „Moult vaillant homme aux armes“ ſagt eine alte Chronik.

Durch die Heirath der Tochter Gaſton's VII. mit Roger Bernhard II. kam Bearn an das berühmte Geſchlecht Foix. Die Regierung des Hauſes Moncade war ſo rühmlich, wie die des Hauſes Centulus. Gleich tüchtig war die neue Herrſchaft: Gaſton VIII., Gaſton IX., Gaſton Phoebus, Matthias von Caſtelbeon, deſſen Schweſter Eliſabet von Foix, Johann, deren Sohn, der unter der Jungfrau focht, beweiſen es.

Bei der Regierung Gaſton Phoebus wollen wir uns ein wenig länger aufhalten, denn ſie iſt in den Annalen des Landes das, was die Regierung Ludwig's XIV. für Frankreich iſt. Sein Vater, Gaſton IX., verheirathete ſich im 15. Jahre ſeines Alters mit Eleonore de Comminge, die viel älter als er war. Jemandem, der Eleonoren die Ungleichheit des Alters bemerkbar machte, antwortete ſie auf gut bearniſch: Si jou sabi de certan

que lou Comte de Foux de gesse estar mon marit you le speraria naxer *). Die Frucht dieſer glücklichen Ehe war Gaſton, der den Beinamen Phoebus wegen ſeiner Schönheit erhielt. Gaſton heirathete Agnes von Navarra, die Schweſter Karl's des Böſen von Navarra. Dieſer König, der feigſte und abſcheulichſte der Menſchen, wurde vom Könige Johann von Frankreich gefangen. Gaſton begab ſich nach Paris, um ſeines Schwagers Freiheit zu bewirken, wurde aber unter dem Vorwande, daß er dem Könige den Lehnseid wegen Bearn leiſten müſſe, daſelbſt ſeiner Freiheit beraubt. Der Graf widerſetzte ſich ſolcher Zumuthung mit Recht und behauptete, daß er Niemanden außer Gott über ſich erkenne. Der Krieg, den um dieſe Zeit die Engländer dem Könige Johann von Frankreich erklärten, bewog dieſen, Gaſton die Freiheit zu geben, damit derſelbe ſein Land ſelbſt vertheidigen könnte, was er ſo gut ausführte, daß die Engländer, obgleich Sieger gegen die Franzoſen, Bearn unangetaſtet ließen. Als aber der Friede von Bretigny die Gascogne an die Engländer übergab, forderten jetzt auch dieſe den Lehnseid, den Gaſton wiederum verweigerte, weil ſein Land ſo frei ſei, daß er dafür Niemand zu huldigen brauche „fors Dieu.“ Er benahm ſich ſo

*) Wenn der Graf von Foix noch nicht geboren und ich gewiß wäre, ihn zum Gemahl zu erhalten, ſo wartete ich ſeine Geburt ab.

fest, daß der berühmte schwarze Prinz achtungsvoll von seinem Verlangen abstand.

Gaston zog auch nach Preußen den deutschen Rittern zu Hilfe. Er war so geachtet, daß ihm Karl V. von Frankreich, nach dem Tode des Connetable du Guesclin, trotz des Widerspruches seiner Räthe das Gouvernement von Languedoc anvertraute. Gaston war tapfer und edel, an seinem Hofe ging es mit königlicher Pracht zu; so unterhielt er z. B. nicht weniger als 200 Jagdpferde und 1600 Jagdhunde. Ueberall baute er feste Schlösser und doch führte er alle Kriege aus eigenen Mitteln, forderte auch nicht eine einzige außerordentliche Abgabe von seinen Unterthanen und hinterließ einen ansehnlichen Schatz; bei alledem war er so großmüthig, daß kein fremder Ritter seinen Hof unbeschenkt verließ.

Das berühmte Vor- und Musterbild aller Chronikenschreiber, Froissard, der lange an den Höfen von Paris, London und Arras gelebt hatte, vollendete auf Schloß Pau als Gast von Gaston Phoebus seine Chroniken. Dankbar für die königliche Gastfreiheit, vergalt er diese Aufnahme auf die schönste Art, indem er in seinen Memoiren der Nachwelt mit naiven und doch reichen Farben das Bild dieses Fürsten zeichnete, ohne dessen Fehler zu vergessen.

Unter der Vormundschaft seiner Mutter, Eleonore von Comminges, hatte Gaston eine freie und sorglose Jugend unter ritterlichen Uebungen verlebt; seiner kriegerischen Erziehung fehlte nichts, sein Geist war gebildet. Er begann seine Laufbahn mit einem chevaleresken Zuge gegen die Mauren in Spanien. Unter der Regierung Gaston's, wie unter der seiner Vorfahren, brachen blutige Kämpfe zwischen den Häusern Armagnac und d'Albret aus. Gaston besiegte seinen ewigen Feind, den Grafen Armagnac, in der Schlacht bei Mont de Marsan, nahm ihn gefangen, gab ihn aber auf sein Wort frei, allerdings gegen ein sehr großes Lösegeld. Der berühmte schwarze Prinz, in dessen Gesellschaft unser Gaston bei einem Besuche desselben den Grafen Armagnac fand, bat Ersteren dringend, er möchte doch dem Grafen die ihm noch schuldigen 250,000 Livres Lösegeld erlassen, aber Gaston, von dem Froissard sagt: en son courroux, nul pardon, der eben sein Schloß Pau erbaute und stark befestigte, zog es vor, das Geld dazu von seinen Feinden, nicht von seinen Unterthanen sich zahlen zu lassen, und hielt festen Stand gegen alle Bitten. Froissard erzählt diese Begebenheit in seiner anmuthig naiven Weise: „et fut le prince de Galles requis par lui de prier à Gaston qu'il voulût quitter tout ou partie au Comte d'Armagnac. Le

prince qui fut sage et vaillant, réponduit que non ferait: car pourquoi? Comte d'Armagnac, vous fûtes pris par armes et par belle journée de bataille; par fait semblable, Monseigneur mon père et moi n'aurions voulu remettre en arrière notre bonne fortune en Poitiers.

Quand le Comte d'Armagnac ouït ce, il fut tout ébahi, cependant ne cessa, mais en pria la princesse, là-quelle de bon coeur requit au Comte de Foix qu'il lui vouloit donner un don. Madame, lui dit le Comte, je suis un petit homme et un petit bachelier, si ne puis faire grands dons, mais le don que vous demandez, s'il ne vaut plus de soixante mille livres, je vous le donne. Die Prinzeſſin von Wallis beſtand zwar auf einem größeren Geſchenke, aber der Graf blieb feſt. „Madame, à un pauvre chevalier que je suis, qui édifie villes et châteaux, le don que je vous accorde doit bien suffire.“ Gaſton erließ demnach auf Bitten der Prinzeſſin dem Grafen Armagnac 60,000 Livres. „Brièvement“ — ſagt Froiſſard, bei einer anderen Gelegenheit von Gaſton — „Tout considéré, avant que je vinsse en cette cour, j'avais été en moult cours de rois, de ducs, de princes, de comtes et de hautes dames; mais je ne fus onques en nulle qui mieux me plut, ni ne vis aucuns qui, fussent sur le fait d'armes réjouis plus que celui où le Comte de Foix était. On vogait en la salle, en sa chambre,

en la cour, chevaliers, et écuyers d'honneur aller et marcher, et les oyait ou parler d'armes et d'amour; tout honneur était là-dedans trouvé, toute nouvelle de quelque royaume que je fût, là de-dans on y apprenait; car de tout pays, pour la vaillance du seigneur elles y venaient. Gaston fut large et courtois en dons; et trop bien savoit prendre où il appartenoit et remettre où il afféroit. Les chiens sur toutes bêtes il aimait; et aux champs, été ou hiver, aux chasses volontiers étoit. D'armes et d'amour volontier se déduisoit. Oncques fol outrage, ni folle largesse n'aima. Il étoit connoissable et accointable à toutes gens; doucement et amoureusement à eux parloit. Il étoit bref en ses conseils et en ses réponses. De tout choses il étoit si très parfait que on ne le pourroit trop louer. Sage chevalier étoit et de haute emprise et plein de bon conseil."

Zwei große Verbrechen beflecken das Leben Gaſton's, die Geſchichte kann ſie nicht rechtfertigen und darf ſie nicht vergeſſen. Sein natürlicher Bruder, Pierre Arnaud de Bearn, hatte für die Engländer in der Gascogne Partei genommen; lange und ſtandhaft vertheidigte er das feſte Schloß von Lourdes gegen ſeinen Bruder Gaſton Phoebus. Bei einer freundlichen Zuſammenkunft, wozu ihn dieſer geladen, indem er ihn zur Uebergabe des Schloſſes aufgefordert hatte, die der Bru-

der verweigerte, gerieth Gaſton ſo in Zorn, daß er den Dolch gegen ſeinen Gaſt und Bruder zog und ihn damit lebensgefährlich verwundete. „Ah! dit le pauvre blessé, vous ne faites pas des gentillesses, vous m'avez mandé et si m'occiez. Si, commanda le Comte, qu'il fût mis à la fosse où jà il mourut.“ Der zweite Mord iſt eine der erſchütterndſten Begebenheiten des an dramatiſchen Ereigniſſen ſo reichen Mittelalters. Die langen Kämpfe der Häuſer Armagnac und Foix ſchienen endlich durch die Heirath des Sohnes Gaſton's mit der Tochter Armagnac's für immer beendet. Der junge Ehemann galt für ein Muſter der ritterlichen Tugenden, er war die Hoffnung des Vaters und des Landes. Seine Gattin ward, ihren munteren Geiſt und ihre Schönheit zu bezeichnen, la Gaye Armagnaiſe genannt. Eine heitere Zukunft ſchien die jungen Eheleute, die den alten Haß ihrer Häuſer in Liebe wandeln ſollten, zu erwarten. Ein ungeheures Verbrechen ſtörte dieſe Ausſicht. Der junge Gaſton hatte das Unglück, ſeine Mutter, die mit ſeinem Vater in ſehr geſpannten Verhältniſſen lebte, in Pampelona zu beſuchen, wo ſie bei ihrem Bruder, dem nichtswürdigen Könige von Navarra, lebte. Am Hofe ſeines Onkels ward der junge Gaſton mit großer Auszeichnung aufgenommen. Er war ein unerfahrener leichtgläubiger Mann, liebte ſeinen Vater mit Zärtlichkeit, wie

ſeine Mutter, und der Unfriede derſelben bekümmerte ihn tief. Konnte er dem Bruder ſeiner Mutter mißtrauen? Wußte er, mit wie vielen Verbrechen derſelbe befleckt war? Dieſer gab ſeinem Neffen ein kleines Pulver, welches derſelbe ſeinem Vater in das Eſſen zu ſchütten verſprach, da es die unbezweifelte Wirkung haben ſollte, den Vater in die Arme ſeiner Mutter zurückzuführen. Nach ſeiner Heimkehr ſuchte der junge Gaſton den Auftrag auszuführen, aber man findet, daß das Pulver ein ſchnell tödtendes Gift enthält. Sofort wird Gaſton arretirt; ſeine Vertrauten wurden zum Tode geführt, er ſelbſt damit bedroht und nur durch die Verwendung der Stände gerettet. Im Gefängniſſe erliegt ſein Lebensmuth unter der ſchweren Anklage. Er kann den Kummer, als Mörder des geliebten Vaters angeſehen zu werden, nicht ertragen, eben ſo wenig kann und will er den Bruder ſeiner Mutter dem allgemeinen Schimpfe hingeben. Lieber will er ſterben, das Leben iſt ihm eine unerträgliche Laſt. Er verſagt ſich alle Nahrungsmittel. Sein Wärter, der ſpät gewahr wird, daß der Gefangene ſeit Tagen Nichts genoſſen, berichtet es dem Vater. Dieſer, ohne ein Wort zu erwiedern, eilt in das Gefängniß ſeines Sohnes, mit einem kleinen Meſſer verſehen, was er zufällig in der Hand hat und deſſen Spitze ihm, wie der Geſchichtsſchreiber ſagt, kaum aus der Hand

reicht, damit verletzte er zufällig die Hauptader am Halſe des Sohnes, der, ſchon halb verhungert, daran verblutet. Zu ſpät wird es der verzweifelnde Vater gewahr. „Ah! Gaston, Gaston, rief er aus, comme male avanture il y a ici pour toi et pour moi! Par grand malheur allas en Navarre voir ta mère. Jamais si parfaite joie n'aurai comme j'avois par avant!“ Und nun läßt er ſich das Haupt ſcheren, kleidet ſich mit ſeinem ganzen Hofe in Trauer und begräbt unter großem Leid den geliebten Sohn. Chateaubriand, der ſich niemals durch eine gediegene Kritik bemerkbar machte, ſagt zwar (in den Etud. hist.), daß Froiſſard ſich viele Mühe giebt, das doppelte Verbrechen ſeines gütigen Wirths zu entſchuldigen, und daß es ihm nur glückt, ein pathetiſches Bild dieſer Scenen zu entwerfen; wenn man aber gerecht iſt, ſo muß man einſehen, daß Froiſſard der Wahrheit die Ehre giebt. In Mitte der Feſte ſammelt er die einzelnen Begebenheiten einer Geſchichte, die Jedermann vom Hofe gern vergeſſen laſſen wollte, und erzählt ſie treu und ohne Entſtellung. Er ſucht keineswegs Gaſton, den er hoch verehrt und lieb und werth hält, auch nur zu entſchuldigen. Dreimal, als ob er ſich von dem Tode des jungen Gaſton nicht losreißen könne, kommt er auf dies traurige Ereigniß zurück und immer unterbricht er die grauſame Wahrheit

der Geſchichte mit den Worten: „de lui n'est plus, Dieu lui fasse pardon.“

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der Aufenthalt Froiſſard's am Hofe Gaſton's X. Phoebus ein Glück oder ein Unglück für das Andenken dieſes Fürſten iſt. Der Chroniſt giebt ein treues Bild von deſſen böſen Handlungen, aber er wirft auch ein helles Licht auf die guten Eigenſchaften deſſelben. Die chevalereſken Kämpfe dieſer Zeit, wie ihre heiteren Spiele der Muſe, haben viel Anziehendes, aber dieſe Helden hatten ihre Herzen ſo gut in Stahl und Eiſen gehüllt, wie den übrigen Körper. Ihre Leidenſchaften waren immer ungezähmt; Gutes und Böſes wechſelte, wie Wind und Wetter. Gaſton war ein verſtändiger Regent, für Jedermann zugänglich, mit Geduld Rede und Antwort gebend. Er war bündig in Rath und Antwort, liebte Künſte und Wiſſenſchaften und war ſelbſt Minneſänger. Er iſt, ſagt unſer Chronikenſchreiber, „aujourd'hui le plus sage prince, qui vive et que nul haut seigneur, tel que le roi de France ou le roi d'Angleterre courrocoit le plus envis. De ses autres voisines, du roi d'Aragon ni de roi de Navarre ne fait-il compte, car il fineroit plus de gensd'armes, tant a-t-il acquis d'ames par ses dons et tant en peut-il avoir par ses deniers, que ces deux rois ne feroient à une fois ou deux.“ Endlich bei Gaſton's Tode heißt es: „Ces nou-

velles furent moult dures, car le Comte étoit aimé grandement de toutes gens. Et lamentoient et récondoient la vaillance de lui, sa noble vie, son puissant état et gouvernement, sa grand largesse, sa prudence, la grand prosperité de paix où il avoient vesquieu le temps que leur gentil seigneur avoit régné.“

Gaſton hinterließ zwei natürliche Söhne, von denen der eine, Gratien, Grand d'Espagne und Stammvater der Herzöge von Medina-Celi ward. In der Regierung ſeiner Staaten folgte ihm ſein Neffe Mathieu de Caſtelbon, dann deſſen Schweſter Eliſabeth de Foix und deren Sohn Johann, der ritterliche Kampfgefährte der Jungfrau von Orleans. Des Letzteren Sohn, Gaſton XI., entriß mit dem Beiſtande Dunois, des bekannten Baſtards von Orleans, den Engländern Bayonne und eroberte die ganze Gascogne. Was aber für ihn und für Bearn wichtiger wurde, war ſeine Verheirathung mit Eleonore, der Tochter König Johann's von Aragonien, wodurch er das ganze Königreich von Navarra erbte und es mit Bearn vereinigte. Dieſe Erbſchaft, welche die Könige von Spanien mit den Waffen in der Hand beſtritten, war der Urſprung des Zwiſtes der Häuſer Beaumont und Grammont, deren blutige Fehden, von Spanien genährt, für Navarra verderbliche Folgen hatten. Ludwig von Beaumont,

Connetable von Navarra, erklärte ſich für die Rechte des Hauſes Bearn, als ſolche noch nicht durch die Cortes von Tudela anerkannt waren, änderte aber nachher, als dieſe Anſprüche unbezweifelt waren, ſeine Anſichten. Die Grammonts ſuchten dagegen jederzeit die Rechte ſpaniſcher Prinzen auf die Krone von Navarra zu behaupten und unterſtützten mit aller Macht die ganz unbegründeten Anſprüche Karl's von Aragonien, des Bruders Eleonorens. In Mitte dieſer Fehden kam das Haus von Bearn in den Beſitz des Thrones von Navarra. Der Krieg, von Spanien angefacht und erhalten, bot allen Parteien Vortheile. Karl ſtarb eines gewaltſamen Todes; Eleonora regierte nur 14 Tage.

Franz Phoebus ſtarb nach einigen Jahren, auch zu unerwartet, um ſeinen Tod als unverdächtig erſcheinen zu laſſen, beſonders da alle Nachbaren und viele Unterthanen nach der reichen Erbſchaft verlangten.

Das Königreich Navarra, zur Zeit dem Range nach das vierte chriſtliche Königreich, beſtand aus Ober- und Unter-Navarra, durch die Pyrenäen getrennt, dem ſouveränen Bearn, den Grafſchaften Foix, Bigorre, Armagnac und einer Menge Herrſchaften im Innern Frankreichs. Navarra und Bearn hatten ſeit Jahrhunderten eine faſt gleiche Verfaſſung, wie gleiche Sitten. Bearn, der Hauptſitz des kleinen Königreiches,

hatte ein solches Gewicht, daß selbst die späteren, nur momentan sich festsetzenden Eroberer Gesetze und Gebräuche unangetastet ließen; die öffentliche Rechtspflege war von uralter Zeit her bewundernswürdig zu nennen. Frankreich und Spanien bewarben sich oft um die Freundschaft der Herrscher Bearns, von denen man sagen konnte, sie trugen den Schlüssel der Pyrenäen, sowie die Könige von Sardinien die der Alpen, an ihrem Gürtel. Die Unabhängigkeit Bearns von Frankreich war so unbezweifelt, daß sie selbst von Ludwig XI. respektirt wurde. Es ist bekannt, daß dieser Fürst alles Mögliche that, um die Einigkeit Frankreichs, wie sie unter Karl dem Großen bestanden, herzustellen, daß er oft unter dem nichtigsten Vorwande die Großen des Reichs beraubte und dem Feudal-System ein Ende zu machen suchte. Aber er achtete die Unabhängigkeit Bearns. Als er bei Gelegenheit seiner Wallfahrt nach Sarrance die Grenze Frankreichs und Bearns passirte, sagte er zu seinem Stallmeister: „baissez l'épée de France, nous sortons ici du royaume."

Nach dem Tode von Franz Phoebus (1483) erbte dessen Schwester, Katharina von Foix, unter der Vormundschaft ihrer Mutter, Magdaleine von Frankreich, den Thron von Navarra. Der tragische oder verdächtig schnelle Tod ihrer Vorfahren war ein bedenkliches Zeichen

für die junge Fürstin. Frankreich und Spanien griffen abwechselnd die reiche Erbschaft an, und vertheidigten sie wieder abwechselnd gegen den andern. Kaum war Katharina zum Throne gelangt, als auch Frankreich und Spanien alle möglichen Intriguen versuchten, derselben einen Gemahl im eigenen Interesse zu geben. Nach den Fors aber durften sowohl die Erben von Navarra als von Bearn sich nicht ohne Einwilligung der Stände verheirathen. Fast keine Stimme erhob sich zu Gunsten Spaniens. Frankreich schlug vier Kandidaten vor, drei Prinzen von Geblüt und Johann d'Albret; letzterer ward gewählt und heirathete im Jahre 1491 Katharina. Sofort fachte Spanien durch den Connetable Beaumont — den Schwager des König Ferdinand des Katholischen — Unruhen an. Leider war der neue König von Navarra und seine Gemahlin über die zu ergreifenden Maßregeln uneinig. Die Königin ergriff die Partei Grammonts, Johann erklärte sich zu Gunsten des Connetable; so erhielten beide Parteien Vorschub, während es verständiger gewesen wäre, beide niederzuhalten.

Johann d'Albret, schwach und dem Vergnügen ergeben, überließ alle Geschäfte dem Connetable und war vielleicht der einzige im Lande, der die Verrätherei desselben bezweifelte. Endlich brach sie in offenbare Em-

pörung aus. Der König that nun im Zorn, was er aus Vorsicht nicht vermocht hatte; er griff den Connetable an, schlug ihn und nöthigte ihn zur Flucht nach Aragonien; ein Ereigniß, welches der Partei von Beaumont auf einige Zeit die Kraft benahm, für Ferdinand zu wirken. In demselben Jahre, 1507, ernannte Johann seinen Bruder zum Bischof von Pampelona, aber der Papst Julius II. erkannte denselben nicht an, und als der König nicht nachgab, belegte er ihn mit dem Banne. Nun lenkte der Hof von Navarra ein, zum großen Leidwesen des Papstes und des Königs Ferdinand, der lüstern nach dem Besitze Navarras schaute. Als aber auch Ludwig XII. von Julius in den Bann gethan wurde und Ferdinand, unter dem Vorwande, diesen zu bekriegen, einen Durchzug durch Navarra verlangte, weigerte sich Johann, und der Papst ergriff die willkommene Gelegenheit und that ihn abermals in den Bann. Eine spanische Armee unter dem Herzoge von Alba — dem Großvater des berühmten Alba — rückte sofort nach Navarra, wo der Sohn des verrätherischen Connetable Beaumont großen Zulauf fand. Johann, immer einzig dem Vergnügen ergeben, hatte alle Vorsichtigkeitsmaßregeln gegen den so lange drohenden Sturm versäumt und ließ ohne Schwertstreich sein Königreich im Stich. Seinen ihm Muth zusprechenden Anhängern

gab er zur Antwort: „ich ziehe es vor, frei in den Wäldern und Bergen umherzuirren, als in Caſtilien ein Gefangener zu ſein.“ Umſonſt verſuchte die muthige Königin das Vertrauen des Fürſten zu beleben. „Gehe hin“, ſagte ſie ihm zuletzt entrüſtet, „Du warſt Johann Albret und wirſt wieder Johann Albret werden ohne Land.“ Zwar blieb die Königin nach der ſchimpflichen Flucht ihres Gemahls noch jenſeits der Pyrenäen, als aber die Spanier, von der täglich mächtiger werdenden Partei Beaumonts unterſtützt, vorrückten, ſah ſie ſich mit ihren 10 Kindern genöthigt nach Pau zu flüchten. Die Spanier verheerten das Land auf das fürchterlichſte, ſie verſchonten Nichts, Feuer und Schwert hauſten entſetzlich. Ferdinand gelüſtete zwar auch nach Nieder-Navarra und Bearn, hier aber fand Alba ernſten Widerſtand und Ludwig XII. ſendete Truppen zur Hilfe.

Unterdeß war der Papſt Julius II. geſtorben und ſein Nachfolger Leo X. nahm den Bann gegen die Könige von Frankreich und Navarra zurück; der Friede zwiſchen Frankreich und England (mit König Heinrich VIII.), Spanien und Navarra ward geſchloſſen. Ober-Navarra blieb im Beſitze Ferdinands des Katholiſchen. König Johann und die Königin Katharina konnten den Verluſt nicht vergeſſen, am wenigſten die letzte. Zwar empörte ſich das ſpaniſch gewordene

Navarra nach dem Tode Ferdinands und der König Johann hätte es leicht wieder erobern können, aber er verlor die Zeit in Zaudern. Der große Ximenes erstickte die Empörung, das Haus Foix verlor den größten Theil Navarras für immer, ihm blieb nichts als der Distrikt der Basses-Pyrenées, diesseits der Gebirge. Die Königin sagte nach diesem Verluste zu ihrem Gemahl: „Dom Jean, si nous fussions nés, vous Catharine et moi Dom Jean nous n'aurons jamais perdu la Navarre.“ Beide starben bald und die Königin, den letzten Blick nach Navarra gerichtet, verordnete, daß ihre Leiche in der Kirche von Lescar ruhen sollte, bis zu dem glücklichen Momente, wenn ihre Asche zu der ihrer Väter nach Pampelona gebracht werden könnte.

Ludwig XII. von Frankreich hatte sich sehr zweideutig in dieser Angelegenheit benommen und seinen Verbündeten aufgegeben, er ging aber noch weiter. Bald erklärte das Parlament von Toulouse im Namen Ludwigs XII. bei Gelegenheit einer Fehde, welche König Johann mit dem Vicomte von Narbonne hatte, die Konfiskation der Souveränetät von Bearn. Die Stände Bearns protestirten lebhaft gegen solche Anmaßung. Von beiden Seiten wurden Schiedsrichter festgesetzt, um zu entscheiden, ob Bearn souverän oder ein Theil von Guyenne wäre. Ludwig aber mußte, laut Patent vom

Jahre 1512, erkennen, daß Bearn, was es in Wahrheit ſchon ſeit Jahrhunderten war, durchaus unabhängig von Frankreichs Krone ſei.

Henri d'Albret der I. von Bearn und der II. von Navarra, der Sohn Johanns und Katharinens, folgte ſeinen Eltern in der Regierung. Zwei deutſche Pilger, die nach St. Jacques de Compoſtella wanderten, hatten ihm den Namen Henri gegeben. Dieſe ſonderbare fromme Handlung war Folge eines Gelübdes, welches Johann und Katharina nach dem Verluſte ihrer drei älteren Söhne gethan. Die Spanier, immer, in der Hoffnung, das bequem gelegene Land zu erobern, ſagten: Heinrich habe den fremden Namen mit Recht angenommen, weil er eines Tages, fremd ſeinem Königreiche, ein Pilger in fernen Landen werden würde! Heinrich, in gerechter Beſorgniß vor dem drohenden Nachbar, ſchloß ſich feſt an König Franz I. von Frankreich gegen Kaiſer Karl V. Jener ſammelte ein Heer am Fuße der Pyrenäen unter André von Foix, die Partei Heinrichs und namentlich die Grammonts ſchloſſen ſich ihm an. Dies Heer drang durch das Roncevals-Thal, bemächtigte ſich während Karls V. Abweſenheit, im Jahre 1520, in wenigen Wochen ganz Navarras und belagerte Pampelona.

Bei der Belagerung des Schloſſes von Pampelona ward ein ſpaniſcher Offizier verwundet, ſeine Wunde war unheilbar. Da er nicht Soldat bleiben konnte, wurde er Mönch. Ignaz von Loyola*) war ſein Name. Der Präſident Henault ſagt von dem durch Ignaz geſtifteten Jeſuitenorden: „une societé devenue célèbre par les contradictions et les succès.“ Hätte er länger gelebt, ſo hätte er hinzufügen können, daß der Orden noch berühmter ward durch ſeine Aufhebung und Wiedergeburt.

König Heinrich begnügte ſich nicht mit den ſchnell errungenen Vortheilen, und ſtatt ſich in Navarra feſtzuſetzen, drang er weiter nach Caſtilien vor; hier ward er total geſchlagen, André von Foix ſelbſt gefangen genommen. Navarra ging noch einmal ſo ſchnell verloren, als es erobert worden war. Nun folgte König Heinrich ſeinem Bundesgenoſſen Franz nach Italien und theilte mit ihm bei Pavia das Loos der Gefangenſchaft. Mit Heinrich wurden zugleich deſſen Pagen, der Baron Arros und Franz von Rochefort gefangen und in

*) Ignaz war vielleicht ſelbſt Schuld an der Unheilbarkeit ſeiner Fußwunde; er ließ den ſchief geheilten Fuß noch einmal aus Eitelkeit, bevor er ſeinem heiligen Berufe nachging, brechen. L'histoire de Ignac de Loyola par Dom Inigo de Guipuscoa, Chevalier de la vierge.

das Schloß von Pavia gebracht. In dunkler Nacht, durch Hilfe von Leitern und Stricken, ließen ſich Heinrich und Arros von ihrem hohen Thurm in den Graben und entkamen unentdeckt. Am Morgen lag der junge Rochefort in des Königs Bette, man erkannte ihn nicht, er ahmte des Königs Stimme nach. Als man des Abends den Betrug gewahr wurde, waren die Geflüchteten nicht mehr einzuholen. — Nach ſeiner Freilaſſung gab Franz I. im Jahre 1527 ſeine Schweſter Margarethe von Valois dem König Heinrich zur Gemahlin. Heinrich, in Mitte der erſten, durch die Reformation, welche er im Stillen begünſtigte, veranlaßten Unruhen, ſah die wachſende Gefahr und baute überall feſte Schlöſſer. Navarreins ward neu und ſo ſtark befeſtigt, daß es ſpäter unter Johanna Albret und deren berühmtem Sohn, König Heinrich IV., die letzte Stütze des Landes wurde, das glorwürdige Aſyl, von dem aus die Befreiung Bearns vom mächtigen Frankreich ausging.

Die Geſetze und Rechte, alle Privilegien der alten Fors wurden in ein neues Geſetzbuch geſchmolzen, eine 20jährige Arbeit, die von den Ständen Bearns ohne alle Oppoſition angenommen wurde. Die Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich ward eine neue Quelle des Wohlſtandes für Bearn, welches in dieſer Zeit das glücklichſte Land in Europa genannt werden kann. Viele

tausend flüchtige französische Protestanten fanden an dem aufgeklärten Hofe Heinrichs Schutz und sichern Aufenthalt in Bearn. Der König von Navarra that, was die Monarchen der ganzen Welt gegen alle Religionssekten thun sollten, er verfolgte sie nicht. Die öffentliche Ruhe wurde unter seiner Regierung nicht gestört, der Wohlstand und die Bevölkerung Bearns stieg durch diese Duldsamkeit und durch den Frieden. Ein anderes Mittel zur Vermehrung des Wohlstandes war die Ordnung seiner Finanzen. Er besaß alles Land am Fuße der diesseitigen Pyrenäen, mit Ausnahme von Roussillon, so daß seine Staaten der natürliche Handelsweg zwischen Frankreich und Spanien waren; er belegte den Durchgang aller Waaren mit einer Abgabe von zwei Prozent.

Heinrich hatte nur eine Tochter, die er mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, verheirathete, aus welcher Ehe Heinrich IV. entsprang. Johanna war aber schon in ihrem zwölften Jahre, 1540, durch Vermittelung Königs Franz I., dem Herzoge Wilhelm von Cleve in Paris mit großer Pracht angetraut worden. Nach Brantôme konnte Johanna bei dieser Gelegenheit unter der Last von Gold und Geschmeide nicht gehen und König Franz befahl dem Connetable von Montmorency, sie in die Kirche zu tragen. Nach dem Abfalle des Herzogs von Cleve von der franzö-

ſiſchen Partei erlangte aber (1542) Margarethe von Valois, die immer gegen dieſe Ehe ihrer Tochter proteſtirt hatte, vom Papſte Paul III. die Auflöſung derſelben. Ein für die Geſchichte wichtiger Akt, denn die Feinde Johanna Albret's und Heinrich's IV., ihres Sohnes, benutzten jene Ehe, um einen Schatten auf die Geburt Heinrich's zu werfen.

Die beiden älteſten Söhne Johanna's und Anton's waren ſehr früh geſtorben; der eine derſelben ward ſo verweichlicht, daß er kaum an die freie Luft kam, und der zweite ſo ungezwungen und frei erzogen, daß er vom hohen Balkon des Schloſſes zu Pau ſtürzte. Nun verlangte der Rath von Navarra und König Heinrich, daß das nächſte Kind, gleich nach der Geburt, den Händen des Letzteren, ſeines Großvaters, übergeben werden ſollte. König Heinrich ſagte, er wolle das Kind nicht franzöſiſch, ſondern ächt bearniſch erziehen. Als ſich Johanna der Niederkunft nahe fühlte, nahm ſie, am 15. November 1553, Abſchied von ihrem Gemahl, der ſich mit ihr zu Compiègne, wo ſich der franzöſiſche Hof aufhielt, befand, und ging nach Pau, woſelbſt ſie nach einer 18tägigen Reiſe ankam. Hier fand ſie ihren Vater, der eben ſein Teſtament gemacht hatte, welches die Prinzeſſin um ſo mehr zu ſehen wünſchte, da man ihr geſagt hatte, daß es zu Gunſten einer Dame gemacht

wäre, der ihr Vater zugethan. Sie traf dieſen krank, aber ihre Ankunft machte ihn geſund. Sie hatte ein ſehr heiteres Gemüth, war gelehrt und beredt, voll Verſtand, gleich ihrer Mutter Margarethe von Valois. Der König verſprach ihr lachend das Teſtament, welches er in einer goldenen Kapſel an einer Kette von gleichem Metall, die ihm wohl funfzig Mal um den Hals ging, bei ſich trug, unter der Bedingung, daß ſie im kritiſchen Momente der Geburt ohne Weinen und Schreien ein bearner Lied ſinge. Nach Mitternacht am 13. Dezember 1553 fühlte die Prinzeſſin die erſten Geburtswehen, und als ſie ihren ſchnell herbeigerufenen Vater kommen hörte, begann ſie den alt-baskiſchen Volksgeſang:

Nouste Dame deou cap deou poun
Adjoudat me a d'aqueste hore! *)

Sobald ſie entbunden war, legte ihr der König die goldene Kette um den Hals, woran ſein Teſtament befeſtigt war; „das gehört dir meine Tochter und dieſes mir," und ſo nahm er das Kind, wickelte es in ſeinen

*) „Mutter Gottes am Brückenpfeiler, hilf mir in dieſer Stunde!" In der Gascogne ſah man in früherer Zeit an dem einem Ende jeder irgend bedeutenden Brücke eine heilige Maria. Eine ſolche ſtand auch an der Gave-Brücke unterhalb des Schloſſes von Pau; dieſe Statue ward für wunderthätig gehalten und die Frauen Pau's pflegten vor und bei ihrer Niederkunft ſich an dieſelbe mit der Bitte für eine leichte Geburt zu wenden.

brokatenen Schlafrock und trug es mit sich fort, indem er ausrief: „mira, agora esta oueia pario un lione" — Mein Schaf, o Wunder, hat einen Löwen zur Welt gebracht. — Um diesen Scherz zu verstehen, muß man wissen, daß die Spanier, die ewigen Feinde des Königs von Navarra, als die Königin Margaretha mit der Prinzessin Johanna niedergekommen war, zum Spott gesagt hatten: „Milagro la vacca hijo una oveja" — Wunder, die Kuh hat ein Schaf gezeugt. Eine Anspielung auf das Weideland, die Rindviehzucht Bearns — im Wappen von Bearn befinden sich zwei Ochsenmäuler — und auf den König Heinrich selbst, den sie el Vaquero, den Kuhhirten, nannten. Nun legte der König seinen Enkel in eine ungeheure Schildkrötenschale, die Wiege des jungen Heinrich, befeuchtete nach alt bearner Weise seine Lippen mit Knoblauch, zog seinen goldenen Becher hervor, der mit köstlichem Jurancon gefüllt war, dem Lieblingsweine des Königs, und reichte dem Kinde zu trinken; dies nahm einen herzhaften Schluck, öffnete die Augen und schien Verlangen nach einem zweiten Labetrank zu haben, den gab ihm der König und rief überglücklich: „Fürwahr, mein Enkel! ein ächter Bearner!"

Die Erziehung Heinrich's war neu und einfach; in der Gegend des kleinen Städtchen Nay in den Ber-

gen der Pyrenäen im Schlößchen Carozza erhielt er seine erste Bildung, nachdem er in dem an Pau grenzenden Dorfe Bilhères einer Bäuerin, seiner Amme, übergeben worden war. Die Hütte derselben steht noch, über der Thür liest man die Inschrift: Saube-garde dou Roy. Diese Inschrift über der Thüre ihres Hauses war die einzige Belohnung, welche die Amme annehmen wollte. Auch in Carozza wurde der junge Prinz so erzogen, als sei er der Sohn eines Landmannes. In der wilden Gegend lebte er nur unter und mit Bauernknaben, hatte mit diesen gleiche Nahrung und Kleidung, aß schwarzes Brot, Rindfleisch, Käse und Knoblauch, ward gewöhnt, kalt und heiß zu essen, und ging in bloßen Füßen und barhaupt. Ein Geschichtsschreiber sagt: an Arbeit und Entbehrung von Jugend auf gewöhnt, blieb er ihnen treu und ward durch sie unbesiegbar im Felde.

König Heinrich überlebte die Geburt seines großen Enkels nur zwei Jahre und starb 1553, nachdem ihm seine Gemahlin Margarethe schon 1549 durch den Tod entrissen worden war. Die letzten Regierungsjahre hatte er dazu angewendet, zahlreiche Truppen zu werben und einen Schatz zu sammeln; so waren die Verhältnisse Bearns beim Regierungsantritt Johannen's und ihres Gemahls Anton's von Bourbon wohlgeordnet.

Johanna hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, ihr Lehrer, Nicolaus von Bourbon, war einer der gelehrteſten Männer des Jahrhunderts. Sie ſprach lateiniſch und ſpaniſch mit Leichtigkeit, verſtand griechiſch und war ſelbſt Dichterin. Sie hatte den Geiſt, die Kenntniß, den Geſchmack ihrer Mutter, einen feſten männlichen Charakter. Allmälig nahmen, bei der Duldſamkeit der Regierung, die Calviniſten in Bearn überhand. Jacques de Foix, Biſchof von Lescar, Kanzler von Bearn, hatte eine Tochter hinterlaſſen, die als ſolche in das Kirchenbuch eingetragen war. Nicolaus d'Augua, Biſchof von Mende und Kanzler von Navarra, war ein Baſtard Duprats, Biſchofs von Auxerre.

Dieſe ſehr leicht zu vermehrenden Beiſpiele beweiſen, daß die Geiſtlichkeit ſelbſt den Schein von Sittſamkeit nicht beachtete, während gerade umgekehrt die Lehrer der neuen Sekte in evangeliſcher Strenge lebten und durch ſie wirkten. Das Volk achtete dieſe um ſo höher, als ſie in den Wiſſenſchaften wohl unterrichtet waren. Bald wurde der Calvinismus als die Religion der Gebildeten und Gelehrten betrachtet. Anton begünſtigte ihn offen und hatte einige calviniſtiſche Geiſtliche in ſeinem Gefolge. Die günſtige Revolution beunruhigte vor allen den römiſchen Hof; auch Heinrich II. von Frankreich ſah ungern,

daß Bearn der Zufluchtsort der Calviniſten wurde. Die Krone Frankreichs war im Begriff mit Spanien Frieden zu ſchließen; die Herrſcher von Bearn hatten ihre Rechte und Anſprüche auf Navarra weder vergeſſen noch aufgegeben, nur durch Frankreich konnten ſie Unterſtützung finden; dies Intereſſe zog Anton mit ſeiner Gemahlin im Jahre 1556 an den Hof Heinrich's II. von Frankreich. Zwar blieb der junge Prinz auf Schloß Carozza, là — il courait tête nu, exposé au froid, au soleil, à la fatigue et n'avait d'autres menins que les enfans du village, aber der König von Frankreich verlangte nach dem Knaben, er wurde daher auf kurze Zeit herbeigeholt und gefiel ſo ſehr dem Könige, daß dieſer ſchon damals beſchloß, ihm dereinſt ſeine Tochter, Margarethe von Valois,*) zur Frau zu geben.

Unterdeß wuchſen die Zwiſtigkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſtanten immer mehr und mehr. Anton von Bourbon hielt ſich offen zu dieſen, Johanna, eben ſo umſichtig als ſtaatsklug, wie jener unüberlegt,

*) Es gab im 16. Jahrhundert drei franzöſiſche Prinzeſſinnen dieſes Namens: 1) die ſchon früher erwähnte Mutter von Johann Albret, eine Schweſter König Franz I.; 2) Margarethe von Valois, eine Tochter dieſes Königs und 3) die Tochter Heinrichs II. und Katharinas von Medicis, die Heinrich von Bourbon, Prinzen von Navarra, den ſpätern Heinrich IV. von Frankreich, heirathete.

obgleich der Toleranz und dem neuen Glauben im Herzen zugethan, neigte sich aus Rücksicht für den französischen Hof mehr zur katholischen Partei. Heinrich II. von Frankreich, unter dem Doppeleinflusse Dianens von Poitiers und des Kardinals von Lothringen, den der Papst zum Großinquisitor von Frankreich ernannt hatte, erließ ein heftiges Edikt gegen die neue Lehre. Die Güter der Protestanten wurden eingezogen — die geliebte Diana erhielt sehr viele zum Geschenk, — aber alle Verfolgungen machten auch hier, wie gewöhnlich, nur neue Proselyten. Anton von Bourbon befand sich durch den Schutz der Protestanten, seine Glaubensrichtung und dadurch, daß er, wie Johanna, den Verlust Navarra's nicht vergessen konnte, in feindlicher Stellung gegen Spanien, woselbst der Hof von Bearn fortwährend geheime Verbindungen unterhielt.

Es soll König Anton sogar, nach Brantôme, mit dem Könige von Fez eine Allianz „très bonne et très ferme" geschlossen und diese die Wiedereroberung Navarra's für Bearn und den Besitz Granada's für den maurischen König bezweckt haben. König Anton und seine Gemahlin waren aber zu sehr den religiösen Verläumdungen ihrer Zeit ausgesetzt, als daß man dieser Nachricht, die de Thou nicht erwähnt, vielen Glauben schenken könnte. Da der Druck der Protestanten immer meh-

Flüchtlinge nach Bearn brachte, wo ſie Sicherheit fanden, ſo wuchſen die Intriguen der Höfe von Madrid, Rom und Paris, die von dem Marſchall von St. André mit Verſtand geleitet wurden und durch welche man verſuchte, Anton von der proteſtantiſchen Seite abzuziehen. Durch den Tod Heinrich's II. war ihm die Ausſicht auf den franzöſiſchen Thron geworden; die Guiſen ſuchten dieſe Ausſicht zu vernichten, trachteten ihm ſogar nach dem Leben. Die Königin Johanna erzählt in ihren Memoiren: der ſchwache, von den Guiſen geleitete König Franz II. ſtellte ſich krank und ließ den König Anton zu ſich beſcheiden, um ihm wegen ſeiner Anhänglichkeit an die neue Lehre Vorwürfe zu machen. In Hoffnung einer heftigen Antwort, wollte Franz II. den Letzteren mit dem Degen in der Hand angreifen und die hinter einem Teppich verſteckten Guiſen ſollten das blutige Werk vollenden. Aber Anton blieb gelaſſen, die Guiſen und der Marſchall St. André erwarteten vergebens das verabredete Zeichen des Kampfes. Franz II. ſtarb bald nach dieſem Vorgange. Während der Minderjährigkeit Karl's IX. kam der junge Heinrich nach Paris, um être institué en bonnes lettres. Hier wurden mit ihm der junge Herzog Heinrich von Anjou, der ſein König wurde, und Heinrich, Herzog von Guiſe, erzogen; alle drei Heinriche ſtarben von Mörderhand.

Um dieſe Zeit, unter der Vormundſchaft Katharinens von Medicis, wurden die Proteſtanten, an denen Katharina eine Stütze gegen die mächtige Partei der Guiſen fand, etwas minder verfolgt, und nun verbarg auch Johanna weniger ihre Neigung für ſie. Die Bibel kam in Bearn in Jedermanns Hände; die neue Doktrin ward überall gelehrt, ſie fand ganz beſonderen Beifall unter den Großen, die, durch Kriege und Verſchwendung ruinirt, lüſtern nach den Kirchengütern ſchauten. Jetzt gewann die Krone von Spanien die nächſte Umgebung des charakterloſen Anton von Bourbon und ließ ihm das verlorene Navarra anbieten, ein Verſprechen, welches man zu halten gewiß nicht geſonnen war, wenn er ſich zum Beſchützer der katholiſchen Religion aufwerfen und, da Ketzerei ein hinlänglicher Grund zur Scheidung ſei, von ſeiner Frau ſcheiden laſſen wollte. Man ſchlug ihm Maria Stuart von Schottland, die Nièce der Guiſen, zur Gemahlin vor und dadurch den ſchottiſchen Thron. Die Guiſen zeigten damit auch die Ausſicht auf den Thron von England und nach dem Tode des hinfälligen Königs von Frankreich auch auf dieſe Krone, an die er, ohne ſeine Religion zu wechſeln, nicht denken könne. Endlich bot Spanien dem ſchwachen Fürſten, als Entſchädigung für das verloren gegangene Navarra, ſofort nach der Scheidung die

Inſel Sardinien an. Sie ſei, ſagte man, der reizendſte Aufenthalt; ihre Erzeugniſſe, der Himmel, die Luft, die von der Natur ſelbſt gebildeten Häfen, die prächtigen Städte, der Handel und die Schifffahrt zwiſchen der Levante, Afrika und Europa wurden in den lieblichſten Farben geſchildert. Ueberdem, ſagte man, könne er von da aus ſehr leicht, mit Hilfe des Papſtes und des Königs von Spanien, Tunis, Tripolis und Algier erobern und ein mächtiges Reich gründen.

So unglaublich dieſe Vorſpiegelungen auch waren, ſo iſt doch unbezweifelt, daß ſie König Anton ſämmtlich für Gewißheit anſah; der arme Kopf träumte von Liebe, Königreichen und Glück. Ein Arzt, Laura, den er in Dienſt nahm und der ſeine Inſtruktionen von Anton von Lainez, dem zweiten Generale der Jeſuiten, erhielt, belebte dieſe Träume. Laura war befreundet mit Hippolite von Eſte, dem Kardinale von Ferrara und Legaten des Papſtes, deſſen Nièce der Herzog von Guiſe geheirathet hatte. — Johanna Albret kam zeitig hinter alle die Intriguen; ſie machte ihrem Gemahle Vorſtellungen, er entſchuldigte ſich mit Religionszweifeln, aber er änderte ſich nicht. Rom und Spanien blieben ſeine Orakel; bald erklärte er ſich nicht nur öffentlich für die Katholiken, ſondern verabſchiedete auch ſeine bisherige proteſtantiſche Umgebung und ward Katholik.

Johanna, die früher ungern gesehen, daß er die Lehre Calvins angenommen, und bei dieser Gelegenheit, nach Brantôme, gesagt hatte: „wenn sich ihr Gemahl ruiniren und sein Hab und Gut konfisziren lassen wollte, so möchte sie das Wenige, was sie habe, behalten" sah nun ihre protestantischen Unterthanen und zugleich sich selbst von Rom und Spanien, ihren unerbittlichen Gegnern, bedroht und von ihrem Gemahle verrathen. In solcher Lage blieb ihr zum Schutze ihrer Krone und ihrer Kinder Nichts übrig, als sich den Protestanten in die Arme zu werfen; offen bekannte sie die Lehre Calvins. Dieser entscheidende und unerwartete Schritt zeigte die Festigkeit ihres Charakters. Nun zog sie sich von Frankreich nach Bearn zurück und nahm ihren Sohn mit, den sie mit den edelsten und gebildetsten Männern ihrer Zeit umgab. Pons de la Caze, Beauvais, la Gaucherie und Florent Chrétien, sämmtlich Protestanten, wurden seine Lehrer. „Je ne veux pas, sagte ihnen die Königin, que mon fils soit un illustre ignorant." Um ihn vor dem zu jener Zeit sehr üblichen Fluchen zu bewahren, wiederholte sein Erzieher in scheinbarem Zorne oft die Worte: „ventre saint-gris," damit der Prinz sich lieber dieser nichtssagenden Phrase, als eines Fluches bedienen möge. Ausdrücklich verordnete

Johanna, daß Schmeichler und Bediente ihm fern gehalten würden.

Noch waren die bürgerlichen Kriege in Frankreich nicht ausgebrochen; Johanna versprach, Niemanden wegen seiner Religion verfolgen zu wollen. „Pour la religion, sagte sie, je ne fais rien par force, il n'y a ni mort, ni emprisonnement, ni condamnation.“ Johanna sagte von sich, daß sie „à donné à chacun la liberté de servir Dieu selon les lumiers de sa conscience“*). Ein Ausspruch, der an ein bekanntes Wort des großen Friedrichs erinnert. Sie führte den neuen Gottesdienst öffentlich in ihrem Lande ein, ließ von Genf Geistliche kommen, die zwanzig junge reformirte Geistliche bildeten, welche nach Navarra gesendet wurden. König Anton verfolgte seine Gemahlin nun schonungslos, sie aber blieb fest, tolerirte beide Konfessionen und sagte, man müsse die Namen „Katholiken“ und „Protestanten“ vergessen und nichts sehen, als rechtliche Leute, die den Frieden bewahren wollen; ubi spiritus, ibi libertas, war ihr Wahlspruch! Ihr Gemahl wollte sie 1562 auf einer Reise aufheben und gefangen setzen lassen, ihre Entschlossenheit rettete sie.

*) Von der Ehescheidung, die auch bei uns in neuerer Zeit soviel besprochen worden, sagte sie: So elend dies Mittel auch ist, so muß es doch nicht, wenn gerechte Ursachen dafür vorhanden sind, die nöthige Freiheit hindern.

Während seit 20 Jahren Bearn der gesicherte Zufluchtsort der Protestanten war, wüthete der Religionskrieg immer heftiger in Frankreich. Weiber und Kinder flüchteten von allen Seiten nach Begrn. Condé, der Bruder Anton's von Bourbon, griff zu den Waffen; beide Parteien kämpften mit gleicher Grausamkeit. Anton, ein guter Soldat und Heerführer, stand an der Spitze der Katholiken, seinem Bruder entgegen; als er aber Rouen belagerte, ward er — 15. Oktober 1562 — tödtlich verwundet und starb bald darauf.

Trotz des Religionskrieges in Frankreich war und blieb doch noch immer Friede in Bearn; beide Konfessionen lebten ruhig neben einander, obwohl Frankreich, Rom und Spanien, welches letztere bei dieser Gelegenheit Peru's Gold mit vollen Händen gab, Alles thaten, um die besorgte Geistlichkeit zum Aufstand zu bewegen. — Ein Jahr nach dem Tode König Anton's that Pius IV. die Königin Johanna in den Bann, in Gemeinschaft mit der Königin Elisabeth von England, dem Könige von Schweden, dem Könige von Dänemark, dem Churfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen, dem Herzoge von Würtemberg u. s. w. Der Kardinal Armagnac bekam, als ob der Papst nur mit Widerstreben strafte, den Auftrag, Johanna von ihren Irrthümern zu befreien. Diese beantwortete das Schreiben

auf der Stelle in einem eigenhändigen, ausführlichen, vortrefflichen Briefe, der ein schönes Denkmal ihres Charakters und Geistes ist. Sie ließ den Brief sofort drucken und weiter verbreiten; er machte unglaublichen Eindruck und mehrte die Zahl der Protestanten im Lande. Gleichzeitig erklärten aber auch das Parlament von Bordeaux und Toulouse, daß Johanna kein Recht habe, in Bearn und noch weniger in ihren Domänen in Frankreich ohne die Erlaubniß des Königs von Frankreich neue Gesetze und Lehren einzuführen. Beide Parlamente behaupteten, die Rechte Johanna's auf die Souveränetät von Bearn seien illegitim. Karl IX. war, wie Davila sagt, sehr ungehalten, daß man diese schon zur Zeit Ludwig's XII. abgemachte Sache noch einmal zur Sprache brachte, besonders um dem alten Verlangen Spaniens auf Navarra mit Recht entgegen treten zu können. Johanna suchte zwar Schutz bei Frankreich, aber nicht um diesen Preis. Sie begab sich im Dezember 1563, von den ersten Rechtsgelehrten ihres Landes begleitet, an den französischen Hof, um ihre Rechte selbst zu vertheidigen, was sie mit solchem Geschicke that, daß sich der König von Frankreich genöthigt sah, die Beschlüsse der beiden Parlamente zu kassiren und das Prinzip der Souveränetät Bearn's auf's Neue öffentlich anzuerkennen.

Johanna wünschte ihren Sohn, den man seit eini-

ger Zeit unter den plausibelsten Vorwänden nach Paris gezogen hatte, mit sich nach Pau zu nehmen. Katharina von Medicis mit ihren 300 filles d'honneur, die sie überall mit sich führte, war ein zu verführerisches Bild für den jungen Prinzen. Bei allen öffentlichen Festen und Bällen sah man diese reizenden Damen, mit fliegenden Haaren und in verführerischem Kostüme. Bei den königlichen Tafeln mußten sie, mit besonderer Rücksicht auf die zu gewinnenden Fremden, die Aufwartung gleich den Pagen machen. Sie sollten und wollten gefallen. In der Mitte sybaritischer Feste beobachtete Katharina die Blicke derer, die sie gewinnen wollte, und kam gewöhnlich zum Ziele.

Johanna wußte ihr Verlangen, den Sohn für einige Zeit mit sich nach Bearn zu nehmen, in glücklicher Stunde dem Könige so geschickt vorzutragen, daß er einwilligte, und nun reiste sie mit Jenem noch in derselben Stunde ab. — In Bearn machte der Protestantismus fortwährend große Fortschritte, nur Unter-Navarra, Spanien am nächsten, war katholisch geblieben. Endlich wirkten französische Intriguen und spanisches Geld. Der Baron Luffe, die Herren von Armendarits, Damesan, der Vicomte Eschaux und einige Andere erhoben 1563 die Fahne der Empörung und wurden von dem größten Theile der katholischen Geistlichkeit unterstützt; Johanna

unterdrückte mit kräftig männlicher Hand die Empörung im Keime.

König Karl IX., der die Empörer aufgemuntert und unterstützt hatte, ersuchte nun die Königin von Navarra um deren Begnadigung, welche sie unter der Bedingung zusagte, daß dieselben zurückkehren und sie fußfällig um Gnade bitten sollten. Ihrem Worte, welches ob seiner Wahrheit sprichwörtlich geworden ist, trauten die Empörer, und sie hielt das Versprechen vollkommener Gnade, richtete aber an dieselben, bei Gelegenheit der öffentlichen Abbitte, eine ernste Strafrede. „Die bösen Unterthanen" — sagte sie — „die Rebellen gegen Fürsten und Vaterland sind ihres hohen Ranges unwerth; es sind Verräther, die weder Gnade vor Gott, noch vor den Menschen finden können. Aber die Vorsehung, die Alles zum Besten wendet, hat mich erhalten, damit ich sie preise, Gnade für mein Volk erbitte und selbst gegen diejenigen übe, deren Verbrechen ich verabscheue und die zu leben wünschen, um das Andenken ihrer bösen Handlungen hinfüro vergessen zu machen. Eurer Reue verdankt ihr meine Gnade, möge dieselbe in euch gute Früchte tragen." Die Worte der Königin deuteten darauf hin, daß Menschen, die einmal ihre Treue gebrochen, nicht mehr zu trauen sei, und die Folge bewies auch hier diese Wahrheit. Gleich nach der Begnadigung

gab König Karl IX. dem Baron Luſſe und anderen Häuptern der Empörer den Heiligengeiſtorden zum öffentlichen Beweiſe, wie ſehr er ihr Verfahren billige. Unter ſolchen Umſtänden nahm die feindſelige Spannung beider Höfe gegen einander immer mehr und mehr zu. Die Königin Katharina von Medicis, deren Worte ſelten mit ihren Handlungen übereinſtimmten, ſchrieb deſto freundlichere Briefe an Johanna *).

Endlich beſchloß man — wie es hieß zur Erhaltung des Friedens — eine Zuſammenkunft aller Parteien in Bayonne. Hier erſchien der franzöſiſche und ſpaniſche Hof, mit letzterem auch der Herzog von Alba, endlich die Königin Johanna und ihr Sohn. In Mitte der Feſtlichkeiten verabredeten Katharina und Alba im Geheimen den erſten Plan zur Bartholomäusnacht. Aber Bayonne war auch der einzige Ort Frankreichs, wo das Blutbad unterblieb. Adrian d'Aspremont Vicomte d'Orte ſchrieb dem Könige Karl den bekannten Brief: Sire, ich habe die Befehle Euerer Majeſtät den getreuen Unterthanen und dem Militär in Bayonne mitgetheilt, aber nur gute Bürger und tapfere Soldaten, keine Henker unter ihnen gefunden.

Der geheime Zweck der Höfe von Rom, Spanien

*) Mehrere Briefe derſelben, im ſchlecht möglichſten Franzöſiſch, befinden ſich im Archive von Pau, wo ſie der Verfaſſer ſah.

und Frankreich bei der Bayonner Konferenz war: Beſprechung der Mittel zur baldigen Niederdrückung des Proteſtantismus. Alba ſprach die Meinung aus, man müſſe zuerſt den Häuptern der Proteſtanten die Köpfe abſchlagen und dann ein allgemeines Blutbad, eine ſicilianiſche Veſper unter dem Volke veranſtalten. Johanna, die im Geheim von dieſen Verhandlungen etwas erfuhr und auch von der Weiſe überraſcht war, wie man ſich ihrer, ihres Sohnes, Condé's, des Admirals Coligny und Anderer verſichern wollte, ergriff die geeignetſten Maßregeln, den Sturm zu beſtehen. Karl IX. verſuchte alles Mögliche, die Königin für die katholiſche Partei zu gewinnen; da es vergebens war, gab er den Befehl, ſie zu arretiren. Durch ſcheinbare Sorgloſigkeit täuſchte ſie den franzöſiſchen Feldherrn Montluc und kam mit kleiner Bedeckung, die ſich unterwegs mehrte, mit ihren drei Kindern glücklich durch die franzöſiſchen Truppen nach Rochelle, wo ſie mit großem Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Sie ſchrieb an Karl IX.: Je vous supplie trouver bon que je sois partie de chez moi avec mes enfants, en intention de servir à mon Dieu, à Vous qui êtes mon roi, et à mon sang, et croire que les arms ne sont entre nos mains que pour ce trois choses — là.

Unterdeß eroberte die franzöſiſche Armee faſt ganz Bearn, Karl IX. verlangte die Huldigung, die Stände

proteſtirten feierlich gegen die Beſitznahme und bewieſen, daß Bearn ſeit 800 Jahren unabhängig, kein Lehn Frankreichs ſei, kein fremder Prinz habe daher die Huldigung zu fordern, und wenn man den König von Frankreich als Beſchützer anſehen könne, ſo ſei er doch nicht ihr Oberherr. Auch Johanna verlor nichts weniger als den Muth, ſie gab dem Prinzen von Condé, ihrem Schwager, ihr Geſchmeide, von dem die Königin Eliſabeth von England einen Theil, welcher ſich noch unter den engliſchen Kronjuwelen im Tower befindet, namentlich das große Halsband von Rubinen aus der Erbſchaft Navarra's kaufte, und war die Seele aller Unternehmungen der Proteſtanten. Unterdeß verloren dieſe 1569 die Schlacht bei Jarnak, der große Condé blieb. Johanna, von der de Thou bei dieſer Gelegenheit ſagt: elle avait un grand coeur et une esprit mâle, trug das Meiſte dazu bei, den geſunkenen Muth der Geſchlagenen herzuſtellen; unter ihrem Einfluß ward ihr Sohn Heinrich zum Generaliſſimus erwählt.

Obſchon die Franzoſen unter dem Marſchall Terride die letzten feſten Schlöſſer Bearn's und ſelbſt Pau erobert hatten und ſich nur das ſtarke Navarreins noch hielt, faßte Johanna von Rochelle aus, in Mitte des Unglücks der Proteſtanten, den kühnen Entſchluß zur Befreiung ihres Landes. Alle Häupter der Proteſtanten, der

große Coligny nicht ausgenommen, verſuchten vergebens, ſie von einem Plane, der ihre ſchwachen Kräfte noch mehr zerſplittern würde, abzuhalten, man nannte die Ausführung unmöglich. Sie aber antwortete: A coeur vaillant, rien d'impossible, eine Geſinnung, die den glücklichen Erfolg verdiente und herbeiführte. Sie gab dem Grafen Montgommery, demſelben, der den König Heinrich II. von Frankreich im Turniere tödtlich verwundet hatte, das Kommando von nicht mehr als 200 tüchtigen Reitern.

In Bearn waren unterdeß vier Edelleute thätig geweſen, den Kern für eine Armee zu bilden. Im Stillen, nach und nach, wuchs in den Bergen ihre Macht, ſie waren bereit zur Vereinigung mit Montgommery und nährten die Unzufriedenheit gegen die Franzoſen. Montgommery vermied jeden Kampf mit den Truppen, die ihn aufzuhalten ſuchten, wendete ſich von der großen Straße, ſchlug den Weg nach Limoiſin ein, wo der Proteſtantismus große Fortſchritte gemacht hatte, ging Mitte Juli nach der Guyenne, paſſirte die Dordogne, zog überall Anhänger der Proteſtanten an ſich, vereinigte ſich mit jener kleinen Armee, die den Namen des Heeres der vier Vicomtes angenommen hatte, und zählte 4000 Arquebuſiere und 500 Pferde, als er, das Gepäck zurücklaſſend, bei St. Gaudens die Berge paſſirte, über die

Garonne ging, Tarbes befreite und am 9. Auguſt Navarreins entſetzte. Siegreich hatte er die ſorgloſen Franzoſen in Orthez überfallen und ein großes Blutbad unter denſelben angerichtet. Er eroberte Pau, ſchlug Terride, nahm ihn gefangen und befreite in vierzehn ſiegreichen Tagen das ganze Land.

Leider ſchändete Montgommery ſeinen Sieg durch blutige Verfolgungen der Katholiken, während freilich auch dieſe in Bearn ein Gleiches gethan hatten. Die Chroniken erzählen tauſend Gräuel und die Schriftſteller jeder Partei beſchönigen die ihrigen, indem ſie die der Gegner vergrößern. Es wäre zweckmäßiger, wenn jede Partei ihre Gräuel bekannt hätte, um Abſcheu vor den allen bürgerlichen und Religions-Kriegen gemeinſchaftlichen Grauſamkeiten hervorzurufen.

Johanna verkündigte 1570, kurz vor ihrer Heimkehr, eine allgemeine Amneſtie. Ein hypokritiſcher Friede beendete die Blutſcenen *), um ſie bei dem Dunkel der

*) In dieſer Zeit erſchien unter dem Titel „Echo" ein Spottgedicht über das Elend, welches Katharina von Medicis, unter dem Vorwande, die katholiſche Religion zu ſchützen, über Frankreich gebracht hat; es hieß unter andern darin:

Quel pays de ce monde est en plus grande souffrance? France.
Qui l'a mis en ce point, qui mene cet orage? . . . . Rage.
Est-ce le jeune Roy, qui l'a mis en ce point? . . . . Point.

Nacht auf's Neue beginnen zu laſſen. — Nun that Katharina von Medicis alles Mögliche, um die Königin von Navarra an ihren Hof zu ziehen, und Johanna, die einem offenen Kriege ſiegreich widerſtanden hatte, unterlag, nach der allgemeinen Meinung, dem Verrathe. Der Vorſchlag der Heirath Margarethen's von Valois mit ihrem Sohne Heinrich lockte ſie nach Paris, umſonſt ward ſie vielfach gewarnt. Im Juni 1572 reiſte ſie endlich dahin und ſtarb wenige Tage nach ihrer Ankunft. Aubigny ſagt von ihr: Princesse n'ayant de femme que le sexe, l'âme entiére és choses viriles, l'ésprit puissant aux grandes affaires et le coeur invinsible ès adversites. Ganz Frankreich ſagte bei ihrem plötzlichen Tode — was aber nie erwieſen iſt — ſie ſei vergiftet worden. Man erinnerte ſich, daß ſie parfümirte Handſchuhe bei einem Italiener René gekauft hatte; de Thou nennt ihn homme scelerat, er hatte ſich ſelbſt gerühmt, Wohlgerüche bereiten zu können, qui n'étoient pas propres à la santé. Gleich nachdem die

Est-ce Monsieur, son frère, ayant tant de tesmoins? . Moins.
Qui nous a donc causé cette douleur amere? . . . . . Mère.
Qui en a texdrement son vouloire secondé? . . . . . Condé.
Mais quelle occasion à ce faire l'at ire? . . . . . Ire.
Quel prétexte a-t-il pris pour couvrir ses desseins? . Saints.
Et la religion est-elle de ce nombre? . . . . . Ombre.

Königin dieſe Handſchuhe angezogen hatte, bekam ſie das Fieber, von dem ſie nicht erſtand. Die Nichtswürdigkeit jenes Italieners war ſo anerkannt, daß ihn das Volk den Giftmiſcher der Medicis nannte.

Johannens berühmter Sohn, Heinrich von Bourbon, der erſte dieſer Linie auf dem franzöſiſchen Throne, war der zweite Heinrich in Bearn, der dritte in Navarra und als König von Frankreich der vierte. Seine Regierung gehört nicht blos Bearn, ſondern der Weltgeſchichte an; jeder gebildete Leſer kennt ſie, wir können daher flüchtig darüber hinweg gehen. Zwei Monate nach dem Tode ſeiner Mutter heirathete er, am 18. Auguſt 1572, Margarethe von Valois und ward der Schwager Karl's IX. und Heinrich's III. Die Bartholomäusnacht, ſein gezwungener Uebertritt folgten bald darauf. Zwei lange Jahre brachte er in vergoldeter Gefangenſchaft in Paris zu, endlich entfloh er, um durch 22 Jahre als Haupt der Hugenotten ſeine Unterdrückung und die ſeiner Religion zu rächen; was er bei Arques, Ivry und St. Denis that, iſt bekannt. Als die Guiſen den ſchwachen Heinrich III. leiteten, ſah er ſich genöthigt, ſich gegen denſelben zu erklären; er beſiegte denſelben bei Coutras und ſchrieb ihm vom Schlachtfelde einen wenig bekannten Brief: „Sire, Monseigneur et frère, remerciez Dieu, j'ai battu vos ennemis et votre

armée .... Est ce moi votre frère, qui peux être ennemi de votre personne? moi, prince de votre sang, de votre couronne? moi, Français, de votre peuple? Non. Sire, vos ennemis, ce sont ceux là qui, par la ruine de notre sang et de la noblesse, veulent la vôtre, et au dessous votre couronne. Bandez, sire cette plaie de votre peuple; baillez lui la paix, baillez — la à Dieu, à vos états, à votre frère, à votre conscience. Vainqueur, c'est moi qui vous la demande, ou, s'il faut la guerre, laissez moi la rendre à ceux la qui, seuls, vous la font et à nous."

Sein ſchönſtes Lob iſt, daß er ſich nach der Beſitznahme Frankreichs den natürlichen Gefühlen ſeines Herzens hingab. Sobald er in die Lage kam, ſich rächen zu können, verlor er die Luſt dazu. Eine General-Amneſtie erließ er für diejenigen, die gegen ihn in Navarra und Bearn die Waffen ergriffen hatten, welches auch ihre Religionsmeinung ſein mochte. Auf eine Medaille ließ er die Worte ſetzen: Die Liebe meines Volkes iſt mein Schild — mihi plebis amor. — Der Staatsrath in Bearn ſchloß vor der Beſitznahme König Heinrich's von Frankreich die Proteſtanten aus ſeiner Mitte; dieſe Art zu denken war nicht die des Königs. Duldſamkeit würde ſelbſt dann noch in ſeinem Herzen geweſen ſein, wenn er ſie nicht im Staatsintereſſe ge-

funden hätte. „Monsieur Bats" — schrieb er einem seiner Offiziere — „obgleich Sie zu den Anhängern des Papstes gehören, setze ich doch nicht weniger Vertrauen in Sie; die, welche geraden Weges ihrer Ueberzeugung folgen, sind meiner Religion, und ich gehöre der Religion aller derer an, welche brav und gut sind."

Nach Erlangung der französischen Krone sagte er in seiner trefflichen Rede an das Parlament: „Man darf keinen Unterschied mehr machen zwischen Katholiken und Hugenotten; alle müssen nur gute Staatsbürger sein. Ich bin der königliche Hirt, der nicht das Blut seiner Schafe vergießen, sondern durch Sanftmuth sie vereinigen will."

Um diesen großen Fürsten richtig zu beurtheilen, muß man sein Zeitalter betrachten und nicht Tugenden von ihm verlangen, von denen seine Zeitgenossen nicht einmal eine Idee hatten. Man muß die sehr natürlichen Neigungen Heinrich's IV. mit den monströsen Gelüsten seines Vorgängers vergleichen, der bekanntlich sich gern in Weiberkleidung zeigte und, mit Ketten, Spangen und Ringen geschmückt, im Theater in Gegenwart seines ganzen Hofes erschien. Diese Verirrungen sind zu abnorm, um sie in ihrer ganzen Blöße zu zeigen.

Mit der Besitznahme des französischen Thrones von Seiten der Beherrscher Bearn's war die Geschichte dieses

Landes für immer auf die glänzendste Weise geschlossen. Heinrich IV. ließ zwar die Verfassung Bearn's, weil er sein angestammtes Vaterland liebte, unangetastet, ja, als man ihn ersuchte, Bearn mit Frankreich zu vereinen, antwortete er, daß er lieber Frankreich an Bearn, als Bearn an Frankreich geben wolle; aber schon sein Sohn, Ludwig XIII. griff, trotz aller Protestation, in die alten Vorrechte des Landes. Nur noch einmal war von der längst vergessenen Verfassung des kleinen Ländchens die Rede. Der Deputirte von Bearn hatte im Convent die Taktlosigkeit, in Mitte der alles verschlingenden Revolution auf die vollkommene alte Verfassung Bearn's anzutragen. Seit dieser wahrhaft komischen Scene war keine Rede mehr von den Vorrechten Bearns, sie waren für immer mit seiner Geschichte zu Grabe getragen.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305